Bibliothek
der Real-und Volksschule
der Jsrael. Gemeinde
zu
FRANKFURT A/M.
Wimpfen und Goldschmidt'sche
Stiftung.

Bg. o. 515 as
3

Wahrheit

aus

Jean Paul's Leben.

Drittes Heftlein.

Breslau,
im Verlage von Josef Max und Komp.
1828.

88/513

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

„Soll ein Autor sich durch seine Geschichte ganz aufwickeln und aufklären und alles Romantische an ihm selber vernichten, oder soll er zur Erhebung junger Gemüther einen bewundernden Irrthum stehen lassen? Wahrscheinlich keines von beiden; denn ein Drittes ist, daß der Autor sich selber nicht erklären kann, weder aus sich, noch aus den Umständen.“

„Nicht die selbsüchtigste Seele kann durch meine Geschichte gereizt werden; vielmehr übertrüg' ich ihr selber meine Geschichte. Oder hat man denn so wenig Begriff davon, daß das Ich als persönliches (nicht als allgemeines) nichts nach sich frage?“

Aus Jean Paul's biographischen Notaten.

„— Ich beschwöre Dich — ich erscheine Dir sonst, — daß Du nach meinem Tode derb und frei schreibst, nicht verdammt klein-städtisch-zart und delikat über alles. O! ich bitte Dich; und mache diese Stelle zum Motto Deines Aufsatzes.“

Aus einem Briefe Jean Paul's vom 3. Februar 1802 an den Herausgeber.

Erste nöthige wiederholte Vorerinnerung aus dem ersten Heftlein (p. XII.).

„Wir wollen von und aus dem Leben Jean Paul's von dem Zeitpunkte an, wo seine eigenen Vorlesungen aufhören, Nachrichten ertheilen, so viel möglich, mit seinen eigenen Worten, nämlich mit Bruchstücken, die in seiner handschriftlichen Verlassenschaft, und mit Erzählungen und Andeutungen, die in seinen Briefen und Tagebüchern vorhanden sind. Wir können und wollen dabei nur als kurze Zwischenredner auftreten, um das anzuführen, was etwan zum Verständnis des Autors nöthig sein möchte."

Zweite sehr nöthige wiederholte Vorerinnerung aus dem zweiten Heftlein (p. x.).

„Bedeutende geistreiche Menschen stellen sich und ihr Leben in ihrem Briefwechsel (und, setzen wir jetzo hinzu, in ihren Denk- und Tagebüchern und einsamen Geistes- und Herzensergießungen) um so anschaulicher und getreulicher dar, je unwillkürlicher sie es thun, und je mehr sie — wenn sie schreiben — blos ein Gespräch unter vier Augen, oder gar nur mit sich selber zu führen glauben.“

„Bei solcher Darstellung hat aber weniger der Brief- und Schriftsteller als der Leser den Lebenslauf zu verfertigen; und dies thut der letzte, während der erste das, was ihm begegnet, bald aufrichtig und ausführlich

erzählt, bald nur halb andeutet, bald wol auch zu verheimlichen und theilweise zu verhüllen oder nach gewissen — entweder dieser oder jener Lebensperiode eigenen, vergänglichen oder lebenslänglich festgehaltenen — Ansichten, Vorurtheilen, Lieblings-Meinungen und Planen, oder nach augenblicklicher Gemüthsstimmung und Geistes-Aufregung einzukleiden sucht; dadurch aber — ohne es eigentlich zu wollen oder auch nur zu ahnen — eine Offenbarung seines Innersten vornimmt."

„So gelangt zur höchsten Anschaulichkeit ein fremder Charakter für den Leser, oder dieser erlangt eine immer deutlichere Anschauung desselben, wodurch er eben die Selbbiographie des Brief- und Schriftstellers in dessen Namen, und zwar aus den von demselben gelieferten Materialien *unparteiisch* macht und zugleich den Materialien-Lieferer zum Selbbiographen."

Vorerinnerung zu diesem dritten Heftlein.

Bei solcher Erschaffung eines Selbbiographen oder bei Verfertigung von Hans Paul's Selbbiographie wollen wir dem geneigten Leser an die Hand gehen durch die Mittheilung der Fragmenten-Sammlung, welche dieses dritte Heftlein enthält.

Blos eine solche Sammlung können wir mittheilen; und müssen daher den Leser bitten, doch ja nichts weiter zu erwarten als er zu erwarten berechtiget ist, nämlich die Lösung des Versprechens, welches der Titel enthält: „Wahrheit aus Jean Paul's Leben."

Wer auf mehr oder gar auf etwas anderes aufsieht, den bitten wir, das Heftlein, wenn er diese Zeilen gelesen, aus der Hand zu legen.

Zur Abfassung einer Lebensbeschreibung Jean Paul's, wie sie sein soll, gehört ein bedeutender Grad von Dichtertalent, wie schon zu jeder Geschichtbeschreibung und vorzüglich zur Charakterschilderung. Wer dieses nicht besitzt, wird seine eigene innere Anschauung, die er nicht mit treffenden Schlag- und Zauberworten zu beschwören und zur äußerlichen Erscheinung zu bringen vermag, durch Erklärungen gleichsam zu umschreiben suchen, um in dunkler Ferne eine unklare Schattengestalt vorüberschweben lassen.

Der Erklärer ist immer ein bloßer Nachtreter des Erschaffers; er muß Anschauliches vorfinden und strebt vergeblich, das, was er in seinem Innern zu erblicken glaubt, außer sich anschaulich zu machen. Als Kotzebue in der Vorrede zu seiner Geschichte Preußens die Besorgnis äußerte, daß ihm die Geschichtschreibung mislingen möchte, weil er zu sehr Dich-

ter sei, bewies er, wie durch diese seine mis- rathene Geschichte selber, daß er ein zu gerin- ges Dichtertalent habe; wogegen Göthe und Schiller (um von ihren größeren Werken zu schweigen) durch ihre historischen Einleitun- gen, jener zu Benvenuto Cellini, dieser zu den einzelnen Bänden seiner Memoiren - Samm- lung, ihr großes Dichtertalent bewährten. Daher konnte auch Marlborough in Bezie- hung auf Shakespear mit Recht äußern, daß dieser ihm, was er von der Geschichte Groß- britanniens wisse, beigebracht habe.

Man kann uns vielleicht Vorwürfe ma- chen, daß wir zu freigebig in der Mitthei- lung von Auszügen aus den Jugendhandschrif- ten Paul's gewesen sind; allein wir glauben zu unserer Entschuldigung anführen zu dür- fen, daß, was wir sorgsam und streng aus- gewählt haben, überall charakteristische, seinen Geist, seine Denkweise und seine Gemüthsart

enthüllende Beziehungen auf seine einzelnen früheren Lebensstazionen hat, welche Theile der Ganzheit seines Daseins ausmachen, der sie eben sowol zur Erläuterung dienen, als sie sie von ihr selber empfangen.

Wenn man einen Lebenslauf mehr in auf- als absteigender Linie betrachtet, kann und will man seine Augen nicht immer „vorwärts richten, sondern vielmehr rückwärts; man sucht immer das, was der Held gewesen ist" — man bewundert ihn mehr in der Vergangenheit als Gegenwart — „man bewundert ihn nicht mehr, wenn man an ihm immer dasselbe bewundern muß — er scheint sich selber überlebt zu haben."

Aus dem Leben eines merkwürdigen Menschen will man daher zweierlei wissen: wie er ward zu dem, was er war in der glänzendsten Epoche seines Lebens; und dann — denn kein Mensch bleibt immer derselbe —

wie er war in den einzelnen Perioden seines Lebens, wodurch er eben, sogar unter Abweichungen und Rückschritten vom Ziele, auf den Kulminazionpunkt seines Daseins gelangte.

Sollte dennoch in unsern Mittheilungen von Bruchstücken oder von Briefen der Leser Ausschweife zu finden glauben: so bitten wir, daß er diese — vielleicht nur scheinenden — Ausschweife gelten lassen und uns vergönnen möchte, uns auf unsern Helden — als hätten wir dazu von ihm selber eine viel weiter ausgedehnte Erlaubnis empfangen — zu berufen, welcher sich noch im Juni 1821 vorschrieb:

„Mache Deine Biographie sehr lang durch die Ausschweife. Wozu zu schnelle Geschichte, die so gut zu Einfassungen von Betrachtungen dienen kann.“

Baireuth, den 9. November 1827.

Inhalt.

		Seite.
Einleitung		XVII
I.	Jodiz. Schwarzenbach von 1776 bis 1779. Selblehrer	1
II.	Hofer Primaner. Primaner-Hussiten. Excurrens-Streitigkeiten. Hofer Gymnasium	18
III.	Disputirübung. Erfolg	40
IV.	Jugendfreunde. Schulperiode von 1779 bis 1781	54
V.	Kontrast. Denkübungen in den Jahren 1779, 1780 und 1781	64
VI.	Häusliche Verhältnisse	96
VII.	Leipzig. Student vom 19. Mai 1781 an. Studien-Rechenschaft	107
VIII.	Tagbuch vom August und September 1781.	136
IX.	Beginn der Räthsellösung. Erste Stazion des Schriftstellerlebens im März 1782.	170
X.	Fortsetzung. Räthsellösung. Zweite Stazion des Schriftstellerlebens	177

Seite.

XI. Episode von Paul's Kostüm. Mishelligkeiten 195

XII. Fortsetzung. Magister Gräfenhein. Gränzstreitigkeiten mit ihm 198

XIII. Fortsetzung. Zweite Kostüms = Leidenstazion 205

XIV. Streit = Briefe über das Kostüm . . 208

XV. Rühmliches Ende des Kleider = Martyrthums 228

XVI. Nachtrag zur Kostüms = Episode. Selbbekenntnisse 230

XVII. Witzspiele. Freundschaftproben . . . 239

XVIII. Zweiter Liebes=Blitz. Vorübung in der Liebes = Briefstellerei 260

XIX. Kurzes Schriftstellerglück. Hoffnung auf größeres. Schriftstellerfleiß. Plage. Mühseligkeit. Noth. Schwarze Seite des Glücks 269

XX. Andachtsbüchlein vom Jahr 1784 . . 295

XXI. Familien = Nothstand. Kindliche Leiden. Kindlicher Rath und Trost . . . 306

XXII. Rückkehr nach Hof. Aufenthalt daselbst. Zunehmendes Misgeschick 322

Anhang 352

Einleitung.

Unter die Vorschriften, welche Jean Paul sich selber für die Ausarbeitung oder vielmehr für den Vortrag der Vorlesungen, in die er seine Selbbiographie einkleiden wollte, gab, und die er „Machregeln" nannte, hatte er auch die esoterische *) mit aufgenommen, seinen Zuhörern von Zeit zu Zeit zuzurufen: „Meine Herren: niemand scharre, niemand gähne!"

Diesen Zuruf in den hinterlassenen Vorlesungen anzubringen, hatte er jedoch so wenig

*) Sie gehört nämlich unter die, welche er in seinem Vita-Buch mit zwei ° bezeichnete, mit der Bemerkung, daß nur er selbst sie in Anwendung bringen könne.

nöthig als, wie wir glauben, irgend ein Leser des ersten Heftleins ihn vermißt oder in Rücksicht seiner selbst erforderlich oder anwendbar gefunden haben wird.

Im entgegengesetzten Falle befinden wir uns und uns gegenüber der — wenn auch noch so geneigte — Leser, weil bei diesem Jean Paul's Zuruf: „Niemand scharre!" wenn wir uns ihn aneignen und in unserm Namen aussprechen wollten, wirkungslos bleiben würde.

Wir vermögen, wie wir schon in der Vorerinnerung zum ersten Heftlein angedeutet haben, nur Bruchstücke darzureichen, und müssen mehr uns selber zu täuschen als uns zu rechtfertigen suchen, indem wir aus den Machregeln zur Selbbiographie auch die noch anführen, wodurch sich Jean Paul vorgeschrieben hatte, nur einen Theil seines Lebenslaufes in Vorlesungen und als Professor seiner eigenen Geschichte zu geben.

„Nenne dich, sagte er zu sich selbst, bald Legazionrath, bald Mitglied der deutschen Ge-

sellschaft in Berlin, in Frankfurt, Museum-Mitglied; blos Professor der Geschichte bin ich durch meine eigne Hülfe allein geworden und habe mich selber dazu ernannt, weil ich ohne Unbescheidenheit in diesem Fach der Geschichte mehr zu wissen mich rühmen darf, als jeder andere; und dennoch ahnete ich früher nicht, daß ich je zum Professor meiner eigenen Geschichte aufsteigen und die Lehrkanzel besteigen würde."

Ungeachtet oder vielmehr wegen dieses Wissens — das jedoch kaum jemals zu einem unfehlbaren werden oder die fremde Anschauung zur eigenen und umgekehrt diese ganz zu jener machen kann — bemerkte der Professor ferner:

„Jede Universalgeschichte ist ja nur eine Häufung von Spezialgeschichten; und keine acta eruditorum kann es geben ohne acta eruditi."

„Da ich dem Fortgang meiner Geschichte kein hohes dramatisches Interesse geben kann: so sind Bruchstücke besser."

Daher hatte sich der Professor auch vorge-

nommen, beim Beschluß seiner Vorlesungen zu sagen: „hiermit schließ' ich meine Vorlesungen und übergebe dem Helden alle Dokumente und Aktenstücke seines Lebens."

„Ich will nun eben, sagt' er an einem andern Ort, lauter Aktenstücke geben, also hier statt Vorlesungen die Briefe, wiewol bei Gott alles dieses unendlich närrisch ist; denn bin ich nicht selber der Mann?"

Nachdem, wie wir schon erwähnt, Jean Paul seine Vorlesungen niederzuschreiben mit großem aber bald genug nachlassendem Eifer begonnen und dann damit fortzufahren mehrere Jahre unterlassen hatte, verbot ihm das Schicksal selbst deren Fortsetzung, indem es ihn von seiner Lehrkanzel abrief und in die überirdischen Regionen versetzte.

Nun ward das, was der humoristische Selbbiograph scherzend als einen freiwilligen Vorsatz oder als eine selbsterwählte Einkleidung seines Lebenslaufs angekündiget hätte, zu einem unver-

meidlichen Verhängnisse, welches uns nicht erlaubt, etwas Anderes mitzutheilen, als zusammengereihete einzelne Akten- und Bruchstücke aus dem Leben Jean Paul's.

In einer der erwähnten „Nachregeln" sagte dieser: „In Vita ist jetzt allein zu schreiben, was unter dem Schreiben vorgeht, z. B. des Hesperus, des Happel u. s. w.;" gleichwie er auch zu seiner eigenen Belehrung andeutete: „der Biograph muß weniger den Helden als den Menschen schildern."

Wenn der Held ein Schriftsteller und noch dazu ein Jean Paul ist; und wenn daher sein Thun in seinem Schreiben besteht und seine Heldenthaten in seinen Schriften enthalten sind; und wenn außerdem überall das Menschliche hervorgehoben werden soll: so ist uns dadurch die Aufgabe gemacht, bei unsern fragmentarischen Mittheilungen uns diesen Nachregel-Dualismus zur Vorschrift dienen zu lassen und sie, so viel in unsern Kräften steht, zu befolgen und zugleich

nur „das mitzutheilen, was — dies sind unsers Helden eigne Worte — „passet in eine Monatschrift, Jahrschrift des Lebens — in eine hausväterliche Chronik — in eine Reisebeschreibung durch das Leben.“

Dabei bemerkt er an einem andern Orte: „wirkliche Charaktere müssen nicht in allgemeinen Schilderungen aufgenommen werden, sondern mit einzelnen Zügen, wie Lenette.“

Diese Aufgabe wollte er sich sehr erschweren durch die Nachregel: „Setze dich blos hinein in die Lesefoderung der Weltleute, der Gelehrten und der Feinde, und suche nicht deinen besondern Freunden darin dich selber humoristisch auszugießen, was mehr für Happel paßt.“

„Der Weltmann will Erklärung der Bücher, die ihm gefielen: die Weiber das Herz im Leben; dem Gelehrten ist alles Mikrologische recht. Die Feinde — fragen nichts nach ihnen, da du ihnen doch entstellt vorkommst.“

Zugleich erinnerte sich Paul an das Ideal

der Käufer, welche verlangen: „höchste Styl-Leichtigkeit, hohe Szenen aus der Wirklichkeit darzustellen — viel Liebe, Freundschaft, Naturgenüsse. — Wie ist diesem Ideale zu begegnen? So nämlich, daß das Herz, das Wahre, was sie in den Werken von mir finden, nicht zerstört werde durch Geschichten, denen eine falsche Auslegung zu geben ist."

„Gib daher — diese Regel ist erst in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben, „statt aller Biographie eine genaue chronologische Uebersicht der Ortänderungen von Jodiz bis Baireuth" — die Namen der einwirkenden Männer und weiter nichts — und setze so kursorisch bei, an welchem Ort Hesperus, Siebenkäs u. s. w. geschrieben worden."

I. Jodiz. Schwarzenbach von 1776 bis 1779. Selblehrer.

Wir werfen nun einen Blick auf Pauls Kinderleben in Jodiz zurück, bevor wir ihn nach Schwarzenbach und von da nach Hof und dann weiter begleiten.

„Welcher Rosenschimmer, erzählt er, fiel auf den Vornehmen und Gast, der aus der Stadt auf das Land, aus Hof nach Jodiz kam. Den Werth eines Gastes kennt man nur im Dorf und im Winter. In der Stadt giebt es nur Besuche.“

Eben so verklärt erschien der von seinen Wanderungen heimkehrende Vater.

„Wenn er nach Hause kam, brachte er uns das Schönste mit, die Erzählungen oder Hofberichte. Aber etwas Anderes und Besseres als die täglichen Besuch=

Klatschereien und Neuigkeitkrämereien sind die Nachrichten, die Eltern traulich unter ihren Kindern sich geben; die Härte fehlt."

„Wenn ich bedenke, wie mein Großvater christlich gebend war; wie ich nie ein Wort oder einen Zug des Eigennutzes vom Vater vernommen: so muß ich Gott danken."

„Immer hört' ich Erzählungen vom Vater, wie er und andere Geistliche ihre Kleidungstücke hingegeben der Armuth: mit Freude erzählte er es blos als Nothwendigkeit, nicht Anmahnung. Gott! ich danke dir für meinen Vater! und so wird jeder glückliche Sohn sagen."

„Man muß aber nur nicht der Idyllen wegen glauben, es habe keine schlimmen Tage, keine Scheltworte u. s. w., in Jodiz gegeben."

„In der Kindheit braucht man Einfaches, Blütenblätter weiß, Herbstblätter bunt."

„Auf Kinder wirkt das Erhabene am wenigsten. Sie unterliegen dem Schrecklichen. Sie fassen nur das Schöne."

„Aus Mangel an schönen Gegenden kam Hang, in Romanen sich sie zu ersetzen. In der Mittelmark erzogen würde ein Dichter sich zum Landschaftmaler bilden, aber nur verlör er zu viel, wenn er in den

Jahren der Naturanbetung sich in die Leerheit verlieben müßte. In der Schweiz giebt es daher keine großen Naturdichter. Auch sind aus der Wirklichkeit nur Theile zu entnehmen."

„Der Glanz Italiens kann nicht die Gefühle, die Freude ersetzen, oder erregen, die ich im sechzehnten oder zwanzigsten Jahre an dem Ufer des Rheins gefunden hätte."

„Kann man nicht in die Weite: so kann man doch in die Höhe tanzen."

„Durch den Genuß beschränkter Verhältnisse übte ich die spätere Zufriedenheit ein, und die von der Kindheit versüßte Einschränkung gewöhnt an die von der Vernunft erleichterte."

Nun gelangte unser Held in seinen dritten Wohnort; nämlich in den Marktflecken Schwarzenbach an der Saale, wohin sein Vater aus der ärmlich dotirten Pfarrei in eine einträglichere, aus einem kleinen in ein ansehnlicheres und stattliches Pfarrhaus, aus einer beschränkten in eine weiter ausgedehnte, aber fast noch minder anmuthige Gegend versetzt wurde. Dies geschah am 9ten Januar 1776.

Der Professor unterbrach seine selbbiographischen Vorlesungen, nachdem er idyllische Schilderungen von einem Theil seines Schwarzenbacher Lebens mit freudiger Vorliebe vorgetragen und einstweilen die dunkle Seite desselben unberührt gelassen oder kaum mit einigen Worten sowol angedeutet, als verhüllt hatte.

Nachdem der Zauber des heiligen Christs mit dem Glauben an das Wunder seiner Bescherung verschwunden war, hatten für ihn die Pfingstfeiertage einen größern Werth und erschienen ihm in einer noch größern Herrlichkeit als zuvor Weihnachten, obwohl er noch in den letzten Lebenstagen in Erinnerung an Schwarzenbach in sein Vita-Buch einschrieb:

„Keine Jahrzeit hatte für mich Trübes. Ich erinnere mich aller nur von der schönen Seite."

Dennoch blieben an dem Schwarzenbacher Jugendhorizont einige dunkle Wolken hängen, die Paul an demselben beim spätern Rückblick noch schweben sah. Denn schon in Schwarzen-

bach gingen seine trüben Leben- und Jugendstunden an.

Der vergrößerte Wohlstand des Vaters dauerte nicht lange, nur drei Jahre und drei Monate. Nachdem er ihn nur in zurückweichender Ferne erblickt, nicht genossen hatte, starb er schon am 15. April 1779.

Paul läßt uns einen Blick in die häuslichen Verhältnisse seiner Eltern thun, indem er in seinem Vita-Buch sagt:

„Mein Vater durfte (in Jodiz) Schulden machen bei dem — jedoch mehr eingebildeten als wirklichen — Reichthum seiner Schwiegereltern und seinen Vokazionaussichten."

Die Zeit, wo die Tilgung jener beginnen sollte, war zu kurz und getrübt und erschien vergeblich und verging erfolglos.

Fortdauernde körperliche Leiden und davon unzertrennlicher Mißmuth quälten, sagt Paul, „meinen armen Vater."

Dieser Mismuth verbreitete sich über die ganze Familie; und wie sehr Paul davon ergriffen war,

zeigen die Andeutungen, die er zur Schilderung seines Schwarzenbacher Lebens hinterlassen. Er drückt in diesen mit Schmerz die Besorgniß aus, daß er angefangen habe, den Vater minder zu lieben und sogar den Abendgesprächen, welche er mit dem Kaplan führte, nicht mehr so theilnehmend und freudig zuzuhören als zuvor; ja er fürchtete (dies ist sein eigener Ausdruck) „gequält" zu haben. Deswegen fügte er auch die Bemerkung oder die Ermahnung an Eltern bei, „sich ihren Kindern immer in Kraft zu zeigen, damit sie nicht mit der Achtung die Liebe verlieren."

Diese Selbanklage lauerer Gesinnungen milderte er, indem er sich die Umstände ins Gedächtniß zurückrief, welche sie veranlaßten und ihn mismuthig machen mußten.

„Der Vater, sagt er in seinen Notaten, war oben in der Studir- und Geschäftstube; er konnte nur an sich denken; er hielt uns dem Rektorat übergeben und es war keine Frage mehr nach Fortschritten. — Jetzo war ich eigentlich ohne Aufsicht."

„Der Vater ritt allein nach Ködiz und Zedwiz;

alle frohen Fußlustreisen zu Geistlichen in der Nähe waren weggefallen — nur in Einem Orte war ich eingepfarrt; von einem körperlich und geistig umschränkten Hofraum war ich umgeben, ohne Männer, Lehrer, ohne Ideen, ohne alles Geistige."

„In der Schule war kein Einziger fleißig, oder edel, oder talentvoll. Ein Schreiber, Wolfram, war der Einzige, mit dem ich mich unterhalten konnte. Dieser mußte mir mit Fraktur die Titel meiner Büchlein schreiben; — ich that, als sei es gedruckt" *).

Umgekehrt gab man, nach Erfindung der Buch-

*) In einem Heft von Aphorismen und Andeutungen, welches Paul unter dem Titel: „Ironie. Band XI. 1787 niederschrieb, sagt er unter No. 120. „Ich muthe meinem künftigen Biographen zu, daß er, wenn er das Geschick hat, am wenigsten zu bemerken vergesse, daß ich eher zu schreiben begonnen, als ich ausgewachsen war. Ich wundere mich über das Phänomen sehr und gestehe, daß ich Bücher und Buchstaben zu schreiben fast zu gleicher Zeit anfing. Ich brauchte die List, nichts zu schreiben, als lauter schlechtes Zeug und manche haben es mir nachthun wollen. Ich heiß' es eine List und nenn' es eine Naturgabe, die mehr Gutes weissagt als hat. Wie die Bäume erst vortrefflich werden, die in der Jugend bloße Holzäste herausstoßen und die Früchte später bilden: so ist's ein Zeichen, wo nicht eine Wirkung eines guten Kopfs, wenn er in seiner Jugend nichts anderes herausschickt als hölzernen Stil und Gedanken; und ich weiß nicht wie viel man wol von dem erwarten könne, der in seiner Jugend vielleicht schon mit den besten Aufsätzen herausplatzet."

druckerei, für Geschriebenes, Gedrucktes (wegen des geschriebenen Titels) aus; und wie der D. Faust zum Hexenmeister und Zauberer ward und in Paris und für die Welt Druck für Schrift ausgab: so war unser Paul ein D. Faust, aber blos für sich und für seine eingeengte Pfarrhof-Welt, der er die Meinung leicht beibringen konnte, seine Manuscripte seien typographische Inkunabeln.

Er nahm schon in Schwarzenbach, wahrscheinlich im Jahre 1777 eine neue Orthographie an und zwar eben dieselbe, welche er am 21. März 1804 und an demselben Tage wieder aufgab, an dem er den ersten Hosenträger erhielt, nämlich an seinem 41sten Geburtstage *).

Hätte er eben so genau, wie bei der letzten Begebenheit, den Tag von der Annahme der

*) S. Wahrheit 2tes Heftlein, p. 93. Er zeichnete sich dies scherzweise und ironisch als ein merkwürdiges Ereigniß seines Lebens und dennoch im halben Ernst auf, weil er für die abgelegte Orthographie lange genug so viele Vorliebe, als gegen das angelegte, unentbehrliche Kleidungsstück Abneigung gehabt hatte.

neuen Orthographie angegeben: so könnten auch wir ganz bestimmt den Zeitraum, während dessen er sie festhielt, angeben, anstatt wir nun blos vermuthungweise annehmen dürfen, daß er nach 27 Jahren zum Gebrauch der gewöhnlichen Orthographie, obwohl nicht ganz zurückkehrte. Denn er behielt einzelne Ausnahmen *) bei, die er in seinen letzten Lebensjahren vermehrte, als er mit einem sehr verdienstlichen, aber noch nicht genug gewürdigten und anerkannten, kaum in Einzelheiten übertriebenen Reformationeifer sich um Verbesserung der deutschen Sprache und um Verbannung eingedrungener und täglich anwachsender Fehlerhaftigkeit bemühete.

„Alles Große — dies führt Paul in einem seiner biographischen Denkzettel an — alle Aufklärung setzt' ich in die siebziger Jahre, 1769 war schon tiefer; und noch hängt mir dies bei Lessing's Werken an."

---

*) Z. B. das Apostrophiren oder die Unterdrückung des End = vor einem Anfangvokal oder sogar vor Konsonanten, welches dem Genius der deutschen Sprache zu widersprechen scheint.

Die Heterodoxie gehörte damals zur Aufklärung.

„Zur Heterodoxie, sagt Paul, brachten mich die jungen Männer; die Knaben fliegen den Jünglingen nach.“

Zu diesen jungen Männern gehörte sein freiwilliger Lehrer, Kaplan Völkel, dessen Unterricht er in seinen Vorlesungen *) geschildert hat, und den er — ohne sich der aus seinem innersten Wesen hervorgehenden Ursachen seines Thuns klar bewußt zu sein — „zürnend und grollend“ (dies sind seine eigenen Worte) verließ, ungeachtet er fortwährend an ihm hing und ihn liebte, zumal wenn er den Gesprächen zuhörte, welche er bei seinen Abendbesuchen mit dem Vater führte.

Ein Zweiter dieser jungen Männer war Vogel, damals Pfarrer in Rehau **), ein Freund

*) S. Wahrheit, 1. Heftlein p. 126 ꝛc.

**) Er starb als Dekan in Wonsiedel und machte sich durch mehrere, in Meusels gelehrtem Deutschland verzeichnete, Schriften rühmlich bekannt, wozu auch die Raffi-

Völkels, der auch der seinige ward und der einen Einfluß auf sein Leben und seine Bildung, wie vielleicht kein anderer Mensch hatte; weil er es war, der den Wißbegierigen, dem fremde Lehre und Lehrer so wenig zusagten, in den Stand setzte, sein unermüdeter Selblehrer und sein fleißigster Selbzögling zu werden.

Völkel und besonders Vogel bewunderten an dem Knaben, welcher „den Jünglingen nachflog," aber auch „die jungen Männer" zu sich herabzog, nicht blos den grenzenlosen wissenschaftlichen Eifer, sondern sie erkannten auch das außerordentliche Talent und den übermächtigen Geist, dem sie sich gewissermaßen unterordneten, indem sie dem Selblehrer des Selbzöglings eine Art von Ebenbürtigkeit mit sich einräumten.

---

nerien" gehörten; so wie er auch zu den „Mixturen," wie Paul, Beiträge lieferte. Dieser wurde in seinem zwölften Jahr, mithin 1775, mit ihm bekannt, wie sich aus einem Brief vom 7. Febr. 1786 ergibt, welcher mit den Worten schließt: „Ich bin seit meinem zwölften Jahr mit besonderer Hochachtung rc.

Nicht in Ansehung der Heterodoxie, wohl aber in freudiger Anerkennung des Selbzöglings — den er ja als seinen eigenen Schüler ansehen und werthschätzen durfte — stand beiden Männern der Rektor Werner in Schwarzenbach zur Seite, welcher nach dem Schulmeister in Jodiz, Pauls zweiter öffentlicher Lehrer, gleich wie sein Vater sein erster Privatlehrer war, dem der Kaplan als zweiter nachfolgte, wovon aber der eine seines Amtes zu bald überdrüssig ward, der andere desselben von dem Lehrling entsetzt wurde.

Wenn dieser sagt; „ich bin nie von einem Lehrer geschlagen worden"; so hatte er dies am wenigsten von dem alten Rektor zu befürchten gehabt, den er in spätern Jahren „dem Pater Abraham de St. Klara ähnlich" und dessen „Anlage zum Komischen" er — wegen Geistesverwandtschaft — „wie rührend fand."

Von ihm sind noch einige Briefe vorhanden, die er an den — aus seiner Schule hervorgegan-

genen — Leipziger Studenten mit rührender Einfalt, Achtung und Liebe schrieb *).

Dieses Triumvirat (Werner, Völkel und Vogel) war es, das die genialische Kraft Jean Pauls, wie in der Folge nie ein anderer seiner Lehrer, freudig entdeckte und anerkannte und ihn dadurch in sich selber bekräftigte: — denn auch dem größten Geiste, so viel Selbgefühl er besitzen und so viel Verlaß auf sich selber er haben mag, ist doch zuweilen und zumal in der Jugend von außen her ein ermuthigendes Anerkenntniß seines Talents und der gelingenden Anwendung desselben nöthig. Um sich seines Werths unschuldig bewußt zu werden, ist dem Menschen fremde Werthschätzung unentbehrlich. Paul erfreute sich solcher ermuthigenden Werthschätzung besonders von Seiten des Pfarrers Vogel und erkannte es fort und fort dankbar an **).

*) Davon wollen wir einen im Anhang mittheilen.

**) Als er an ihn — er war indessen zum Superintendenten in Wonsiedel emporgestiegen, — am 10. Dezem-

Dieser besaß nämlich und vermehrte täglich eine ausgewählte Büchersammlung, die gleich bedeutsam an Zahl und Werth der Werke aus meh-

---

ber 1810 schrieb und sich von ihm die Meldung des Jahres erbat, worin sein Vater „Organist und Terzius in Wonsiedel geworden, und des andern, wo er abging als Pfarrer nach Jodiz," setzte er hinzu: „in meine nahe Selb-Lebensbeschreibung gehört dies so gut als das dankbare Andenken an Ihre literarischen Wohlthaten."

Am 27. Mai 1781 schrieb er ihm: „dem Lobe, das Sie mir beilegen, mag ich nicht widersprechen, damit ich nicht in den Verdacht komme, als thät' ich's, um es zweimal zu hören. Mein größtes Vergnügen hier in Leipzig wird der Briefwechsel mit Ihnen ausmachen. Sein Sie mein Führer auf dem Wege zur Wahrheit und auf dem Wege zum Glück — leiten Sie den Jüngling, der so leicht fallen kann — Ihr Beifall wird mir Antrieb genug gewähren, fleißig zu sein — und Ihr Tadel Sporn genug, besser zu werden. Ich bin Ihnen viel schuldig; ja wahrlich, ich bin Ihnen viel schuldig — es ist mein Glück, Sie kennen gelernt zu haben. Dankbarkeit und Liebe ist meine erste Pflicht — und diese wird nie in mir erlöschen."

Am 9. Oktober 1781 schrieb Paul abermals: „Sezzen Sie zu den Gütigkeiten, die Sie mir erwiesen haben, noch die größte derselben hinzu, Ihnen oft in Briefen dafür — danken zu dürfen." —

„Hier schick' ich Ihnen einen Katalog von den Büchern, die den 27. Oktober veraukzionirt werden. Ich werde mich freuen, wenn Ihnen recht viele Bücher darunter gefallen, und wenn ich etwas zum Wachsthume der Bibliothek beitragen kann, die mir so viel Nutzen, so viel Vergnügen verschafft hat.

rern wissenschaftlichen Fächern war; eine Büchersammlung, wie sie nie leichtlich bei einem Landpfarrer angetroffen sein möchte, und besonders damals in der vaterländischen Umgebung Jean Pauls kaum möglich zu sein schien.

Es war daher ein außerordentlicher Glücksfall, oder vielmehr ein Werk der Vorsehung, daß diese Büchersammlung sich in seiner Nähe befand und daß er davon Gebrauch machen durfte durch die freundlich väterliche Gunst des Besitzers — der eben dadurch zu seinem guten Genius ward und ihn fähig machte, sein Selblehrer zu werden.

Von dem Werthe der Büchersammlung sowol, als von den Werken, welche Paul — Friedrich oder Fritz wurde er damals von seinen Anverwandten genannt — las, so wie von der Art und Weise und von dem Erfolg, womit er mit allseitiger und scharfsinniger Richtung und Aufmerksamkeit auf fast alles Wissenswürdige studirte, kann eine Ansicht folgender Brief gewäh-

ren, welchen der achtzehnjährige Paul am 3. April 1781 als Höfer Primaner an Vogel schrieb.

Nachdem er sich entschuldigt, daß er neulich bei einem Besuch „so lange beschwerlich gewesen sei," fährt er fort: „Dieselben setzen so viele neue Gütigkeiten zu den alten, daß es mir schwer wird, Worte zu finden, die genug Dankbarkeit verriethen — und noch schwerer, so kühn zu sein, dieselben um neue zu bitten. Hiedurch übersend' ich Dero Bücher mit gehorsamstem Dank."

„Origineller Witz und Laune herrscht durch das ganze Buch „von der Ehe;" das Verdrüßlichste ist, daß dieses Buch so bald ein Ende hat. Es hat eine frappante Aehnlichkeit mit den „Lebensläufen nach aufsteigender Linie." Soll ich's wieder wagen, um neue Schriften bei Ihnen anzuhalten? Dero Güte gegen mich gibt mir Muth, es um folgende zu thun:

um den dritten Theil von Semler's Untersuchung über den Kanon;

Göthe's Schriften;

den zweiten Theil von Lavaters Tagebuch;

Helvezius sur l'éducation de l'homme;

die fünfte Abtheilung des Anhangs zu den 36 Bänden der Allgemeinen deutschen Bibliothek;

und um — — kaum wag ich's noch einmal Dieselben darum zu bitten — „Lessings Fragmente." Ich befürchte nicht, Dero Unwillen zu verdienen, wenn ich um ein Buch gehorsamst bitte, das Dieselben mir aus liebreichen Absichten versagen." —

„Folgendes Dilemma scheint mir allzeit sicher: entweder dieses Buch enthält Wahrheiten oder Irrthümer. Ist's erste: so kann nichts hindern, es zu lesen — ist's letzte: so überredet es entweder nicht, weil die Gründe zu schwach sind — und dann schadet es auch nichts — oder es überredet. Was hab' ich aber im letzten Falle für Gefahr zu befürchten, wenn ich eine Wahrheit, von der ich nicht aus Gründen überzeugt bin und die bei mir blos Vorurtheil ist, mit einem Irrthum vertausche, der mir wahrscheinlicher und einleuchtender ist?" —

„Darf ich also noch einmal — — aber ich will lieber hundert Bücher missen, als nur im geringsten mich Dero Gütigkeiten und Liebe unwerth machen." —

„Es folgen hier auch die kleinen Aufsätze oder vielmehr Uebungen, um deren Durchlesung ich Diesel-

ben neulich bat. Wenn's nicht zu viel gewagt wäre, würd' ich Dieselben gehorsamst ersuchen, sie für Schulexerzizien anzusehen, die man korrigirt. — Nichts müßte mir erwünschter sein als ein Tadel — wenn ich so glücklich wäre, ihn zu erlangen — von Denenselben, welche es wol am besten im Stande sind — ohne Schmeichelei sei dies geschrieben — zu tadeln und zu verbessern. Wie würd' ich mich freuen, falsche Gedanken von Denenselben bemerkt zu finden oder fehlerhafte Ausdrücke korrigirt zu sehen."

II. Höfer Primaner. Primaner-Hussiten. Excurrens-Streitigkeiten. Höfer Gymnasium.

Dieser ehrwürdige Mann, an den man nicht anders als mit dankbarer Erinnerung denken kann, und seine bereitwillige und sorglich wohlthätige Darreichung seines Bücherschatzes — sorglich nennen wir sie, weil er die Mittheilung von Les-

sings Fragmenten erschwerte — war also dem von außen her beschränkten und zuweilen bedrückten Jüngling behülflich, fort und fort in seinem Innern ein geistig frohes, wissenschaftliches und eben dadurch ein solches Idyllenleben zu führen, wie er in seiner letzten Vorlesung geschildert hat.

Sein inneres Leben blieb immer abgesondert von seinem äußeren; und wenn dieses noch so trübselig war: so fand er Trost in jenem und überwand mit seltener Kraft, ja vergaß darüber die äußere Bedrängniß. Mißmüthigen Empfindungen vermochte er, wenn wirkliches Mißgeschick vorhanden war, auf dieselbe Weise plötzlich Einhalt zu thun, wie man willkürlich eine Gedankenreihe abzuschneiden und auf Augenblicke, gleich dem Athemholen, alles Denken zum Stillstand zu bringen vermag.

Heimlich und gleichsam hinter dem Rücken des Vaters hatte sich Paul ausgebildet und gelehrt gemacht, als ihn jener im Jahre 1779 nach Hof führte, um ihn nach vorausgegange-

ner Prüfung zum Schüler des Gymnasiums aufnehmen zu lassen. Obwohl Paul glaubte, daß er in dieser Prüfung nicht gehörig bestanden sey: so war doch der examinirende Rektor M. Kirsch ganz anderer Meinung, indem er den Johann Paulus Friedrich Richter in die Matrikel als mittleren Primaner einschrieb und etwas that, was unerhört war und unbegreiflich schien, nämlich einen Zögling in das Gymnasium aufzunehmen und ihm in der Klasse, für welche er überhaupt befähiget war, einen andern Platz als den allerletzten anzuweisen oder ihn zum Ultimus zu machen *). Ueberhaupt gab es damals — außer für diesen Ultimus und für den Primus, und beide waren es durch Zufall — keine Rangordnung des Sitzens auf den Schulbänken, sondern die Zeit der Aufnahme in das Gymnasium bestimmte dieses. Nicht der Platz, auf dem der

*) Der Rektor wollte sogar unserm Paul die Würde eines obern Primaners verleihen, was aber sein Vater nicht zugab, weil er vor der Mißgunst der Mitschüler den Sohn bewahren wollte.

Schüler saß, ehrte diesen, sondern umgekehrt jeder Tüchtige brachte seinen Platz zu Ehren, es mochte nun der erste oder der letzte oder welcher andere in der Mitte sein. Denn es hing das Anerkenntnis des Talentes, des Fleißes und der errungenen Kenntnis größtentheils von dem Urtheil der Mitschüler ab, welche stillschweigend eine Jury unter sich bildeten und immer dem Geistig-Vorzüglichsten — mochten sie ihn vielleicht wegen Aeußerlichkeiten und zufälliger Umstände necken und verspotten oder sogar verfolgen — den Vorrang einräumten. Die Jugend erkennt die natürliche Allgewalt und Uebermacht des Talents so lange freudig an, als sie nicht unscheinbar gemacht oder sogar vernichtet wird durch Eitelkeit-Aufreizung, welche man bewirkt durch Prämien-Austheilungen, durch wechselnde Rangordnungen des Sitzens und überhaupt durch äußere — zuweilen erschlichene und nicht immer ehrlich gewährte — Auszeichnungen. Diese geben von Tag zu Tag neuen und um so

gefährlichern Anlaß zur Verwechselung der Mittel mit dem Zweck; ehren jene mehr, als sie diesen hervorheben, oder erheben vielmehr belohnend und lobpreisend die zeitlich gelingende Vorbereitung, die augenblickliche Anstrengung, als wäre sie die gelungene That. Sie verleiten die Jugend zu Ansprüchen, welche das fortschreitende Leben nicht zu befriedigen vermag. Denn die Menschen von reiferem Alter können — wenn auch das Beste, was sie thun, nicht immer verkannt wird — doch nie in den Augenblicken, in welchen sie es vollbringen, auf dessen Anerkennung rechnen. Und durch solche Verlockung wird sogar das Jugendleben selbst verbittert, weil das im Stillen gehegte Ehrengericht der ebenbürtigen Mitschüler untergeht, indem, im Widerspruch mit dem Urtheil, das es abgibt oder mit der öffentlichen Schul-Meinung, öfters Minderbedeutende hervorgehoben werden und einen Vorrang vor den Besseren erhalten, die in den Schatten zurücktreten müssen.

Indessen geschah dies gewiß nicht beim Eintritt Pauls in das Gymnasium.

In der Erlangung der hohen Würde eines mittlern Primaners und in dem Ueberspringen aller sogenannten Untern lag zugleich das Anerkenntniß, daß Paul nur zwei Jahre in der Prima zuzubringen habe, in der sonst jeder Schüler ohne Ausnahme drei Jahre verweilen mußte.

So große und unerhörte Bevorrechtung brachte Paul in Misverhältnisse, in Streitigkeiten; ja sie gaben Anlaß zu Verfolgungen. Bald genug mußte er bemerken, daß er unter seinen Mitschülern ganz allein stand, ungeachtet er sich gerne und zuvorkommend an alle angeschlossen hätte und anzuschließen versuchte, wie sich nach und nach die besseren an ihn anschlossen.

Sogar der Einzige ward an ihm zum Verräther, welchen er beim Eintritt in die Schule als einen frühern Bekannten vorfand und der ein Angehöriger einer mit der seinigen vertrauten Familie war. Paul wurde von ihm, unge-

achtet oder weil er in ihn ein argloses und liebevolles Zutrauen setzte, mit muthwilliger Bosheit hintergangen und, unter verspottendem Gelächter der Mitschüler, in die peinlichste Verlegenheit versetzt, die er, weil sie unverschuldet war, schnell überwand und leicht vergaß, aber nie das lieblose, hinterlistige und schadenfrohe Bezeigen eines Menschen, dem er Ehrlichkeit und freundlichen Sinn zugetrauet hatte.

Wenn Jean Paul sagt, daß er über alles in der Welt lieber und leichter als über sich ernsthaft sprechen könne und daß er sich daher in seiner Selbbiographie, wo er nur könne von der komischen Seite darstellen wolle: so würde Er auch allein berechtiget und im Stande gewesen sein, ohne sich und andere zu verletzen, sein erstes Erscheinen in der Schule zu schildern; seine dem Stoff und der Form nach dorfmäßige, ganz neue und doch vernachlässigte Kleidung, seinen treuherzig unbefangenen Anstand, sein gleichsam

alte Bekanntschaft voraussetzendes Entgegenkommen, das fast für Zudringlichkeit galt.

Den städtischen Mitschülern diente dies alles, besonders aber sein in sich gekehrter, auf die äußere Erscheinung unaufmerksamer Sinn, ja sogar sein begeisterter Blick, der ihnen schielend vorkam, zum Spott.

Paul sagt in den Notaten zu seiner Selbbiographie: „die Primaner waren meine Hussiten,“ und spielte dabei auf das Schicksal seiner Vaterstadt an, welche von den Hussiten sehr bedrängt und vergeblich berennt wurde, weil die tapfere Bürgerschaft, deren Andenken er in seiner Biographie verherrlichen wollte, alle ihre Angriffe abschlug. *).

Auch erinnerte sich Paul in denselben Nota-

---

*) Aus der ausführlichen Beschreibung des Fichtel-Berges. Leipzig 1716 S. 52. wollte er anführen, wie die Hussiten, nachdem sie das ganze Land oberhalb des Gebirgs verheert, Wonsiedel belagert; die Wonsiedler aber den Sturm abgetrieben und am Freitag vor Pfingsten 1462 die dreimal stürmenden Böhmen von 18000 Mann geschlagen haben.

ten der „Excurrens-Streitigkeiten", die er mit den Primaner-Hussiten gehabt und siegreich abgethan hatte.

Nur diese Erinnerungen und Andeutungen können uns zum Anlaß und daher wol auch zur Entschuldigung dienen, daß wir kleinliche Schulgeschichten zu weitläuftig erzählen; obwol dies nöthig scheint, weil es einen Theil der lange fortdauernden Unannehmlichkeiten ausmacht, durch welche Pauls Jugend so getrübt wurde, daß davon eine lebenslängliche Erinnerung zurückblieb.

Pauls erlangte Würde eines Mittlern, eines Quasisten oder quasi modo Geniti wollten die Unteren, die dienstbaren Primaner der dritten Rangordnung, die keinen Degen tragen durften, durchaus nicht anerkennen; zumal da sie in den ersten Augenblicken seinen Werth nicht zu ahnen, geschweige denn zu erkennen vermochten. Ob sie ihm wol nach kurzer Zeit in den meisten Zweigen des Wissens den Vorrang unwillkürlich einräumen mußten: so war es doch unmöglich, daß sie sich

einen Begriff von seiner hohen Geisteskraft und von dem Umfang seiner bereits erlangten Kenntnisse machen konnten, da er in einigen Wissenschaften, die ihn nicht ansprachen, fast absichtlich zurückblieb, weswegen er sogar, wie er in seinen biographischen Notaten bemerkt, wähnete, daß er „z. B. für die Geographie keinen Sinn habe.“

Der Zustand des Höfer Gymnasiums war damals nichts weniger, als ausgezeichnet, und noch in seinen spätern Lebensjahren erinnerte sich Paul mit Bedauern und Betrübnis daran, so daß er, wenn er mit jugendlicher Freudigkeit den Schulprüfungen im Baireuther Gymnasium in Gesellschaft eines Jugendfreundes beigewohnt hatte, zu diesem mehrmals sagte: „so gut hätte es uns in unserer Jugend werden sollen!“

Daher hatte er sich auch vorgenommen, seiner Selbbiographie ein Kapitel einzuverleiben, in welchem er von dem reden wollte, „was ihm der Himmel in seiner Jugend hätte geben sollen: Lehrer — Liebe — ꝛc.“

Wir wollen eine sehr verwahrlosete Seite dieser Schule — weil ohne sie die oben schon erwähnte Verspottung Pauls unmöglich gewesen wäre — hervorheben, nämlich den Unterricht, den ein ärmlich besoldeter Sprachmeister (früher Tapetenwirker) in der französischen Sprache gab, die er unrichtig aussprach und fehlerhaft schrieb. Er hatte in jeder Woche in der Prima einige Stunden Unterricht zu ertheilen; das einzige Buch, welches er dazu brauchte, führte er in seiner Tasche bei sich — er war zugleich wandernder Bibliotheken-Besitzer, Bibliothekar und Bücherverleiher; — wenn er aber das einzige Universalbuch auf eine große Tafel, an deren Ende er saß, aufgelegt hatte: so konnte er es nicht ohne Mühe dahin bringen, daß sich immer nur ein einzelner Primaner nach dem andern zu ihm hinsetzte, um ein Pensum zu übersetzen, welches ohne alle Aufmerksamkeit und mit der Begierde geschah, von dem verlornen und Nothposten bald genug abgelöset zu werden, um sich

dem großen Haufen von 20 oder 30 Primanern zuzugesellen, der sich indeß, aller Zucht und Aufsicht entbunden, mit Spielen und leichtfertigen Neckereien die Zeit vertrieben.

Unter diesem Haufen stand Paul in der ersten französischen Stunde nach seinem Eintritt in die Prima fremd und zutraulich zuvorkommend, obwol betroffen von dem Muthwillen, der um ihn her sich äußerte. Ein dadurch aufgeregter, leichtfertiger Spieltrieb reizte den schon erwähnten, einzigen Mitschüler, mit dem Paul aus früherer Zeit schon bekannt und vertraut war, ihn zu mystifiziren und seine zutrauenvolle Leichtgläubigkeit zum Gegenstand allgemeiner Verspottung zu machen.

Er eröffnete ihm daher, es sei herkömmliche Sitte und Pflicht, daß jeder angehende Primaner in der ersten Stunde, in welcher er dem französischen Sprachunterricht beiwohne, dem Sprachmeister die Hand küssen müsse. Nichts Arges vermuthend und willig seiner Pflicht nachkom-

mend, näherte sich Paul schüchtern und verlegen dem Sprachmeister, ergriff seine sich sträubende Hand und küßte sie ehrerbietig. Aber der Halbfranzose, der sich nichts Gutes von den Primanern versah und wähnte, es sey auf seine eigene Mystifikazion abgesehen, gerieth in einen ungemäßigten Feuereifer, obwol er sonst alles, was um ihn vorging, geschehen ließ, woferne er nur einen einzelnen Primaner nach dem andern herausfischen konnte, der sich neben ihm niederzulassen und zu exponiren bequemte. Auch ließ er sich Vieles gefallen, weil er die gute Absicht hatte, den Gymnasiasten in Privatstunden nachzuhelfen, die er während des ganzen Tages gab.

Mit Zornwuth schäumte und donnerte der Sprachmeister auf den armen Paul so los, daß dieser gemißhandelt zu werden befürchten mußte, ungeachtet er sich nur seiner guten Gesinnung und Absicht bewußt; und zumal in seinen Augen die Huldigung, die er dem Sprachmeister erwiesen, um so weniger etwas Außerordentliches war, als

in seiner Familie das Handküssen (z. B. nach dem Essen und sonst) eine herkömmliche Sitte und Schuldigkeit war; wie denn Paul selbst erzählt *), daß er, wenn er nach Hof kam, dem Großvater hinter dem Webstuhl die Hand küßte.

Der im Innern tobende vom lauten Ausbruch kaum zurückzuhaltende Jubel und die Freude der „Hussiten" über die beschämende Ueberlistung Pauls war so groß oder noch größer als die Zornwuth des Sprachmeisters, und zwischen beiden stand verlassen, unbeholfen und aufs höchste betroffen der verhöhnte Paul.

Er war es weniger über den an sich rechtmäßigen Zorn des Lehrers als über die spottende und lachende Schadenfreude, die mit Ungestüm laut ward, als der Sprachmeister — seine Sitzung aufhebend und seine Frohnstunde abkürzend — fluchend und drohend zur Thüre hinausrannte.

---

*) S. Wahrheit 1tes Heftlein p. 89.

Wie sehr Paul durch diese Szene angegriffen und gekränkt war, kann man daraus abnehmen, daß eine Erinnerung an dieselbe in ihm nicht unterging, so wie er sich auch von dem treulosen Mitschüler — was durch dessen späteres Leben gerechtfertigt wurde — entfernt hielt, obwol er mit ihm in seinen letzten Lebensjahren in einige sonderbare Verhältnisse gerieth; in Verhältnisse, die sogar über sein Leben hinausreichten und gleichsam aus seinem Sarge heraus die Nemesis nicht vergeblich aufriefen zur Vollstreckung einer zulang verzögerten Bestrafung.

Aus derselben Szene ging aber auch der erste Keim einer lebenslänglichen Freundschaft gegen einen Mitschüler hervor, der, wie Paul selber in seinen letzten Lebensjahren äußerte, weder an dem Freudengetümmel über seine demüthigende Verspottung, noch jemals an Neckereien, weil diese ihm überhaupt widerwärtig waren, vielleicht aber auch deswegen nicht Theil genommen, weil er ähnliche Verfolgungen zu erdulden hatte.

Paul, den man nur für einen unteren Primaner anerkennen wollte, sollte durch die That zu einem gemacht werden; er widerstand aber kräftig dieser und ähnlichen Verfolgungen und behauptete mit Festigkeit, ja mit Trotz seinen wol erworbenen Rang, ohne jemals eine Klage zu suchen bei den Lehrern oder sich in Zänkereien einzulassen.

In jeder Woche mußten der Reihe nach zwei der untern Primaner die dienstthuenden Brüder machen oder die Excurrentes (Ausläufer) sein, die Stunden ausrufen und das Brod herbeiholen, welches in einer der Pausen, zwischen den Stunden und dem Lehrerwechsel, genossen wurde.

Paul sollte, uneingedenk seiner Würde, den Excurrens machen; daher als solcher seine Hand hinreichen, um von jedem Mitschüler den Kreuzer zu empfangen, für den seine namentlich bestimmten Viktualien eingekauft werden sollten. Er protestirte weniger mit Worten (oder blos mit

drei Worten) als durch die That. Er ließ nämlich blos die Arme niedersinken, daher auch eben die Hand herabhangen, welche ausgestreckt sein sollte, um die dargereichten Kaufschillinge in Empfang zu nehmen.

Da nun die ägyptische Bildsäule oder die lebendige Mumie mit unbeweglich an den Leib angeschlossenen Armen nicht zu einem Excurrens zu brauchen war: so mußte wol der eigentliche dienende Primanerbruder sein Amt versehen und die Lebensmittel zutragen, deren Genuß man weniger als dem des Rechthabens zu entsagen vermochte.

Indeß hatte Paul auf immer gesiegt, dabei aber einige sehr trübe Minuten zu überstehen gehabt, an die ihm eine Erinnerung zurückblieb; weswegen er eben in den Notaten zu seiner Selbbiographie die „Excurrens-Streitigkeiten" anführte, weil er sie neben den andern Mühseligkeiten seines Höfer Schullebens schildern wollte. Diese überwand er durch unab-

lässige Geschäftigkeit, wie die Liebes-Sehnsucht, von der er sagt: „daß ich in Hof (als Gymnasiast) keine Liebe suchte, obwol den Werther las, kommt von Beschäftigung."

Ungeachtet in andern oder vielmehr in allen Fächern der Wissenschaften der Unterricht ungleich besser war als in der französischen Sprache: so war doch der Zustand des Höfer Gymnasiums nichts weniger als trefflich.

Mag eine Schuleinrichtung und mögen die vorgeschriebenen Lehrmethoden noch so gut sein: so kommt doch zuerst und zuletzt Alles auf das Lehrtalent an, welches eben so gut wie jedes andere ein angebornes, daher auch mit einem immer heiteren, arglosen, lebensfrischen und Gutes ahnenden Gemüthe vereint sein muß, das nach nichts strebt als immer jung, nämlich mit der Jugend befreundet zu bleiben, um sie nicht sowol zu sich als in die höheren Regionen des menschlichen Wissens und Seins emporzuheben. Dieses Talent ist allein fähig, reinen wis-

senschaftlichen Eifer und eine unvergängliche Dankbarkeit in den Schülern zu erwecken.

Selten ist dieses große und ehrwürdige Talent sogar bei Männern zu finden, welche aus freier Wahl ihr ganzes Leben dem Lehramte widmen; aber kaum war es bei Schulmännern zu erwarten, welche ihre ärmlich besoldeten Stellen als Passions-Stazionen anzusehen hatten, auf welchen sie emporkriechen mußten zum abermals ärmlich, wenn auch etwas besser besoldeten Kirchendienst. Je länger sie auf solche — wie man es nannte — Versorgung warten mußten, desto mehr konnte ihnen auch ihr Frohnunterricht der Jugend zum Ekel werden. Dies war der Zustand des Höfer Gymnasiums, als Paul in dasselbe aufgenommen wurde.

Keiner der beiden Männer, welche die Primaner unterrichteten, hatte das großartige Lehrtalent. Der Eine und bedeutendste war der Rektor M. Kirsch, der Nachfolger des ehrwürdigen und sehr gelehrten, auch im hohen Grei-

senalter jugendlich unschuldigen M. Paul Daniel Longolius; der Andere, Konrektor Rennebaum, Nachfolger des im gleichen Grade hochachtbaren M. Johann Kapp. Keiner von beiden war seinem Vorgänger in Ansehung des Lehrtalents und besonders in der Liebe zur Jugend und im unzerstörlichen und unschuldigen Verlaß auf die unvertilgbare Würde der Menschheit in derselben gleich, obwol beide nicht nur vorwurffrei, sondern auch eifrig und lobenswürdig in ihren Amtsverrichtungen waren.

Der Umfang der Kenntnisse, welche der Rektor Kirsch — der übrigens vor allen andern Wissenschaften mit Vorliebe die orientalischen Sprachen studirte — besaß, war viel größer als der des Konrektors. Eben weil jener über einen größern Schatz des Wissens zu gebieten hatte, konnte er auch willkürlicher damit schalten und freigebiger davon mittheilen. Dies hatte Einfluß auf seinen Lehrvortrag, der nicht verzögernd und wiederholend oder zu sehr bei dem Einzel-

nen verweilend und gleichsam wiederkäuend war, sondern fast eilend; so wie auch die alten Autoren unter seiner Leitung meistentheils (wie man es nennt) kursorisch gelesen wurden.

Auch lehrte Kirsch Philosophie, was aber kein Aufregen zum Selbstdenken, sondern nur ein Antreiben zum Auffassen und Aufsagen solcher fremden — nicht in dem eigenen Geist durch sokratische Beihülfe entwickelten und wiedergebornen — Ideen war, wie sie nach Anleitung eines Eintagsystems, mitgetheilt werden. Dies mochte kaum oder allenfalls für den gemeinen Haufen der Mittelmäßigen, für deren Bedürfnisse bei allem öffentlichen Schulunterricht freilich zuerst gesorgt werden muß, hinreichend sein; keineswegs aber für jene ausgezeichneten Köpfe, welche vom eigenen Genius zum Ueberflügeln der gedruckten Kompendien-Lehren und mündlichen Herolde und Ausleger derselben angetrieben werden.

An Talenten, Kenntnissen und Lehrmethode

stand der zweite Lehrer, Konrektor Rennebaum, weit hinter dem ersten zurück, obwol nicht an wohlwollendem und gewissenhaftem, ja religiösem Eifer, seine Amtspflichten zu erfüllen, sich seinen Schülern recht nützlich zu machen und ihnen, was er nur vermochte und zu vergaben hatte, an Kenntnissen beizubringen.

So kursorisch Kirsch meistentheils die alten Autoren vortrug, ohne es doch an nöthigen Erläuterungen fehlen zu lassen, so langsam zögernd, ja langweilig that es Rennebaum, weswegen er auch den Aufschluß über den Sinn und die Zusammenfügung der Wörter und Redensarten mehr von außen her herbeiholen mußte, als aus dem Geiste des Schriftstellers abzuleiten oder mit diesem vertraut zu machen verstand, ungeachtet dies sein eifrigstes, aber auch mislingendes Bestreben war.

Diese ängstlich verweilende und das Geistige so wenig geistreich darreichende Methode konnte einem Geiste unmöglich zusagen, dessen habsüch-

tige Wißbegierde unersättlich und in die Zukunft hineinstürmend; und der nicht blos seinem eigenen Lebens-, sondern auch seinem Zeitalter vorgriff und zuvoreilte und schon so Manches gelesen, durchdacht und sich angeeignet hatte, was nicht nur den Mitschülern, sondern sogar den Lehrern noch ganz fremd war.

III. Disputirübung. Erfolg.

Wie Pauls Geist und seine Studien sich zuerst der Philosophie zukehrten: so folgten sie auch der kritischen Richtung des Zeitalters.

Zur Theologie durch den Zufall der Geburt — und keineswegs durch eigentliche, eigne oder fremde, Wahl — bestimmt, sprach ihn, vermöge dieses kritischen Zeitsinns, die Heterodoxie

an, die er daher für eine Verwandte und Gefährtin der Philosophie ansah.

Die Historie, insofern sie ein bloßes, ohne sonderliche Anstrengung und ohne Nachdenken mögliches, oder vom letzten sogar ablenkendes Gedächtnißwerk ist — und dafür sah er sie ursprünglich an — widersagte ihm lange Zeit, und nur die theologische oder heterodoxe Skepsis, die für sich eine natürliche und tüchtige Stütze aufsucht und auffindet in der Kirchengeschichte, leitete ihn von der letzteren zur allgemeinen Geschichte, mittelst des unzertrennlichen Zusammenhangs, in dem diese mit jener steht. Allmälig und langsam legte Paul sein Vorurtheil gegen die Historie ab und fing — jedoch erst nach dem Universitätsleben — an, sie in Verbindung mit der Chronologie und Geographie, mühsam zu studiren, wozu ihm auch ein in der Folge übernommenes Privat-Lehramt fortdauernden Anlaß gab.

Es entwich ihm nach und nach, aber nie

ganz, einige Geringschätzung jenes untergeordneten Talents, das man das historische nennen könnte, im Gegensatz mit dem philosophischen und poetischen.

Gleich wie man den beiden letztern, zumal wenn sie, wie bei Plato oder auch bei jedem Philosophen, welcher der Erfinder eines eigenen Systems und als solcher ein Vates ist, oder bei einem Dichter, der so viel philosophischen Geist, wie Jean Paul, besitzt und zugleich von dem einen Heiligthume in das andere eingedrungen, von der Philosophie zur Poesie übergegangen und begleitet worden ist: — wie man diese Talente die göttlichen und überirdischen nennen könnte: so könnte man dem historischen den Namen des irdischen und menschlichen beilegen.

Diesem ist nämlich ein den Aufschwung in das Ueberirdische und Unendliche hemmender Zurückblick in die Vergangenheit, ein Ankleben an dem Irdischen eigen, welches dem Geiste Fesseln anlegt. Da nun die Mehrzahl der Menschen

nur mit mittelmäßigen Talenten begabt ist, daher blos eine historische Geistesrichtung hat und sich von dieser allmälig und so weit es die Kräfte vermögen zum Philosophischen emporschwingt: so schlägt die Minderzahl der ausgezeichneten und auserwählten Geister die umgekehrte Bahn ein und läßt sich herab zu dem Geschichtlichen, um es in sich aufzunehmen zur Erweiterung ihres philosophischen und poetischen Gesichtskreises.

So war es bei Jean Paul.

Doch, wir kehren von dieser einleitenden Abschweifung in die Prima des Höfer Gymnasiums zurück.

Zu den untergeordneten historischen Naturen gehörte der Konrektor Rennebaum. Während oder vielleicht sogar weil er Geschichte (bei einer Beschränkung auf einen kleinen Theil und ohne allgemeinere Uebersicht derselben) und Geographie lehrte, pflegte und steigerte Paul seine Abneigung gegen beide. So sehr er auch in Rücksicht der Sprachen — die doch auch historischer

Natur sind — und des schnellen Verständnisses der alten Autoren, so wie besonders im Philosophischen und durch eigene Ausarbeitungen sich auszeichnete: so blieb er in der Geschichte und Geographie so sehr zurück, daß wenn er Red' und Antwort geben sollte und diese mit einer Art von Unbefangenheit schweigend ertheilte, einer seiner Mitschüler neben ihm auftreten und an seiner statt das, was er nicht anzugeben wußte, z. B. die Länder, und Ländergrenzen, zumal wenn es die alte Geographie betraf, auf der Landkarte nachweisen mußte.

Wäre freilich Rennebaum mit Paul geistig näher verwandt gewesen: so würde er diesem allerdings einigen — gewiß aber nicht denselben — Geschmack an der Geschichte haben beibringen können, den er selbst in sich später erweckte. Daß aber der Konrektor und früher Völkel Schuld waren an Pauls Widerwillen gegen das historische Studium — wie dieser noch in seinen letzten Lebenstagen niederschrieb — ist ganz zu be=

zweifeln, weil der unermüdete und wohlwollende Eifer, womit Rennebaum seinen geschichtlichen Unterricht ertheilte, bei solchen Schülern nicht ohne günstigen Erfolg blieb, welche nur das geringere historische Talent besaßen und daher Vorliebe für die Geschichte hatten; so wie sich diese auch durch die Kenntnis, welche sie sich von ihr erwarben, oder durch das, was sie von ihr auswendig — ein sehr bezeichnendes Wort — lernten, geistig ganz befriediget fühlten. Pauls ursprünglichen Widerwillen gegen das Historische und seine nachfolgende gerechtere Würdigung desselben kann man nicht besser erklären, oder darstellen, als er selbst es in einem Brief an einen seiner vertrautesten Freunde am 9ten Febr. 1795 gethan hat, in welchem er sagte:

„die ganze Geschichte ist, insofern sie ein Gewächs des Gedächtnisses ist, nichts als eine saft- und kraftlose Distel für pedantische Stieglitzen, aber insofern ist sie, wie die Natur, alles werth, inwiefern wir, wie aus dieser, den unendlichen Geist

errathen und ablesen, der mit der Natur und Geschichte wie mit Buchstaben an uns — schreibt. Wer einen Gott in der physischen Welt findet, findet auch einen in der moralischen, welches die Geschichte ist: die Natur bringet unserm Herzen einen Schöpfer, die Geschichte eine Vorsehung auf."

Zwischen einem Lehrer, der die hohe Geisteskraft und die ihm so ganz fremdartige Geistesrichtung seines Schülers nicht zu würdigen vermochte, und zwischen dem letztern, war ein fortdauerndes — nicht blos einseitiges — Verkennen und Misverhältnis unvermeidlich.

Dieses Misverhältnis wurde noch vergrößert durch eine große komisch-tragische Begebenheit, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, weil es uns die biographischen Notaten Jean Pauls verbieten. Der brave Konrektor war auf den wohlgemeinten, aber etwas zu sehr gewagten Einfall gerathen, Disputirübungen anzustellen, wobei ihm ganz natürlich die Oberstelle

eines immerwährenden und immer siegreichen Präses vorbehalten blieb; die Rollen der Respondenten und Opponenten aber unter die Primaner vertheilt wurden.

Zum Unglück wählte der Präses bei einer solchen Disputazion eine Thesis aus der unwandelbaren und unfehlbaren Dogmatik, unter der sehr vernünftigen Voraussetzung, daß das Gymnasiums- oder gymnastische Disputir-Vorspiel es den Universitäts- oder akademischen Disputazionen nach-, gleich- und fast zuvorthun; daß nämlich der ganze Akt nicht blos zum Ruhm des Respondenten und Präses, sondern auch zur neuen Begründung und Feststellung des kirchlichen Dogma's gereichen, und daß dieses daher nur so weit und so ernstlich oder unernstlich bestritten werden dürfe, als es das ehrwürdige Ansehen desselben und des Präses gestatte.

Paul war bei dieser hochwichtigen Schul-Staatsakzion Opponent und glaubte, daß man bei Disputirübungen (wie bei aller Forschung

nach Wahrheit) unbekümmert um den Ausgang sein, kein Resultat voraussetzen, sondern unparteiisch eines (welches es auch sei) auffinden müsse; und daher so lange fort opponiren dürfe als man Gründe dazu aufbringen könne und nicht zum Anerkenntnis, besiegt zu sein, und zum Schweigen genöthiget sei. Bei dieser Disputazion konnte er die Schätze seines heterodoxen Wissens, welche er eingethan und aus der Vogelschen Bibliothek entnommen hatte, zur Schau stellen; was er denn auch mit einem Eifer that, der sogar den zur Thesis erwählten symbolischen Kirchenartikel in Gefahr zu bringen drohte. Dies konnte wol nicht aus Mangel an Unumstößlichkeit des letztern geschehen, sondern blos deswegen, weil Präses und Respondent auf nichts weniger als auf so großen Widerspruch gefaßt und vielleicht sogar mit dem Waffenvorrath der heterodoxen Rüstkammer nicht halb so bekannt waren, als der Opponent.

Nachdem nun von diesem der Respondent

lange schon zum gänzlichen Schweigen gebracht und der Präses zum alleinigen orthodoxen Wortführer geworden, aber auch — da ihn die Fassung gänzlich verlassen hatte — dem Verstummen nahe war: so blieb ihm nichts übrig als dem Opponenten Stillschweigen zu gebieten und, ohne die zur Form der Disputazion nöthigen und gebührlichen Lobpreisungen seiner und des Respondenten siegreichen Vertheidigung der Wahrheit abzuwarten, den Katheder und den Saal der Prima plötzlich und unwillig zu verlassen.

Gleichwie die Primaner-Disputazionen Vorübungen der akademischen sein sollten und es in der That (die erzählte ausgenommen) waren: so ereignete sich im Hörsal des Höfer Gymnasiums oder in der kleinen Schulwelt im Kleinen (mikrokosmisch) das, was sich im Großen in der großen politischen Welt wol schon öfter begeben hat, daß man die Autorität und Unverletzlichkeit dessen, was in verschiedenen Zeitaltern geglaubt und für unumstößliche Wahrheit angesehen wer-

den sollte, nicht blos dem aus seinem Innern unwiderstehlich hervordringenden Selberschutz überließ, sondern von Außen her durch Verbote des Sprechens, des Schreibens und sogar des Lesens, ja des Lesenlernens und Buchstabirens aufrecht und bei unverletzter Ehre und Würde erhalten zu müssen glaubte.

Diese große Schulwelt-Begebenheit — und auch oder besonders darum mußten wir sie erzählen — hatte für Paul einen entgegengesetzten, doppelten Erfolg, einen günstigen und einen sehr ungünstigen: den ersten in Rücksicht der Primaner-Antagonisten, den zweiten in Beziehung auf die öffentliche Meinung in der kleinstädtischen Welt, von der Paul — sie nicht im geringsten beachtend oder vielmehr verachtend — umgeben war.

Das unbedachtsam herausgeforderte, zürnende Gebot des Stillschweigens, womit der Präses das gelehrte Turnier aus einem zum Scherz in eines zum Ernst verwandelt hatte, galt in den

Augen der Primaner für einen Sieg, der nicht blos von und für den Opponenten, sondern für sie selbst errungen war.

Je weiter sie alle hinter diesem Opponenten zurückstanden, um so mehr waren sie — der überwundene Respondent nicht ausgenommen — erfreuet über den Ausgang des Disputirspiels und über den hastigen Rück- und Abzug des Präses.

Was war natürlicher als daß man von nun an an dem Vorfechter, der solchen Sieg errungen, größern Antheil, als zuvor nehmen, daß man ihn unwillkürlich mehr achten, daher auch ihn mit Neckereien zu verfolgen ablassen mußte?

Der Mensch ändert sich nur wenig. Das, was seine Individualität ausmacht, der Kern seines Wesens bleibt fast immer ganz unverändert, was auch an der Form sich ändern oder umbilden oder umgebildet erscheinen mag. Paul wurde während seines ganzen Lebens von dem Drang eines Sprech-Bedürfnisses überwältiget

über Gegenstände, die er gerade studirte und bearbeitete oder die ihm zeitlich oder fortwährend zu einer Lieblingssache (z. B. Medizin, Meteorologie u. s. w.) geworden waren. Er mußte sich aussprechen, und das überströmende Sprechen war ihm oft lieber als das Schreiben. Daher begnügte er sich zuweilen mit Zuhörern, die ihn nicht zu begreifen oder nicht Theil genug an seinen Ansichten zu nehmen fähig waren, ja er suchte sie wol gar begieriger auf, als sie sich — seine Geistes-Ueberlegenheit fürchtend — auffinden ließen. Er wußte in der Regel und suchte daher auch durch seine Gespräche Andere zu erfreuen, wohlwollend und wohlthätig zu begeistern und zu erheben, weswegen er manchmal Alle für Einen oder Einen für Alle hielt und Manchen für theilnehmender ansah, als er es in der That war *).

*) Daher sagt er in seinem Vita-Buch: (s. Wahrheit 2tes Heftlein p. 78) „Mir ist am Ende die Gesellschaft einerlei, vor der ich mich ausströme — was davon verloren geht, vergessen, oder misverstanden wird. Ich will in mir mich durchleben und froh ausreden.“

So geschah es auch mit Pauls freimüthigen heterodoxen Aeußerungen, die das Sprüchwort: wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über, bekräftigten; aber auch zum Theil zu einer Ursache wurden, daß der für ihn so rühmliche Ausgang der Disputazion nach der kleinstädtischen Meinung nicht, wie in den Augen der Mitschüler, ein Triumph, sondern eine schmähliche Niederlage war.

Der Freimüthige, der sich nicht ganz orthodox anstellte, hieß ein Atheist und war gehässiger Geringschätzung, ja sogar Verfolgung ausgesetzt. Dieses Schicksal hatte Paul gerade in der unglücklichen Periode seines Lebens, aber er nicht allein, sondern auch die, welche mit ihm vertraut und jemehr sie dies, auch desto mehr dem Verdacht des Atheismus ausgesetzt waren.

IV. Jugendfreunde. Schulperiode von 1779 bis 1781.

Wir haben oben erwähnt, daß und wie im Verborgenen die langsam sich entwickelnden Keime einer Freundschaft entstanden, die lebenslänglich und bis zum Tode Jean Pauls fortdauerten und fortlebten in dem Einzigen seiner übrig gebliebenen drei Jugendfreunde.

Sonderbar ist es, daß auch hier jener im Vita-Buch *) angedeutete Schicksal-Dualismus in Erfüllung ging, an den Paul glaubte, weil er ihn seinen Lebenserfahrungen verdankte, wovon er freilich einige — wie er selbst ironisch scher-

*) S. Wahrheit, Zweites Heftlein p. 95.

zend bemerkt — durch willkürliche Deutung herausbrachte, um sein Dualismus-Dogma zu bekräftigen, dem gemäß sich gewöhnlich zwei ähnliche oder gleiche Begebenheiten zutragen im Gegensatz mit einer dritten unähnlichen, die ihnen vorausgeht oder nachfolgt und die zugleich mit ihnen im Zusammenhange oder in Verwandtschaft stehet.

Zwei seiner Jugendfreunde starben und Einer blieb übrig.

Die Freundschaft, welche Paul mit jenen theils schon in der Schule, theils während des Universitätlebens und nach demselben gestiftet, dauerte bis zum frühzeitigen Tod beider und lebte bis zu seinem eigenen in seinem Gemüthe fort.

Der Eine davon war Johann Bernhard Hermann, der Sohn eines armen Zeuchmachers, dem der verspätete Besuch des Gymnasiums ungern verstattet wurde und der daher,

als wäre und bliebe er ein Handwerkslehrling, täglich eine vorgeschriebene Menge schafwollenen Garns abspulen und außerdem seine jüngern Geschwister warten und pflegen mußte, bevor er daran denken durfte, sich für die Lehrstunden vorzubereiten oder die aufgegebenen Ausarbeitungen zu machen oder selbst Unterricht zu ertheilen, um sich die zum Studiren unentbehrlichsten Hülfsmittel zu verschaffen.

Er war Paul'n an Genialität, obwol mehr in philosophisch-mathematischer als dichterischer Geistesrichtung gleich; aber ungleich in Rücksicht frühzeitiger Selberbildung und Belesenheit, wozu ihm — zumal da ihn sein Genius den Naturwissenschaften entgegenführte — die glückliche Gelegenheit, nämlich eine Büchersammlung und Gönner fehlten, die ihm deren Gebrauch so wohlwollend verstattet hätten als der Pfarrer Vogel den der seinigen dem unermüdeten Paul.

Dieser gedenkt seiner in einer Nacherinnerung zu den Mumien. Er wollte das, unter dem

Kampf mit der drückendsten Armuth und durch das unablässigste und angestrengteste Studiren allzufrüh aufgeopferte Leben desselben schildern und Auszüge aus dessen hinterlassenen Papieren und Schriften mittheilen, kam aber zur Ausführung dieses nie aufgegebenen Vorsatzes eben so wenig, als er zur Vollendung so vieler seiner eigenen Schriften gelangte.

In gleicher Jugend, wie Paul, ward Hermann Schriftsteller und beide hatten das gleiche Schicksal, daß sie in Leipzig unter den vielen Buchhändlern vergeblich Verleger ihrer Geisteswerke suchten, welche sie zuletzt in Berlin fanden, wo von Hermann, unter dem Namen „Marne," zwei kleine Schriften, die eine unter dem Titel: „Ueber die Mehrzahl der Elemente," die andere „Ueber Licht, Feuer und Wärme," erschienen.

Der zweite oder vielmehr der Zeit nach, der erste Jugendfreund, nämlich der, mit welchem

Paul früher als mit den beiden andern in größerer Vertraulichkeit lebte, war Adam Lorenz von Oerthel, der älteste Sohn eines reichen Kaufmanns, der sich in der Gegend von Hof mehrere Rittergüter und zu deren standesmäßigem Besitz Titel und (des damaligen heiligen Römischen Reichs) Adel erworben hatte. Eines dieser Güter, Töpen, hatte er sich zu seinem Wohnsitze, nachdem er die Handlung niedergelegt, erwählt; seinem ältesten Sohn aber in Hof, wo er das Gymnasium besuchte, ein Gartenhaus zur Wohnung eingeräumt. Dieses lag unmittelbar an einem Arm der damals noch mit Bäumen bekränzten Saale und zeichnete sich in der ärmlichen Gegend durch die Garten-, Fluß- und Berg- (des fröhlichen Steins) Umgebung und durch den erweiterten Blick aus, der jenseits des Saalarmes auf die Vorstadt-Insel und baumreichen Gärten und auf einen ausgedehnten Wiesengrund fiel, der einen Teich umgab, dessen erhöhete Ufer mit einer Fülle von Bäumen be-

wachsen waren. Anmuthig ja entzückend mußte dieser Aufenthalt für befreundete Jünglinge zu allen Tageszeiten, besonders aber des Abends und bei Mondschein sein, wenn sie sich mit einander vertraulich unterhielten oder mit Klavierspiel und Singen vergnügten, oder auch der Musik zuhörten, die aus der Nachbarschaft zu ihnen hertönte. Den höchsten Reiz mußte neben der Poesie der Jugend, die alles verschönert und verklärt, der Einfluß des Zeitalters gewähren, in welchem wertherisirt, siegwartisirt und nach dem täglichen, schmerzlich süßen Genuß einer für verdienstlich und heilig gehaltenen Sentimentalität getrachtet wurde.

Hätte Paul seine Selbbiographie bis zur Schilderung seines zweijährigen Schullebens in Hof fortgesetzt: so würde er gewiß als Glanzpuncte desselben die Abendgesellschaften und überhaupt die Besuche bei seinem Oerthel herausgehoben; er würde vielleicht den Garten und das Gartenhaus und den langen vom Eintritt in je-

nen bis zu diesem führenden Bogengang und den an beiden Ufern mit Bäumen überhangenen Fluß und den ganzen anmuthigen Umkreis geschildert haben, in Erinnerung und zur Feier der Freundschaft, welche dort mit Oerthel gestiftet wurde. Dieser starb in Pauls Armen wenige Jahre, nachdem er von der Universität zurückgekehrt war, in Töpen, wo er sich mit erschöpfendem Eifer bei kränklichen Anlagen eines wohlgestalteten und blühendkräftig erscheinenden Körpers unablässigem Studiren widmete, sowol um der Wissenschaften selber willen, als um sich durch den Erfolg seiner Studien eine zweite Unabhängigkeit zu erringen außer der, welche ihm der große Familien-Reichthum weniger gewährte, als erschwerte, solange sich dieser unter der allzusorgsamen Verwaltung seines Vaters befand.

Er ist es, dessen Jean Paul in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der „Grönländischen Prozesse" im Jahre 1822 erwähnt.

„Wohlwollende Leser, sagt er, sind gewiß mehr darüber erfreuet als verdrüßlich, daß ich hier des besondern Werthes, welchen diese Grönländischen Prozesse für mich haben, gedenke, insofern sie ein Gedächtnismal der Freundschaft sind, an welche sonst andere Prozesse eben nicht erinnern. Nämlich ich und Adam von Oerthel aus Hof waren Gymnasium=, Universität= und Jugendfreunde — und sind's nach so vielen Jahren noch, hoffe ich, obgleich einer von uns schon lange gestorben ist. Der kränkliche aber reiche Jüngling machet von dem Buche des kerngesunden, aber armen Freundes in seinen von akademischen Arbeiten überladenen Vormitternächten eine Abschrift für den Druck, weil der Verfasser, wie jeder angehende, ungeachtet seiner netten Hand, in Aengsten stand, er schreibe nicht leserlich genug für den Setzer, indeß ein *alter* Autor immer umgekehrt voraussetzt, er schmiere lesbar für Jeden. Was wäre denn aber an einer Million Druckfehler gelegen gewesen? — Jetzo wundere ich mich nur über mein Einwilligen in ein so langes Aufopfern. — Aber es war eben die Zeit der ersten Freundschaft; in dieser nimmt man ohne Berechnung alles an, weil man eben so ohne Berechnung alles hergibt. — Du schönste göttliche Zeit! — Aber nicht ganz bist du in die Ewigkeit entflohen, wohin

du gehörst, sondern du hast noch jedem einige Stunden zurückgelassen! — Und in diesen kann und will ich den Spätfreund so lieben als wär' er ein Jugendfreund, und an meinen so sehr früh dahin gegangenen Oerthel denken."

Die erwähnte Sentimentalität-Periode mußte Paul auch überstehen; wurde aber von ihr nur wenig und während kurzer Zeit und vielleicht am meisten aus theilnehmender Freundlichkeit gegen seinen viel mehr oder zu sehr davon ergriffenen Freund berührt.

Von dieser Berührung ist ein einziges Blättchen übrig geblieben. Es ist folgendes Fragment eines Briefs an Oerthel.

„Ach, die wenigen Zeilen haben mir Thränen verursacht, mir — der wenig Freud' hat; denn wo wäre sie? — und der auch diese einigen bald missen muß. Wenn ich vielleicht weg bin: so sieh' zu Nachts zu deinen Gängen in den Garten hin, wenn sie der Vollmond beschimmert — und denke dann d'ran — wie wir jenseits hinüber über das beleuchtete Wasser blickten — wie eine freundschaftliche Thräne dem Aug' entdrang — zum Allvater hinauf — — Ach! die

Tage der Kindheit sind hin — die Tage des Schülers bei beiden auch bald vollendet — bald's ganze Leben — — Hier kamst du und unterbrachst mich; ich las das Papier, das du mir gegeben hast; und nun kann ich nicht mehr schreiben — — fließet Thränen." — —

„Doch noch was. — Lauter Sterbegedanken umgeben mich jetzt — vielleicht dich auch; und dies ist beste Zubereitung. — — Nun schimmerst ruhiger Mond! „senkest Ruhe in gequälte Seelen — Schauerlich ist's, *unter* Mondsblinkern, all die harmlosen, nachbarlichen Hügel — bei'n Gräbern wandelnd — zu spähn! Schauerlich wenn's so todtenleise um dich her ist, und's dich ergreift das große allumspannende Gefühl — edel ist's, nächtlich die Gräber der süßschlummernden Freunde zu besuchen — und ach! den betrauern, den nun der Wurm zernagt." — „Lies in Yorik's Reisen im 1sten Theil das, wo er beim Grabe des Mönchs war." — —

„Von diesem Geschriebenen rede mit mir ja kein Wort — schreiben kannst allenfalls." — — —

„Dein Freund Richter."

V. Kontrast. Denkübungen in den Jahren 1779, 1780 und 1781.

Fast um dieselbe Zeit oder nicht lange, nachdem Paul solche Sentimentalität geäußert hatte, fing er ein Buch zu schreiben an, das, wie schon der Titel: „Uebungen im Denken, aussagt, einzig und allein für ihn selber bestimmt sein und bleiben sollte. Die zwei ersten Hefte trug er noch in Hof in den Monaten November und Dezember 1780, das dritte aber in Leipzig im Mai 1781 zusammen.

Auf dem Titelblatt des ersten Hefts steht folgendes Motto:

„Schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich, und wäre sie's nicht: warum säh'n wir

aus ihrem Schoße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu?" —

„Engels Philosoph für die Welt."

Nach dem Titelblatt kommt folgende „Anzeige."

„Diese Versuche sind blos für mich *). Sie sind nicht gemacht, um Andern etwas Neues zu lehren. Sie sollen mich blos üben, um's einmal zu können. Sie sind nicht Endzweck, sondern Mittel — nicht neue Wahrheiten selbst, sondern der Weg, sie zu erfinden."

„Ich werde mir hier oft widersprechen, manches da für wahr und dort für falsch erklären. Aber man ist ein Mensch — und nicht immer derselbe."

„Es wird oft gezweifelt werden — entweder weil die Einsichten mangeln — oder weil es überhaupt besser ist, gar nichts als falsches zu glauben."

„Noch einmal also: es ist blos Uebung."

„Jeder Monat enthält sechs Bogen und jeder Band drei Monate. — Am Ende jeden Bandes folgen Zusätze, oder — wenn man es so nennen will — Verbesserungen."

---

*) Und dennoch sind sie geschrieben, als wären sie an ein Publikum gerichtet, als setzten sie eins voraus, oder würden künftig einmal eins finden.

„Hof den 29sten November 1780. Johann P. F. Richter.“

Der November enthält sieben Untersuchungen, wovon die zwei ersten vom Sept. 1779 und überschrieben sind, die eine:

„Wie unser Begriff von Gott beschaffen ist.“

Die andere: „Von der Harmonie zwischen unsern wahren und irrigen Sätzen.“

Die dritte: „Ein Ding ohne Kraft ist nicht möglich“ vom Sept. 1780.

Die vierte: „Ist die Welt ein Perpetuum Mobile? Ein Fragment“ v. Okt. 1780.

Die fünfte: „Was Allgemeines über's Physiognomiren.“

Die sechste: „Unsere Begriffe von Geistern, die anders als wir sind.“

Die siebente: „Wie sich der Mensch, das Thier, die Pflanze und die noch geringern Wesen vervollkommnen.“

Im Dezemberheft folgt die achte: „Ueber die Religionen in der Welt.“

Dann: „Jeder Mensch ist sich selbst Maßstab, wonach er alles abmißt.“

Dann die zehnte: „Ueber Narren und Weise — Alltags-Zeug!"

Beide Hefte enthalten als Anhang 39 Bemerkungen, wovon 17 im November enthalten sind.

Wir wollen daraus folgende anführen, wobei wir daran erinnern und es nicht zu vergessen bitten, daß Paul sie zum Theil nach zurückgelegtem 16ten Jahre schrieb.

„Die Menge, Verschiedenheit der Empfindungen, die wir durch einen Sinn erlangen, verhält sich wie die Feinheit desselben. — Das Auge bietet uns eine erstaunende Menge von Empfindungen dar, die diejenigen, die wir durch's Ohr erhalten, weit übertreffen. Der Geruch scheint zwar unter dem Geschmack zu sein, aber er ist es nur, weil dieser vor jenem geübt wird. Durch's Gefühl erlangen wir die wenigsten von einander verschiedenen Empfindungen, weil es der gröbste Sinn ist."

„Jede Idee ändert sich durch die Länge der Zeit, durch öfteres Vorstellen derselben. — Ich denke keinen Gedanken in meinem ganzen Leben, davon der eine

wie der andere wäre. Ich kann mir keinen Begriff zweimal vorstellen — weil der eine nicht wie der andere ist. Die Seele ist der Veränderung ebenso wie andere Dinge unterworfen. In jeder Sekunde leidet oder wirkt die Seele — in jeder wird sie anders — und eben deswegen auch ihre Wirkung, das Vorstellen."

„Der Kopf, der viel Gleichnisse anbringt, geschmückt schreibt, scheint mir wenig tief eindringen zu können — wenigstens können ihm die Gleichnisse und andere Figuren nicht einfallen, wenn er eben scharf nachdenkt; sondern nur alsdann, wenn es schon geschehen ist. Wer nachdenkt, der stellt sich die Sache, worüber er denkt, ganz allein vor — alle seine Seelenblicke sind darauf geheftet. Hier finden keine andere Ideenverbindungen statt, als solche, die unmittelbar das Ding betreffen. Hingegen wenn er seine Arbeit wieder übersieht, kann er leicht mehreres hinzudenken und Figuren anbringen. Aber ist es nützlich bei schweren Materien? —

„„Dieser Einwurf ist schon hundertmal aufgewärmt und widerlegt worden; und jetzt kommt man wieder mit ihm." Dies ist die Sprache mancher, die lieber nachbeten als selbst untersuchen. Ein solcher Macht-

spruch soll sogleich einen ganzen Einwurf entkräften. „Dieser Einwurf ist hundertmal aufgewärmt worden" — kann sein; aber dies zeigt an, er ist niemals widerlegt worden. Man hat so etwas gegen ihn gesagt; aber es reicht nicht zu. Daher kommt ein anderer, trägt eben diesen Einwurf mit in die Augen fallenden Farben vor, um aufmerksam zu machen. Ich halte den Menschen für zu gut als daß ich glauben könnte, er vertheidige eine Sache, von deren Falschheit er überzeugt ist. Wenn jemand etwas, was schon widerlegt sein soll, wieder aufwärmt: so zeigt dies an, die Sache ist gar nicht, oder wenigstens nicht für diesen widerlegt worden."

„Es ist eben nicht leicht, ein System zu machen. Entweder Viele zusammen — in langer Zeit — machen sich ein System, so wie das theologische entstand — oder ein Genie bildet sich selbst eins, wie die meisten philosophischen. Beide Fälle legen die Schwierigkeit, die damit verbunden ist, deutlich an den Tag. Es ist allemal leichter, einen Satz zu verstehen, von ihm überzeugt zu sein, auch ihn zu erfinden — als ihn in Verbindung mit andern zu bringen — ja ganze Ideenreihen mit einander zusammenzupassen. Dies

letzte kann blos der, der viel überdenkt, dessen Einbildungskraft wirksam genug ist, um ihm sogleich die fernere Verbindung eines mit dem andern zu zeigen; aber auch eingeschränkt genug, um ihn in Ueberdenkung vieler Sätze durch keine Nebenideen zu stören. Das erste fehlt oft dem Kalten — dem Manne — und das letzte schadet dem Jüngling. Beide Eigenschaften vereint, geben den, der ein System machen kann. — Es ist mit den Systemen eine eigene Sache. Nichts ist unserer denkenden Natur mehr gemäß als Wahrheiten im Zusammenhange zu denken — nichts freuet uns mehr; denn hier ist die größte Anstrengung des Geistes mit Vergnügen, das aus der vereinten Mannigfaltigkeit kommt, verbunden — — allein nichts kann uns auch mehr irre führen, als eben dieses. Denn wir stellen uns dann die Dinge nicht so ganz vor, wie sie sind, sondern wie wir sie in unser System hinein haben wollen — wir schnitzeln und formeln so lange an dem Dinge, bis es in unsre Ideenreihe hineinpaßt."

„Man muß seine Schriften ausbessern — sie nach Horazens Vorschrift neun Jahre verwahren, ehe man sie drucken läßt." Diese Regel gibt man so gern den

Genie's — aber der Pedant nur. Ausbessern soll das Genie seine Schriften? alles bekritteln? der, der es eben nicht kann, weil er Genie ist. Saft und Kraft heraussaugen, damit ja nichts Ungewöhnliches mehr drinnen bleibt? — O Thoren! bedenkt daß das Leben des Menschen kurz ist — daß es besser ist, wenn uns das Genie mehrere neue Dinge gibt, als daß es mit dem Ausbessern des ersten Werks die Verfertigung des zweiten versäumt.

„Seine Arbeiten können wir wol beurtheilen, aber nicht selber machen. Das erste gehört nicht für dasselbe, aber wol das letzte."

„Wenn wir die Schriften eines großen Genie's lesen oder von seinem Außerordentlichen hören: so stellen wir uns die Genie's ihr ganzes Leben durch in einer Glorie und in Anstrengung aller ihrer Kräfte vor. Aber dies ist falsch. Die großen Thaten, die sie thun, die erhabenen, schweren Wahrheiten, die sie erfinden, sind nicht alltägliche Aeußerungen bei ihnen — es sind nur starke Anstrengungen, die sich zu gewissen Zeiten äußern. Ein ganzes Leben in einer solchen Anstrengung zu führen — was wäre das für ein Mensch! Der Dummkopf ist deswegen nicht mit dem Genie eins. Der erste bleibt allzeit Dummkopf; er ist solcher Aeu-

ßerungen gar nicht fähig — das Genie ist zwar auch gewöhnlicher Mensch, aber nicht allzeit — Das Genie ist nicht immer dasselbe — der Dummkopf aber wol.“

„Unsere Schwachheiten entdecken wir demjenigen nicht, von dem wir glauben, er selbst habe keine. Daher hat das Genie die größte Freundschaft gegen diejenigen, die in Ansehung der Verstandeskräfte weit unter ihm stehen. — Dummköpfe leben eher in vertraulicher Freundschaft mit einander als Genies.“

„Die besten Bücher werden oft mit geringer — und die schlechtesten mit großer Mühe verfertigt. Das Genie, das ein gutes Buch schreibt, schöpft aus sich selbst, ist sich selbst Leiter und geht seinen eigenen Gang. Stromweise fließen ihm neue Gedanken zu, die es wenig Mühe hat, nur noch zu ordnen. Der Kompilator, der Nachbeter, der ein elendes Buch macht, muß nachschlagen, herumsuchen und mit Mühe und Noth ein eignes Gedankchen herauspressen. Ich möchte fast sagen, der Kompilator braucht mehr seines Körpers und das Genie seines Geistes Kräfte. Jenem hilft Gedächtnis, diesem Einbildungskraft und tiefer Verstand — jenem Nachbeterei, Nachsuchen, die-

sem eignes Denken — jener arbeitet Jahre lang daran, dieses macht sich seinen Plan in etlichen Minuten." — —

„Diese Bemerkungen, vorzüglich die letztere, müssen immer mit Einschränkung — und oft mit Ausnahmen — verstanden werden. Ein Satz ist dann nicht mehr Wahrheit, wenn man seine Allgemeinheit über die Grenzen ausdehnt. Wir abstrahiren allzeit nur von vielen und nicht von allen Dingen. Wir sind zu eingeschränkt, um alles übersehen zu können. Eine Ausnahme ist eigentlich nur eine Ausnahme von der Sache, worunter wir sie rechnen. Eben diese Ausnahme zeigt an, daß sie nicht in diese Klasse der Dinge gezählt werden darf, wo sie Ausnahme scheint, sondern in diejenige, wo sie keine ist. Die Aehnlichkeit verführt uns oft, ähnlich scheinende Dinge zu dieser und jener Sache zu zählen, wenn uns nicht die Ausnahme lehrte, daß eben diese Sache da eine Ungleichartigkeit verursacht, wo sie ähnlich schien. — Dies wende man auf obige Bemerkungen an — und bedenke, daß, wo eine Sache eine Ausnahme macht, ich diese nicht darunter gerechnet habe — oder rechnen konnte." — —

Dies bezieht sich auch auf folgende Bemerkungen aus dem Dezemberheft:

„Ein kleiner Geist kann keinen, der ihm gleich ist, und noch weniger einen höhern neben sich leiden. Er haßt das Große, weil er klein ist. Er beneidet wol, aber nachahmen kann er es, mag er es nicht. Mancher kleine Geist scheint manches Große gar nicht zu bemerken, noch dessen Besitzer zu beneiden. Dies kommt daher, weil er das Große nicht für das ansieht, was es ist. — Ein großer Geist hingegen liebt und schätzt andere Große neben sich, weil er selbst groß ist. Wer's nicht thut, zeigt an, daß er noch nicht groß genug ist, um andere nicht zu beneiden — seine Größe noch nicht genug fühlt, um sich ohne Haß mit andern vergleichen zu können."

„Jeder räsonnirt ein wenig über das Genie; jeder schwache Kopf will von großen Köpfen reden. Ueber Genie sollte niemand als ein Genie selbst schreiben. Es kennt ein Genie am besten, wenn es nur sich kennt; es hat die Kräfte dazu, eben weil es ein Genie ist. Und sogar dieses selbst wird schlecht darüber schreiben. Denn es ist sich selbst Räthsel, das es nicht entziffern kann; es wandelt in Nacht und geht dunkle

Gänge. Es kennt an sich nichts als seine Unergründlichkeit; und es allein kennt sie am besten."

„Manche theologische Sätze *), die der Aufgeklärtere für falsch hält, haben ihren Nutzen, ihren mannigfaltigen Nutzen bei geringen und minder erleuchteten Leuten. Sie sind Sporen zu gewissen Handlungen, die nicht geschehen würden, wenn man jene vermißte. Sie haben für sie Nutzen, weil sie davon überzeugt sind; und sie sind davon überzeugt, weil sie nicht Kräfte genug haben, sie zu untersuchen. Für den Weisen fällt der Nutzen weg — denn er glaubt sie nicht; und kanns nicht, weil er zu aufgeklärt ist. — In der Welt ist Wahrheit und Irrthum so weise vertheilt, wie Sturm und Sonnenschein. Du verwirfst gewisse Sätze, die unwahr sind, aber sieh' zu, ob du an ihre Stelle wahre setzen kannst, die eben den Nutzen bringen, wie die falschen. Vielleicht bringt ein Irrthum nützlichere Folgen als eine Wahrheit an seiner Stelle. Es versteht sich bei solchen, die ihn glauben. Der Weise zieht Nutzen aus Wahrheiten. — In Gottes bester Welt ist kein Irrthum ohne nütz-

---

*) Dies sagte im Dezember 1780 der damals sehr heterodoxe Paul.

liche Folgen — und wo ein Irrthum ist, ist er's nicht umsonst, ist an dem Orte besser als eine Wahrheit."

„Laß dem Unwissenden einen Irrthum, von dem er sich zu überzeugen vermag; und dring' ihm keine Wahrheit auf, deren Beweis er nicht einsieht. Schenke ihm einen leichten Irrthum und quäl' ihn nicht mit schweren Wahrheiten. Siehe allzeit, was deinem Bruder frommet! Ermiß die Güte seiner geglaubten Sätze nicht nach den Beweisen derselben, sondern nach ihren guten oder bösen Folgen. Der Weise liebt Wahrheit als Wahrheit, weil sie seinen Verstand ergötzt, der Unweise, weil sie ihm gefällt und ihm nützt. Nimmst du ihm das letzte weg: so hat er gar nichts. Denn das erste läßt sich nicht an seine Stelle setzen, weil er kein Weiser ist."

„Es ist falsch, wenn man glaubt, ein Philosoph brauche kein starkes Gedächtnis zu haben. Wer selbst schon gedacht und bemerkt hat, wie schwer es ist, die feinen Gedanken sich nicht entwischen zu lassen, wird sich wundern, wie dem Philosophen Gedanken nicht entgehen, die man schon Mühe hat zu fassen, die so fein sind, daß sie ein scharfsinniges Auge kaum bemerkt. Der Philosoph hat eben so gutes Gedächtnis

wie der Geschichtschreiber. Beide machen nur nicht gleiche Anwendung davon. Das Gedächtnis der Philosophen nimmt nur solche Ding' auf, die Aufmerksamkeit und Nachdenken erwecken, kurz die den Verstand interessiren. Dinge, die wenig zu denken geben, z. B. Zeitrechnungen, manche unbedeutende Geschichte des Vaterlands u. s. w., dies alles merkt es nicht; es hat wichtigere Sachen zu behalten. Eigentlich merkt man nur das, was man merken will: denn dies hat allemal den größten Eindruck auf uns und wird deswegen auch viel leichter behalten. Es gibt aber verschiedenen Geschmack und eben deswegen verschiedenes Gedächtnis. Jeder spricht dem das Gedächtnis ab, der nicht das behält, was er selbst behält. Aber er sollte bedenken, daß wenn der andere nicht gerade das merkt, er doch etwas merke. Die Gedächtnisse sind überhaupt weniger im Grade als vielmehr in der Art unterschieden. Der hat also das größte Gedächtnis, der gegen alles am reizbarsten ist — und der das geringste, der überall unempfindlich ist. Daher kommt das starke Gedächtnis der Jünglinge und das schwache der Greise."

„Es ist schwer, Gedächtnis und Einbildungskraft zu unterscheiden. Die Grenzlinien, wo's eine anfängt oder das andere aufhört, sind zu fein gezeichnet. So

viel ist gewiß: Gedächtnis ist nie ohne Einbildungskraft. Ich kann mich keiner Sache erinnern, ohne zugleich das Bild derselben wenigstens dunkel in meiner Seele zu haben. Und ist dies nicht Wirkung der Einbildungskraft? — Auch ist Einbildungskraft nie ohne Gedächtnis. Denn von allen möglichen Bildern, die jene zusammengesetzt, ist der Stoff aus der Natur genommen, den das Gedächtnis an die Hand gibt. Es ist möglich, daß das Ganze dieses nie in der Natur existirt hat; aber seine Theile sind doch dagewesen. Einbildungskraft thut weiter nichts als zusammensetzen; nicht aber schafft sie. Sie ist ein Töpfer, der wol dem Thon allerlei Gestalten gibt, aber ihn nicht hervorbringt. Einbildungskraft würde also nicht sein, wenn Gedächtnis nicht wäre. — Ueberhaupt scheint's mir, daß alles Gedächtnis blos Einbildungskraft ist — und daß diese blos es sei, die jenes gibt. — Die Erinnerung ist nichts als die Bemerkung der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der gegenwärtigen Sache mit dem Bilde in der Seele. Und was ist die sogenannte memoria localis anders, als die Vergegenwärtigung dagewesener Bilder. Wenn das vermeinte Gedächtnis wirken soll: so müssen zwei Bilder von Einer Sache in der Seele vorhanden sein, die man mit einander vergleicht und aus deren Aehnlichkeit mit einander man

schließt, daß eines schon da war. Also ist bei jedem Aktus des Gedächtnisses ein Urtheil. Die Einbildungskraft hat nur allzeit ein Bild vor sich. Ihre Absicht ist nicht, zu bemerken, daß es schon da war; sie nimmt gar keine Rücksicht auf die Zeit. — „Dieser hat viel Einbildungskraft, aber kein Gedächtnis." Das ist kein Einwurf gegen mich. Ich kann eben dasselbe Vermögen der Seele bei dem einen Objekt üben und beim andern ungebraucht lassen. So ist es beim Poeten. Eine Kraft äußert sich nicht bei allen Gegenständen auf dieselbe Art; sie wirkt hier stark, dort schwach. Es sind aber nicht zwei Kräfte."

„Schriften, wo der Verfasser gedacht, gefallen uns. Aber diejenigen gefallen noch mehr, wo er nur denken läßt. Wir eignen uns dann die Belohnung für das zu, was der andere erfindet, und schmeicheln uns das zu können, was andere für uns thun. Darum liest man so gern witzige Sachen. Darum gibt es so wenige, die abstrakte Schriften mit Vergnügen lesen — außer diejenigen, die sogar in schweren Materien, wo der Verfasser selbst alles gedacht hat, doch im Stande sind, mehr hinzuzudenken."

„Die Worte drücken nie das ganz aus, was

man fühlt. Sie geben nur einen Umriß. Wen heftiger Affekt drängt, findet nie die Worte, die seinen Seelenzustand hinmalten. Sie sagen nur, daß etwas da sei, aber nicht, was und wie es da sei. Nur der, der gleich mit ihm gestimmt ist, fühlt das Nämliche dabei — aber er fühlt dann nicht blos das, was dasteht, er fühlt auch noch, was der andere nicht ausdrücken konnte. Er malt das Gemälde aus, das der andere nur durch schwache Umrisse gezeichnet hat. Ein paar Worte sind oft genug, um eine Seele in einen Zustand zu versetzen, den keine Worte malen können. — Aber je besser der Umriß ist, den du jetzt von deiner affektvollen Seele machst, desto leichter wird es dem Leser, das Gemälde zu vollenden. Göthe ist ein solcher Zeichner. Er trifft jede Seite des empfindenden Herzens — hat nicht ganz Deutschland ihm geweint *)?"

„Empfindliche Seelen haben Mühe, freudig zu werden, wenn sie traurig waren. Wen es von innen nagt, öffnet mit vieler Mühe sein Herz einer

*) Wir erinnern nochmals daran, daß dies im Dezember 1780 und von einem Jüngling, der 17 Jahr alt war, geschrieben ist.

Freude, Er läßt nur den Freuden den Eingang, die an seine Melancholie grenzen — stille, sanfte Freuden, die ihn wehmüthig machen, liebt er mehr als das Lärmende bald bereueter Vergnügen. Er senkt sich in stilles Trauern, nichts soll ihn stören. Er will das Recht haben, traurig zu sein, welches ihm vielleicht eine Freude rauben könnte. — Freude macht uns zu allgemeinen Menschenfreunden; und Traurigkeit läßt uns allen gram sein oder wenige ausschließend lieben."

„Große Männer loben sich selten, aber sie brauchen es auch nicht. Täglich sumset ihnen das Gerücht von ihrer Vortrefflichkeit in die Ohren. Kleine Geister werden nicht müde, von sich Gutes und Schönes zu sagen. Die Ursache ist, weil niemand ja dergleichen von ihnen gesagt hat. Sie wollen nun Lob. Eigenes muß die Stelle des fremden ersetzen."

„Es gibt mehr Freuden in der Welt als man gewöhnlich glaubt, aber es gibt auch mehr Leiden als sich einige einbilden. Wer uns bereden will, das Leben sei eine Reihe angenehmer Empfindungen, bringt jene Freuden vor, die uns einnehmen, weil sie oft der Scharfsichtigkeit unsers Auges entgangen sind. Wer

hypochondrisch genug ist zu glauben, unser Loos sei verzehrender Gram und unsere Bestimmung immerwährende Leiden, der sucht alle verborgenen Qualen zusammen und bringt unbekannte Freuden nicht mit in Rechnung. Beide einzeln betrachtet irren; beide zusammen genommen geben das Bild des gewöhnlichen Menschenlebens. Man kann zur Behauptung seiner Sache Schilderungen von dem Leben einiger Menschen vorbringen, die entweder meistens glücklich oder unglücklich waren; aber man darf sich nur erinnern, daß es hier so wie bei allem in der Welt, Ausnahmen gibt. Der gewöhnliche Mensch hat nicht so viele Freuden als einige träumen, aber auch nicht so viele Leiden."

„Unser Schöpfer hat alle Mittel angewandt, um in uns die Liebe gegen andre zu erwecken, zu nähren — die Liebe, die uns das Leben so süße macht, die uns jedes Leiden mit verdoppelter Kraft ertragen läßt. Eine Flamme lodert unaufhörlich in unserm Busen, die uns zur Freude entzündet, wenn wir andere fröhlich sehen, und die unser Herz in Unmuth kochen läßt, wenn andre Thränen vergießen — wir nennen sie Menschenliebe. Ein Mittel hierzu sehe ich in jener Anziehung, die man Schönheit heißt. Dieser Reiz

im Anblick, der unsere Seele so anlockt, dieses Schmelzende, das unsre Herzen in Wehmuth zerfließen und unsre Augen zärtliche Thränen heraus weinen läßt — dieses Göttliche in menschlichen Gesichtern knüpft das Band, das ohnehin ein immer reger Trieb bindet, noch fester, noch inniger zusammen. — O! ich möchte eher vor dem Bilde alles Schönen und Vollkommnen niederfallen, hinauf zu ihm weinen, als wollüstige Gedanken haben."

„Es gefällt jedem, wenn ein Schriftsteller demüthig ist, wenn ein Genie sagt, daß es keines sei. Man preist diese Art, seinen Werth nicht in Augen zu haben, jedem Schriftsteller an. Aber ich glaube mit Unrecht. Warum soll der Mann, der es wol kann, seine Größe nicht fühlen lassen — warum soll der aufgeklärte Kopf mit den Bücklingen eines Dummkopfs vor das Publikum treten? Vielleicht ist wol dies die Ursache. Wir leiden es noch, daß einer ein großer Mann ist, aber wir mögen es nicht von ihm selbst erfahren. Unsre Eigenliebe wird zu sehr beleidigt. Wenn jemand von sich sagt, daß er groß sei: so ist es eben so viel, als wenn er sagte, daß wir klein sind. Man braucht also die gar zu große De-

müthigung nicht zu empfehlen. — Man kann bescheiden sein; man muß sich aber deswegen nicht heruntersetzen. Man ist bescheiden, wenn man sich nicht mehr zueignet als sich gehört und andern das nicht raubt, was ihnen gehört."

„Wir begreifen gar nichts von Geistern. Die Kräft' eines Geistes — ihre Entwickelung — in was für einem heiligen Dunkel ist dies noch verhüllt? Wir spielen immer mit leeren Worten und glauben die Sache erhascht zu haben, wenn es nur ihr Schatten ist. Was sind die Schranken eines Geistes? wie kommen einem Geist als Geist Schranken zu? — — Ich bin mir ein unerforschlich Ding. Ich bin mir unbekannter als alles, was mich umgibt. Ich schaudere, wenn ich so ungewohnte Dinge fühle, wenn ich mich einmal selbst erblicke. Sind wir denn immer bestimmt, außer uns selbst herumzuirren, um zu suchen, was wir in uns schon haben? —

Eben diese äußern Dinge, die den Endzweck haben, uns *uns selbst* fühlen zu lassen, bewirken gerade das Entgegengesetzte, werfen uns aus uns selbst hinaus. Wir werden dadurch mehr *Neigung* als *Gedanken* — man vergebe mir Dunkelheit, wo Licht nicht möglich ist — und eben dadurch ungeschickt

gemacht, uns selbst zu betrachten. Es sind mir merkwürdige Augenblicke, wenn ich mich selbst sehe."

„Ich möchte das Bild eines Menschen in seinem Jünglings-, Manns- und Greisen-Alter sehen. Wie verschieden müßten diese Bilder sein! Man würde die Geschichte seines Lebens darin eingegraben lesen; den abwechselnden Sieg zwischen Tugend und Laster beobachten; die Furchen, die Gewohnheit immer tiefer pflügt, entdecken und die innersten Falten der Seele unverhüllt bemerken können. — Wenn wir aus der äußern Form der Seele ihre innere Beschaffenheit wahrsagen: so haben wir blos den gegenwärtigen Zustand derselben, ohne ihren vorgehenden und zukünftigen vor Augen. Aber wer ist der große Physiognomist, dem Züge, deren Verbindung mit dem Vorhergehenden er nicht wahrnimmt, isolirte Züge sogleich die innersten Falten der Seele entschleiern sollten? — Kann ich den jetzigen Grad des Lasters bestimmen — gesetzt ich wüßt' überhaupt, daß ein Laster da wäre — wenn ich keinen Maßstab habe, einen Grad zu bestimmen? Und jeder Mensch muß mit seinem individuellen Maßstab gemessen werden. Wüßt' ich den Ausdruck von dem unmerklichsten Grad des Lasters: so

würd' ich aus dem jetzigen Grade des Lasters Größe bei diesem bestimmen können."

„Man belohnt die Tugend zu wenig in der Welt, und bestraft das Laster zu sehr."

„Ich sehe mehr Strafen als Belohnungen in der Welt — das kommt nicht daher, weil es mehr Böse als Gute gibt, sondern weil man mehr Sorge trägt, das Laster zu bestrafen, als die Tugend zu belohnen. Wer einen Menschen mordet, muß sterben; strenge Strafe! — Aber wer einen andern mit Lebensgefahr dem Tod entreißt, wird entweder — unbelohnt gelassen, oder wenigstens nicht so sehr belohnt, als es sein Eifer zu verdienen scheint. Und ist dies nicht unbillig? Dem Mörder raubt man das Leben, das Größte, was man ihm nehmen kann — den Erhalter desselben — lobt man ein wenig. Welche Ungleichheit zwischen Strafen und Belohnungen! Es würden gewiß weniger Verbrechen in der Welt sein, wenn man die guten Thaten mehr belohnte. Tausend unedle Handlungen werden verübt, weil uns der Reiz eines Vortheils zu sehr anlockt, als daß wir dafür nicht ein Laster begehen sollten. Wie? wenn man jene Vortheile, die mit der Ausübung gewisser Laster verbunden sind, von ihnen trennte und sie als einen Herold

der Tugend ausstellte, der ihre Vortrefflichkeit dem schwachen vortheilbegierigen Menschen verkündigte? —"

„Wie! ihr Menschenfreunde, Menschenverbesserer! wenn ihr den Vortheil mit der Tugend verbändet, den sonst nur das Laster gewährt. Es ist wahr, es ist nur scheinbarer Vortheil; aber dieser reizt so stark — warum gebt ihr ihn der Tugend nicht? Warum setzt ihr so viele der Gefahr aus, lasterhaft zu werden? „die Tugend belohnt sich selbst;" aber auch das Laster bestraft sich selbst. Warum überlaßt ihr dieses nicht seiner eigenen Bestrafung; da ihr jene mit ihrer eigenen Belohnung begnügen wollt?" —

„Jene Strafe ist für den unkultivirten Menschen zu schwach, um mit der Vorstellung derselben ihn gegen die Zaubergewalt des Vortheils waffnen zu können." — Ja! so ist auch die innerliche Scheinheit der Tugend zu unmächtig, als daß sie sich durch ihren eigenen Reiz bei rohen Menschen Verehrer schaffen sollte. — Gewiß es würden mehrere tugendhaft leben, wenn man mehr Nutzen hätte, es zu sein. „Aber so wird die Tugend eigennützig gemacht." Eigennützige Tugend? Was wollt' ihr sonst für eine haben? Eine uneigennützige, ganz uneigennützige ist eine englische. Ihr zersprengt die Saite, weil ihr sie zu hoch spannt. Ihr macht, daß gar keine Tugend in der

Welt ist, weil ihr die menschliche verschmäht. Eine menschliche und mit Flecken verdunkelte ist doch wol besser als gar keine. Laßt uns Menschen sein, ehe wir Engel werden wollen."

„Von der Dankbarkeit. Dankbarkeit ist nicht die leichteste, nicht die angenehmste Pflicht; dieses haben nur die nicht gefühlt, die sie nie gekannt und allzeit mit der Schmeichelei verwechselt haben. Es gibt zweierlei Geschenke, für die man dankt; solche, die uns Güter verschaffen, deren Erwerb in unserer Willkür stand; und solche, die uns dasjenige ertheilen, was wir erst von der Hand des Schicksals erwarten mußten. Der Mensch ist überall Thor; so auch hier. Er schämt sich nicht, unwissend und untugendhaft zu sein; allein er schämt sich, seine Armuth, seine geringe Herkunft, seine körperlichen Gebrechen zu bekennen" *).

„Helf ich einem Mangel an Dingen ab, die er durch eigene Schuld nicht besitzt, mache ich ihn tugendhafter und verständiger: so dankt er mit offner Mine, mit freiem Herzen und ohne eine Aeußerung

*) Eben so sind wir auf unsere Verstandesgaben mehr, als auf unsere Tugenden stolz; ob wir gleich mehr Entschuldigung hätten, es auf diese als auf jene zu sein.

des Zwangs, welcher jedes Gefühl unsrer Abhängigkeit zu begleiten pflegt. Allein so ganz anders ist sein Dank, wenn man ihm das gibt, was er sich selbst nicht geben konnte. Er hat entweder eine große oder eine kleine Seele. Der großen Seele ist jede Erniedrigung, sogar jeder Schein derselben unerträglich; sie drückt daher ihren Dank mit einiger Verwirrung, mit abgebrochenen Worten und selten mit Kraft aus, und das Gefühl, wie würdig sie dieser Wohlthat sei, scheint den Dank zu erschweren, den sie dafür entrichten will. Es ist daher ein unsicheres Mittel, sich durch Geschenke einen großen Mann zum Freunde zu machen; denn dieser liebt nur den, den er umsonst lieben darf, und ist oft gegen den der zärtlichste Freund, der ihm am meisten zu verdanken hat. Allein es kommt auch darauf an, wie man Geschenke gibt. Gewisse Menschen zeigen bei ihrer Freigebigkeit eine edle und bescheidne Mine; sie scheinen dem andern nichts zu schenken; sie scheinen nur seine Verdienste belohnen zu wollen. Der Stolze handelt gerade entgegengesetzt, man liebt ihn daher nicht, ob er gleich liebenswürdige Handlungen verrichtet; man haßt ihn dafür und findet es unverträglich, daß der andere auf unserm Elend, auf unsern Ruinen zu einer höhern Stufe der Größe steigt; daß

er Güte und Bösartigkeit in derselben Handlung vereinigt und unsere Pflicht der Dankbarkeit gebraucht, um seinem Laster des Hochmuths reichlichere Nahrung zu verschaffen. Man dankt auch dem ungern für sein Gutes, von dem man etwas Böses erwartete. — Der kleine Geist hingegen dankt mit weniger Mühe und vielleicht auch oft mit weniger Rechtschaffenheit. Dieser erniedrigt sich zu jeder kleinen Handlung, eben weil er ein Gefühl seiner Kleinheit, oder einen falschen Begriff von seiner Größe hat; er schätzt die Wohlthaten zu groß, weil er sie nicht verdient — deswegen ergießt er sich in lange Danksagungen, die erst auf seinen Lippen geboren wurden; deswegen affektirt er Bewegungen seines Herzens, die nur Bewegungen seiner Zunge sind, und scheuet sich nicht, dem andern Schmeicheleien zu sagen, welche der, der sie gibt, und der, der sie empfängt, für Lügen hält. Es gibt Menschen, die sich durch ihren Dank der empfangenen Wohlthat unwürdig machen; so wie es solche gibt, die mit ihrem Dank für ein altes Geschenk ein neues verdienen. Der Verfasser der Lebensläufe sagt, er wolle aus der Art, Geschenke zu geben, den Charakter eines Menschen auf ein Haar treffen. Ich setze hinzu, man kann einen Menschen noch besser aus der Art kennen lernen, wie

er Geschenke **annimmt**. Es ist der Augenblick, wo der Mensch ohne Larve ist. Wir haben Mühe da unsre Bösartigkeit zu verbergen, wo uns der andre geschwind mit seiner Güte überrascht — die Sonne beleuchtet die Werke der Finsterniß, ehe der Mantel der Verstellung darüber geworfen ist. Weil dem Menschen die Verstellung nicht natürlich ist: so vergißt er sie oft in der Geschwindigkeit oder vereitelt wenigstens den Nutzen seiner Verstellung durch den Zwang, mit welchem er sie annimmt *). — Daher lernen wir den Bösen kennen durch die unerwarteten Wohlthaten, die wir ihm erweisen. Allein eben so oft überraschen diese Wohlthaten den Tugendhaften; sie stellen uns die unbedeckten Reize seines Herzens dar und zeigen die Ausbrüche seiner Aufrichtigkeit und seines Gefühls, ohne das Gewand des Wohlstandes

---

*) Die Verlegenheit, in der er sich befindet, scheint mir gleichsam zu sagen: „warte nur ein wenig, bis ich mich in den Zustand gesetzt habe, dich betrügen zu können.“ Er gleicht den Personen, die ihre nachlässige Hauskleidung, in der wir sie antrafen, dadurch zu entschuldigen glauben, daß sie uns um die Erlaubnis bitten, sich anders ankleiden zu dürfen — oder einer nicht stattlich angekleideten Schönen, die zu ihrem Liebhaber durch ihre verlegenen Blicke sagen will: „verzeihe, meine Schönheit liegt nur noch auf der Toilette — habe Geduld, ich will sie holen.“ — —

und der Zurückhaltung. So wie die Morgenröthe die schlummernde Schöne noch in ihren natürlichen und ungeschminkten Reizen erblickt, so sehen wir die Gestalt der unverhüllten Tugend."

„Lob ist eine starke Speise. Sie ist nicht für jeden. Der muß schon weit sein und das Lob, das man ihm beilegt, sehr verdienen, der sich loben hören kann, ohne schlechter zu werden oder wenigstens stille zu stehen. Mancher wird auf der Bahn aufgehalten, die ihn zum entfernten köstlichen Ziele führt, weil er zögerte, um den Zuruf, daß er gut laufe, zu vernehmen, weil ihn dieser Zuruf glauben machte, er habe das Ziel schon erreicht. Manche sind blos dadurch zu Narren geworden, weil man ihre Weisheit lobte. Und sicher wird man finden, daß großes Lob mehr geschadet hat als übertriebener Tadel. Dieser schlägt zwar nieder, aber er unterdrückt doch nicht ganz das Gefühl unserer eigenen Größe. Er ist oft Sporn, der zu größerer Thätigkeit anreizt, Schreckbild, das vom Schlaf aufweckt. Aber allzugroßes Lob läßt uns glauben, ein Ziel schon erreicht zu haben, nach dem wir erst ringen, schmeichelt uns, groß zu sein, da wir noch auf dem Wege dazu sind. Lob wirkt auch deswegen mehr als Tadel, weil man sich

eher bereden läßt, daß man groß als daß man klein sei."

„Es gibt Wahrheiten, die nicht oft genug können gesagt, können wiederholt werden. Allein eben deswegen, weil man sie oft sagen muß, muß man sie nicht immer auf einerlei Art sagen. Nichts ermüdet uns mehr als Einerleiheit; um eine Wahrheit uns verhässig zu machen, braucht man nur sie uns oft in einerlei Form zu wiederholen. Das neue Kleid, in dem eine Sache erscheint, stellt sie uns in neuen Reizen dar; sie nimmt uns ein, blos weil sie anders ist, als vorher. Vor dem Menschen, der mit der Mode aus dem vergangenen Jahrhundert vor uns kommt, hat man eine heimliche Abneigung; und der Wahrheit, die man in altem, lang gewöhnlichem Ton herleiert, verschließt man die Ohren. Wer zu schwach ist, zu erfinden, der trage das Erfundene in besserer Gestalt vor; und wer uns nichts neues sagen kann, der sage das Alte mit andern Worten. Und vielleicht haben sich diese Regel manche neuere Schriftsteller fast zu sehr zu Nutzen gemacht. Sie haben sich eine gewisse kraftvolle Sprache erfunden, in der alles, was man darin vorträgt, von einer andern Seite erscheint.

Sie scheinen Erfinder, Leibnitze zu sein, und sind nur — — Modeschneider." — —

„Jedes Gute oder Böse, das uns betrifft, modifizirt sich nach unserer jedesmaligen Empfänglichkeit. Eben diese Freude schmelzt den einen in Wehmuth und treibt ihm Freudenthränen aus dem Aug' — und begeistert den andern zur lärmenden Fröhlichkeit. Der vorige Zustand vermischt sich mit dem jetzigen auf eine bewundernswürdige Art und schattirt ihn gleichsam. Dasselbe Unglück stürzt den einen in Verzweiflung — entflammt den andern zur Wuth — und läßt einen dritten in Starrheit und Unbeweglichkeit hinsinken — oder einen andern heiße Thränen weinen. Wir fühlen eine Sache, wir geben den Ton an, nach dem wir gestimmt sind. Eine Metapher, die viel sagt." —

„Niemand fühlt das Unangenehme so inniglich als der, den es selten betrifft. Je glücklicher man ist, desto mehr ist man unangenehmen Empfindungen ausgesetzt. Die beständige Freude, worin man schwebt, schließt jeden Miston aus — jedes Uebel macht mit dem beständigen Guten einen doppelten Kontrast. —

Man kann leichter einen Zustand ertragen, der immer derselbe bleibt, sollt' er auch nicht sehr wünschenswerth sein, als in einem glücklichen Leben, den immer unangenehme Zufälle unterbrechen. An jenen Zustand hat man sich schon gewöhnt; diese fühlt man desto empfindlicher, je mehr man glücklich ist."

„Mancher denkt recht gottesfürchtig zu sein, wenn er die Welt ein Jammerthal nennt. Aber ich glaube, er würd' es eher sein, wenn er sie ein Freudenthal hieße. Gott wird mit dem eher zufrieden sein, dem alles in der Welt recht ist, als mit dem, dem gar nichts recht ist. Bei so vielen tausend Freuden in der Welt — ist es nicht schwarzer Undank, sie einen Ort des Kummers und der Qual zu nennen?" —

VI. Häusliche Verhältnisse.

Dies schrieb Paul, während sich noch im Dunkeln seine äußern Verhältnisse fast eben so sehr zu verschlimmern anfingen als sein inneres frühreifes Leben — wie der vorige Abschnitt anschaulich macht — erstarkte; als seine Weltansichten immer vielseitiger und tiefer eindringend, als seine Untersuchungen immer scharfsinniger und er selbst immer mehr durch sein Inneres über das Aeußere emporgehoben wurde.

Zugleich mit seinem Eintritt in das Höfer Gymnasium war auch seine Aufnahme in das großväterliche Haus verbunden, in dem ihm ein kleines Zimmer eingeräumt und er auch in Stoffe aus der großväterlichen Niederlage ganz neu ein-

gekleidet wurde. Seine Verhältnisse waren daher zwar beschränkt, aber nichts weniger als ärmlich; gleichwie sie es auch zuvor im väterlichen Hause, sogar in Jodiz, nie gewesen waren.

Die letztern hatten für ein dichterisches Gemüth gleichsam einen dramatischen Reiz, welchen Paul selber schildert, wenn er der großmütterlichen Spenden gedenkt, die aus Hof nach Jodiz an den Donnerstagabenden überbracht wurden durch die Botenfrau, auf deren Ankunft die Knaben schon lange lauerten und um die sich, wenn sie endlich da war, erwartend und gespannt die ganze freudige Familie in der Gesindestube versammelte; oder die auch in der Zwischenzeit von Paul selber und seinen Brüdern herbeigetragen wurden und die öfters, außer den Lebensbedürfnissen, auch in Geldgeschenken bestanden, womit die Großmutter ihre Lieblingstochter überraschte und beglückte.

Aber der seit Jahren kränkelnde Vater starb zu bald, nämlich am 15. April 1779 im 52sten

Lebensjahre und nicht lange, nachdem Paul nach Hof versetzt worden war. Er hinterließ außer Paul, dem ältesten, noch vier Söhne und Schulden, die allmälig von den nicht unbeträchtlichen Pfarreinkünften Schwarzenbachs, die er jedoch nur drei Jahre und drei Monate bezog, getilget werden sollten.

Auch die Großeltern, von deren Unterstützung die Mutter ganz abhängig geworden war, starben bald hinter einander und — eben wegen solcher seit Jahren fortdauernden Unterstützung — minder wohlhabend als sie früher gewesen waren und als sie noch immer der öffentliche Ruf ausgab.

Was Paul nach funfzig Jahren *) mit dankbarer Freudigkeit der ganzen Welt anvertraute und von Geschenken der freigebigen Großmutter, die in Scheineinkäufe verhüllet waren, oder von Scheinbezahlungen erzählte, wogegen die täglichen Bedürfnisse aus der Stadt herbeigeholet wurden,

*) S. Wahrheit 2c., 1tes Heftlein, p. 88.

das war der zurückgesetzten Tochter einer einzigen, schon früher verstorbenen Schwester von Pauls Mutter und besonders deren Vater kein Geheimniß geblieben. Neid und Haß, die im Stillen furchtbar zugenommen und lange auf Befriedigung gelauert hatten, fanden nun diese nach dem Tode der Eltern; und dazu neuen erbitternden Anlaß in dem großväterlichen Testamente, durch welches der Lieblingstochter ein Haus im Voraus vermacht war. Es entstand daher ein Prozeß, der mit großer Feindseligkeit geführt wurde, und während dessen das ererbte Vermögen nicht in ruhigen Besitz genommen werden konnte und die dazu gehörigen Grundstücke zu lange verwahrloset werden mußten, und zu spät und dann nur unter ihrem Werth veräußert werden konnten. Unterdessen mußte das — nach der öffentlichen Meinung große, in der That aber geringe Stammvermögen angegriffen werden, obwol es hätte unangreiflich sein und bleiben sollen, um von dessen Ertrag die Bedürfnisse der Familie

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

so viel möglich zu bestreiten und einer zu schnellen Verarmung vorzubeugen, welche hereinzubrechen begann, nachdem Paul kaum ein halbes Jahr auf der Universität zugebracht hatte, und die dann von Tag zu Tag furchtbar und schrecklich so lange zunahm, bis Paul — erst nach dem Erscheinen seiner Mumien — zum Schutzengel seiner Mutter und — so weit er es noch vermochte — zum Retter seiner Familie ward.

Auf das zu unglückliche Schicksal dieser Familie und auf dessen überaus schnelle Entwickelung müssen wir im Voraus einen sehr unerfreulichen Blick werfen, weil Pauls eigenes Schicksal so sehr dadurch getrübt wurde und nur eine der seinigen gleiche Geisteskraft und Wissenschaftliebe es machen konnten, daß er zwar schmerzlich genug davon berührt, aber nicht, wie einige seiner Brüder, überwältiget, ja nie um seine philosophisch dichterische Geistesfreiheit gebracht wurde.

Schwarzenbach zu Ende des Jahrs 1781 — ungeachtet der Abmahnung Pauls und wider den

Rath von Freunden, deren Beistand und Unterstützung sie genossen und auf den sie für die Zukunft rechnen konnte — zu verlassen und nach Hof zu ziehen, verleitete die Mutter der noch ungesicherte Besitz zweier Häuser und die Liebe zu der dem Tode nahen Großmutter.

In Hof war sie nun ganz vereinzelt, ohne Freund, ohne Rathgeber, blos sich selbst überlassen, ja der Vorsorge der öffentlichen Behörden beraubt, die ihren unmündigen Kindern — als wäre nur das Vermögen und nicht vielmehr die Persönlichkeit derselben zu bevormundschaften oder unter stellvertretende väterliche Gewalt zu bringen — Vormünder zu setzen unterließen. Je ungünstiger diese Umstände waren, desto liebloser wurde sie beurtheilt in und von einer kleinstädtischen Welt, in welcher rastlose, wetteifernde Betriebsamkeit geehrt und bewundert wurde; in der Erwerben und Ersparen das größte Verdienst, Erworbenes nicht zu vermehren, höchst tadelhaft und vollends Ererbtes nicht zu erhalten, sondern

aufzuzehren — was man unter allen Umständen Verschwendung nannte — ein Verbrechen; weswegen auch das spottende Sprüchwort: „der Sparer (als Erblasser) will einen Verschwender (zum Erben) haben," recht einheimisch und stadtüblich war und mit einer Art von Ingrimm ausgesprochen und angewendet wurde auf die Nachkommen eines Mannes, der — wie man sich ausdrückte — von unten angefangen und durch mühsamen Fleiß, talentvolle Anstelligkeit und geehrte Rechtlichkeit — wie der Großvater Pauls, der alte Tuchmacher und Schleierfabrikant Kuhn*) — ein Vermögen erworben hatte, dieses nicht zu erhalten wußten, sondern es — nicht etwa durch muthwillige Verschwendung — sondern

*) Wir wollen hier unsre Weitläufigkeit zu entschuldigen suchen, indem wir anführen, daß wir meinen, in Auftrag Pauls zu sprechen, welcher in sein Vita-Buch im Januar 1809 einschrieb: „Laßt mich recht weitläufig über meine Verwandten, Kuhn u. s. w. sein; es gefällt mir mehr als von mir zu sprechen; ich will gern nachher von mir reden und kaum aufhören." Vielleicht würde er aber die äußern Umstände nicht so berührt haben als wir es thun zu müssen glauben.

durch Ungeschick der Verwaltung oder sogar durch unverschuldetes Mißgeschick unter ihren Händen zerrinnen oder verschwinden ließen.

In so unglücklicher Lage befand sich Pauls Mutter, die noch dazu mit den nächsten Anverwandten in Streit und durch Familienhaß gedrückt war.

Alte Schulden sollten getilgt und, um zu leben, mußten neue gemacht, ein Haus mußte nach dem andern — aber wegen ehrenwerther Anhänglichkeit an väterliche Besitzthümer zu spät — verkauft werden, nachdem es doppelt werthlos geworden, nämlich an sich und weil es im Besitz einer verarmenden Frau war, die es nicht im guten Zustande zu erhalten vermochte.

Das geringe Vermögen mußte daher um so mehr zu bald erschöpft werden, je mehr es — weil eben Sparsamkeit unmöglich — unsparsam angewendet werden und dies eine engherzige Mißbilligung erregen mußte. Diese ließ es eben nicht dazu kommen, daß man die bedauernswürdige

Lage einer unglücklichen Familie genau kennen zu lernen und unparteiisch zu würdigen gesucht hätte, um theilnehmender zur Darbietung von Rath und That, und dadurch zur Abwendung einer vorschnellen Verarmung behülflich zu werden.

Nur durch solchen Beistand war vielleicht dem Anlaß zu öffentlichen Vorwürfen und diesen selbst Einhalt zu thun; aber gerade in dem Verhältnisse wurde eine grausame Theilnahmlosigkeit vermehrt, in dem das Mißgeschick sich vergrößerte und, so unverschuldet es großentheils war, als ganz verschuldet angesehen wurde. Wer unglücklich ist, steht allein!

So wurde durch die kritische und berechnende Strenge eines an sich achtbaren Gewerb- und Erwerbgeistes eine Familie unterdrückt, ja zermalmt! und nur, als sie nicht mehr zu retten war, mit einzelnen zersplitterten, unzureichenden und unsichern Unterstützungen bedacht. Aber auch dies geschah nur aus einer verkümmerten und halb unklaren oder verdunkelten Theilnahme nicht

an ihr selber, sondern an dem edelsten ihrer Mitglieder, nämlich an Jean Paul, wenige Jahre zuvor, ehe dieser für sie sorgen konnte, zu spät für einige Mitglieder, die dem Untergange nicht mehr zu entreißen waren; aber nicht zu spät, um die letzten Lebenstage der armen, ganz verlassenen, gedemüthigten und muthlosen Mutter sorgenlos und erquicklich zu machen.

Wir konnten uns und wir durften dem Leser einen schmerzlichen Hin- und Vorausblick in das — nicht ganz enthüllte — Unglücksdunkel einer Familie nicht ersparen, der Paul angehörte, dessen Jugendjahre dadurch so sehr getrübt wurden.

Zum Glück oder auch zum Unglück achtete er zu wenig auf die äußeren Verhältnisse und also auch nicht genug oder zu spät auf das unvermeidlich hereinbrechende Familien-Mißgeschick.

Zum Unglück sagen wir, weil, wenn sich seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, er ihm vorzubeugen — und vielleicht doch vergeblich — versucht haben würde; zum Glück, weil ihn

dies zu sehr zerstreuet, von seinem innern, wissenschaftlich begeisterten Leben abgewendet und zur Vergeudung von Zeit und Kraft genöthiget haben würde, die einzig seiner höhern Bestimmung und der ihm von der Vorsehung gewordenen Aufgabe vorbehalten und aufgespart werden mußten.

„Daß ich da, sagt Paul von seinem Aufenthalte als Gymnasiast in Hof, keine Liebe suchte, obwol den Werther las, kommt von Beschäftigung;" diese war auch Ursache, daß er von dem, was in Rücksicht des Besitzes und der Verwaltung des Vermögens vorging, nur wenig Kenntnis nahm, und die Mutter nicht dringend genug ermahnte, Schwarzenbach nicht zu verlassen und die Häuser in Hof noch zeitig genug zu verkaufen, wobei er jedoch viel ernsthafter und bekümmerter an das Schicksal seiner Brüder dachte und sie zum Lernen und zum Fleiß ermahnte und die Mutter, sie dazu anzuhalten, in Briefen aufforderte, welche er von Leipzig aus an dieselbe schrieb.

VII. Leipzig. Student vom 19. Mai 1781 an. Studien-Rechenschaft.

Dahin begab sich Paul zu Ostern 1781 und wurde am 19. Mai unter die Zahl der Akademiker aufgenommen und in die Matrikel eingeschrieben, nachdem ihm zuvor die gedruckten Gesetze mit gehöriger Vermahnung in dieselbe Hand gegeben worden waren, mit welcher er an Eidesstatt das Handgelöbnis ablegen mußte, sich mit ihnen recht vertraut zu machen und sie nie zu übertreten. Das letztere hat er gewiß so wenig gethan, als er diese Gesetze vielleicht jemals sorgfältig studirt hat: eingedenk oder uneingedenk des Ausspruchs von seinem Namenverwandten oder vielmehr Taufpathen, Apostel, welcher sagt, daß das Gesetz lediglich um der Sünde willen vorhanden ist. Wo keine sündhafte Begierde vorhanden, da ist die Gesetzkenntnis entbehrlich.

Bevor aber Paul in Leipzig in die Universitäts-Matrikel eingeschrieben werden konnte, mußte er erst die Erlaubnis dazu von dem Konsistorium in Baireuth einholen und sich dahin begeben, um eine Prüfung mit größerer Ehre zu bestehen, als die er sich während der Reise dahin, die er zu Pferde machte, zu erwerben vermochte und die er selbst (mit einigen Zuthaten z. B. der Bleikugel) in den Flegeljahren *) geschildert hat, weniger zur Verherrlichung des Reiters und Ritters als des komischen Dichters.

Paul brauchte sich bei seiner ersten Einrichtung auf der Universität und überhaupt während des ersten halben Jahres nicht zu sehr einzuschränken. Ueberdies war er von dem Rektor, M. Kirsch, mit einem stattlichen **Testimonium paupertatis** ausgestattet worden, in welchem — ohne seiner außerordentlichen Geistesfähigkeiten zu erwähnen — bezeugt wurde, daß er in den

---

*) S. Erstes Bändchen, p. 126 N. 12. „Unächte Wändeltreppe. Reiterkunst.“

Sprachen und, so weit es bei seinem Alter möglich sei, auch in der Philosophie schon viel gethan habe; dabei wurde zugleich Jedermann, der sich seiner annehmen wolle, ersucht, ihn selber zu prüfen. Niemand nahm sich seiner an; Niemand brauchte ihn daher zu prüfen.

Besser wurde Paul erkannt und erhebender behandelt von eben demselben ehrwürdigen Pfarrer Vogel, der durch die freigebige Mittheilung seines Bücherschatzes mittelbarer Weise zum Lehrer Pauls ward, weil er ihn befähigte, sein Selblehrer zu werden.

Dieser väterlich gesinnte Freund schrieb ihm — und wir können seine Worte nicht ohne innige Rührung abschreiben — am 12. Mai 1781.

„Vortrefflicher junger deutscher Mann — Mann, von dem ich auf die Zukunft vieles der Welt verspreche — mein lieber Freund!

„Sie gehen also morgen nach Leipzig ab? Nun so gehen Sie in Gottes Namen, — und kommen Sie

nicht eher wieder, bis Sie der — sind, der Sie sein sollen und können. Meine guten Wünsche begleiten Sie. Daß Sie unter Ihrem Studiren meiner nicht vergessen, daß Sie mit mir in Briefwechsel stehen werden, darf ich kaum bitten. Ich kenne Ihren Verstand — ich kenne Ihr Herz — Aber an mein Herz haben Sie auch mit Ihrem guten — schönen Dank empfindlich geschlagen: dies habe ich Ihnen noch zu guter letzt von Rehau nach Schwarzenbach zu schreiben."

„Sie können noch dereinst mehr Verdienst um mich haben, als ich gegenwärtig um Sie gehabt habe. **Heben Sie diese Weissagung auf.** — Und so noch einmal — so leben Sie denn wol!"

Paul war, ohne eigentliche Selberwahl, dem Studium der Theologie gewidmet, weil die Vorbereitung zu einer bürgerlichen Bestimmung mit dem wissenschaftlichen Leben verbunden und jene mit diesem, entweder als Zweck oder als Mittel, in Einklang gebracht werden mußte. Ueberdies verstand es sich von selber, daß der Predigersohn in die Fußstapfen des Vaters treten mußte.

Um so mehr mußte die philosophisch-theologische und philanthropische und zugleich heterodox-kritische Richtung des Zeitalters Einfluß auf Paul haben, da sie ihn zum Theologen und zwar zum heterodoxen gemacht, bevor er noch Theologie in Leipzig zu studiren begonnen hatte *).

*) Von den selberworbenen theologischen Kenntnissen legte er ein Zeugnis in folgendem Briefe ab, den er am 2. Mai 1781 an Vogel schrieb und den wir in einer Anmerkung mittheilen wollen, damit er von denen, welche an dem Gegenstande keinen Antheil nehmen, bequemer übergangen werden kann.

„Der M. Kirsch von Hof, in dessen Gesellschaft ich nach Leipzig reiste, erzählte mir einen ziemlich scheinbaren Einwurf von D. Ernesti gegen die Authentizität der Apokalypsis, diesen nämlich. An einem Orte derselben, ich weiß nicht mehr wo, steht: Die Stadt, die geistlich genannt wird, Jerusalem. Dieses Wort geistlich, πνευματικως, wird hier in einem Verstand gebraucht, der den Schriftstellern des neuen Testaments und sogar den Kirchenvätern und Skribenten des ersten Jahrhunderts nicht gewöhnlich war. Dies Wort wurde erst dann in einem solchen Sinn genommen, als man anfing zu allegorisiren, zu deuteln und in jedem Worte der Bibel eine Anspielung auf etwas Ueberirdisches zu finden. Weil also dieses Wort in diesem Jahrhunderte nicht in diesem Sinn gebraucht wurde: so kann ich schließen, daß auch die Apokalypsis nicht in diesem Jahrhundert verfertigt worden ist. Einige Stärke scheint dieser Einwurf zu haben; nur ist's zu viel gewagt, aus einem einzigen Wort viel schließen zu wollen."

Hier hörte er vorzüglich philosophische, mathematische und theologische Kollegien (letztere

Wenn Locke aus dem Spruch Matth. 25 viel für sein System glaubt beweisen zu können: so irrt er sich. Er beweist gerade wider Locke und ist höchstens ein argumentum bilaterum. „Gehet ins ewige Leben" und „gehet in die ewige Pein" — hier, sagte er, muß „Pein" Vernichtung und Tod heißen, weil beide Dinge hier einander entgegengesetzt werden, Leben und Pein aber nicht entgegengesetzt werden können; da sie heterogen sind. Allein hier kann man antworten: eben wenn Pein eine Vernichtung bedeuten soll; so müßt' es Tod und Vernichtung hier heißen, denn nur Tod kann dem Leben entgegengesetzt werden — es müßte heißen: gehet in's ewige Leben und in den ewigen Tod. Da es aber hier nicht so ist: so kann man schließen, daß Pein nicht Tod heißen kann, sondern seine eigentliche Bedeutung behält. — Das Wort κολασις wird nie in der Bedeutung des Todes gebraucht. Es kommt von κολαζω her, castigo. Was hat aber die Idee, gegeißelt, gequält werden, irgend für eine Verbindung mit der Idee vernichtet werden? — Im Gegensatz hat ζωη nach einem Hebraismen die Bedeutung von Glückseligkeit. So wird 1. Sam. 25, 6 חַיִּים in der Bedeutung des Glücklichseins genommen. Es ist also wahrscheinlich, daß ζωη auch in dieser Stelle so genommen werde; vorzüglich da sein Gegensatz „Pein" deutlich anzeigt, daß man's so nehmen muß. — Ueber Ihr Nichts, wovon Sie mir neulich sagten, hab' ich nachgedacht. Der Gedank ist schön; die Einbildungskraft verliert sich darin. Allein ich glaub' es Ihnen beweisen zu können, daß es gar kein absolutes Nichts geben kann. Schon in dieser Rücksicht nicht, weil Gott überall ist — und wenn wo ein absolutes Nichts wäre: so würde Gott nicht sein. Verstehen Sie das Nichts

ausschließlich bei Morus und Dathe; alle Kollegien aber, die er besuchte, blieben Nebensache bei seinem Selberstudium, obwol er nach vierzig Jahren — vielleicht aus Selbtäuschung — im Jun. 1821 in sein Vita-Buch schrieb: „Ich würde, hätt' ich Geld, auf einer Universität alle Professoren hören und zwar privatissime."

Welcher Lehrer würde ihn aber in dem genannten Jahre befriediget haben, da ihm während der Universitäts-Zeit nur wenige zusagten und kaum Einer ganz befriedigen konnte. Und wie selten würde ihm ein längere Zeit dauernder Vortrag einer Wissenschaft (Physik, Mathematik, Astronomie kaum ausgenommen) genüget haben? Wie wenige Lehrer, wenn sie ihn gekannt, möchten genialisch und wissenschaftlich

---

so: ein Ort, wo kein Körper existirt: so wollt' ich deutlich beweisen, daß überall Körper sein müssen — und daß der Satz, in der Metaphysik „alles Ausgedehnte hat Grenzen" so wahr nicht ist als es scheint. Es kommt auf Sie an, ob ich's einmal thun soll.

reich genug gewesen sein, um es zu wagen, ihm privatissime Vorlesungen zu halten? Für den pedantisch verblendeten und innerhalb eines beschränkten wissenschaftlichen Ideenkreises blindlings kecken Professor würde der lernbegierige Zuhörer sich bald genug in einen blos hospitirenden verwandelt haben, der ihm entlaufen wäre und ihm überlassen haben würde, vier leeren Wänden zu lehren. Sogar dem gelungensten und geistreichsten Vortrag lange schweigend zuzuhören, würde Paul kaum fähig oder geneigt gewesen sein, denn je anziehender und erweckender dieser Vortrag gewesen wäre, desto mehr Anreiz zum Besprechen seines Gegenstandes und zum Disputiren darüber würde er empfunden und nicht leichtlich unbefriedigt gelassen haben.

Beharrlich besuchte er in den zwei ersten Jahren seines akademischen Lebens die philosophischen Vorlesungen Platners und die exegetischen und dogmatischen von Morus, denen er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte und

sich das Ansprechende, ohne jemals sich den gehörten Vortrag aufzuzeichnen, durch Nachdenken aneignete, wie andere sich durch sogenanntes Nachschreiben für das Gedächtnis und als einen Vorrath zum künftigen Durchdenken — das jedoch oftmals unterbleibt — aufbewahren wollen. Zuweilen, wenn der Vortrag des Lehrers eine eigene Idee in ihm erweckte oder wol auch einen Einwand gegen das Gehörte aufregte, machte er sich eine Andeutung in seiner Schreibtafel.

Den einzigen Unterricht in den Anfangsgründen der Englischen Sprache, den er jemals genossen, holte er sich aus den halbjährigen, ärmlichen Vorlesungen, welche der Professor Hempel wöchentlich in zwei Stunden öffentlich (d. h. unbezahlt) hielt. Dies führen wir an, weil er in seinem Vita-Buch des wenigen Unterrichts gedenkt, den er in fremden Sprachen genossen, und beifügt, daß er überhaupt nie viele Umstände mit einer fremden Sprache, sondern sich schnell an das Lesen eines Buchs gemacht, das

darin geschrieben war; — dann gab sich der Rest *).

Paul mag nun selbst sein Doppelleben, das wissenschaftliche und das ökonomische, welches er in Leipzig (letzteres gleichsam mit zugedrückten Augen) führte, schildern, d. i. wir wollen einiges von dem, was er davon an den alten Rektor Werner und an seine Mutter schrieb, mittheilen.

In den Notaten zu seiner Selbbiograpie hat er die Bemerkung aufgezeichnet: „ich ging durch Werner mit der Ueberzeugung fort nach Leipzig, daß ich daselbst gar kein Geld nöthig hätte."

An diesen schrieb er bald nach seiner Ankunft daselbst:

„Ich bin gesund hier angelangt. Die Stadt ist schön, wenn man eine Stadt schön nennt, die große Häuser und lange Gassen hat — für mich ist sie noch einförmig. Und die herrliche Gegend, die Sie mir versprachen, die find' ich um Leipzig herum nicht. Ueberall ein — ewiges Einerlei, keine Thäler und Hü-

*) S. Wahrheit, 2. Heftlein p. 65.

gel — völlig entblößt von dem Reize, der mir die Gegend, wo Sie noch wohnen, sonst so angenehm machte. In vielen Sachen ist es so hier, wie Sie mir vorausgesagt haben, in andern aber ist es anders. Für 18 Pfennige kann ich zu Mittag essen. Ferner: beim Rektor Clodius hab' ich die Inskripzion ganz geschenkt bekommen und eben so die Kollegien. Für mein schönes Zimmer (in dem Gasthofe zu den drei Rosen in der Peterstraße, zwei Treppen hoch, No. 2., gerade in dem Hause, wo Oerthel wohnt; unsere Zimmer stoßen zusammen) brauche ich nur 16 Rthlr. zu zahlen, aber dafür muß ich zu Meßzeiten allemal ausziehen. Auch die Studenten sind so höflich, so polirt, wie Sie mir gesagt haben. Allein in folgenden scheint mir Ihre Vorhersagung nicht eintreffen zu wollen. Die Informazionen sind hier selten — und die Menge derer, die informiren, ist unsäglich groß. In großen Häusern nimmt man nur die Informatoren an, die Empfehlungen an sie haben. Eine Informazion ist also hier ein nicht so gewöhnliches Ding — und eine gute ist selten, dies hab' ich selbst aus dem Munde verschiedener Professoren gehört. Alle haben mir das, eben nicht tröstliche Sprüchwort von Leipzig gesagt: Lipsia vult exspectari. Und das exspectari ist so unbestimmt, daß

man, wenn einer 50 Jahre in Leipzig ist und in diesen 50 Jahren kein Amt bekommt, ihm immer noch vorpredigen kann, er solle nur warten, es würde sich schon geben."

„Der Hr. M. Kirsch von Hof ist mit mir und Oerthel nach Leipzig gereiset. Seine Gegenwart hat mir hier viel geholfen. Er hat mich bei etlichen auf's beste rekommandirt, bei Seeger und bei Bell. Er hat mir auch ein recht gutes Testimonium paupertatis *) geschrieben. Dieses darf ich nur vorzeigen,

*) Wir haben oben erwähnt, daß dieses Armuths-Zeugnis selber arm war, weil es der außerordentlichen Geistesanlagen Jean Pauls nicht gedachte. Gleichwie dieser es im Jahr 1781 für ein recht gutes erklärt hatte: so mußte er denn doch auch wahrnehmen, daß es für jeden passe, der sich durch seine Fortschritte in Sprachen und Philosophie auszeichne und zu einer Prüfung in beiden zu empfehlen sei. Paul machte sich daher — und wir dürfen dies wol als einen Charakterzug und als einen Rückblick, den er auf seine Jugend warf, anführen — das seltsame Vergnügen, einen sehr braven, kenntnisvollen und wißbegierigen Jüngling, als er auf die Universität ging, mit dem Armuths-Zeugnis, das er selbst empfangen, oder vielmehr mit einer halb ernsten halb scherzenden, zum Theil erweiterten und verbessernden Akkommodazion oder Parodie desselben auszustatten und diese einem Freund — um sie gleichsam unter dessen Augen zu machen — mitzutheilen.

Der Rector Gymnasii Curiani hatte sein Testimonium für Paul begonnen mit den Worten: Paupertas cum nemini dedecori sit, qui virtutis divitiis abundare nititur,

um alle Kollegien geschenkt zu bekommen. Besonders viel hat mir dieses Zeugnis bei Professor Platner geholfen, der die Philosophie sehr liebt."

„Diese Universität, schrieb er am 17. September, hat eben nicht viel große Männer; wenn man Platner, Morus, Clodius und Dathe ausnimmt: so findet man überall nur mittelmäßige Leute. Dathe liest nicht gut und hat noch dazu einen schlechten Vortrag; er weiß auf dem Katheder nicht halb das Gute zu sagen, was er in seinen Büchern sagt. Man hat mehr Nutzen von ihm, wenn man ihn liest als hört."

„Auch noch jetzt ist meine Vermuthung wegen des exspectari nicht widerlegt, sie ist bestärkt worden. Ich habe hier noch keine Informazion, keinen Tisch,

---

sane non est, quod erubescat, qui sibi has literas scribi voluit.

Jean Paul schrieb dagegen in seiner Imitation: Paupertas cum nemini dedecori sit, qui scientiarum et virtutis divitiis abundare nititur u. s. w.

M. Kirsch sagte: Est igitur dignissimus, qui cuicunque harum literarum lectori de meliori commendetur. Erit absque dubio ea grata mente, quae quidquid beneficii acceperit, non agnoscat solum, sed etiam, siquando laetior aliqua fortuna affulserit, rite compenset.

Paul schrieb dagegen edler, kürzer und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, lateinischer: Est igitur dignissimus, qui cuique harum literarum lectori de meliori commendetur, compensaturus quidquid beneficii acceperit, et fautoribus et patriae.

keine Bekanntschaft mit Studenten; noch gar nichts. Es ist eben nicht ganz leicht, Zutritt bei den Professoren zu erhalten. Diejenigen, die eigentlich berühmt sind und deren Liebe mir nöthig genug wäre, sind von einem Haufen von Geschäften umringt, von einer Menge von andern vornehmen Personen, von einem Schwarm niedriger Schmeichler belagert, daß jeder, den nicht sein Kleid und sein Stand empfiehlt, nur mit Mühe ihnen bekannt wird. Wenn jemand mit einem Professor sprechen wollte, ohne ein besonderes Gesuch anzubringen zu haben: so würde er sich wol dem Verdacht der Eitelkeit aussetzen. Bedenk' ich noch die Menge der Studenten, die besonders empfohlen sind, die Menge der schlechten Studenten, die den Professor hintergehen und ihn gegen die bessern hart machen: so kann ich mir das ganze Phänomen erklären. Darum geben Sie aber Ihre Hoffnung nicht auf; ich werde alle diese Schwierigkeiten überwinden; ich kann sie zum Theil; allein ich brauch' es endlich auch nicht. *Hier komm' ich auf das Räthsel, dessen Auflösung Sie so begierig erwarteten und welches ich meiner Mutter nur dunkel angegeben.* Allein jetzt ist es eben so wenig noch aufgelöst; nur dies kann ich Ihnen sagen, daß es weder ein Stipendium, noch ein Tisch, noch

eine Informazion, noch sonst dergleichen etwas betrifft. Es betrifft etwas, das Sie gar nicht vermuthen, das ich Ihnen noch nicht sagen kann, bis der Ausgang meiner Erwartung entspricht. So viel davon.“ —

„Sonst bin ich noch wohlauf; die Leipziger Luft behagt mir, die Stadt gefällt mir auch mehr und die Gegend wird mir angenehm, besonders seit dem ich gewisse Gärten habe kennen lernen. Sie werden sich noch erinnern an die Orte, wo das Auge und die Zunge so reizend befriediget werden *). Aber wissen Sie, was mich eigentlich zum Fleiß antreibt? — Gerade das, was Sie in Ihrem Briefe gesagt — meine Mutter. Ich bin ihr es schuldig, einen Theil ihres Lebens zu versüßen, da sie den andern so elend hingebracht hat, und ihr den Verlust, den sie durch den Tod meines Vaters erlitt, durch meine Hülfe zu mindern; es ist meine Pflicht, etwas zum Glück meiner Brüder beizutragen. — Wäre dies nicht, so würden meine Studien anders sein; ich würde nur das

*) Der alte Werner war von Geburt ein Sachse und hatte in Leipzig studirt; und weil er, wie in sein Vaterland, auch in seine Universitätsstadt verliebt war: so hatte er seinen vormaligen Schüler, oder Paul hatte sich selber nach dessen Erzählungen die Meinung beigebracht, daß man, wie er sich ausdrückte, in Leipzig ohne Geld leben könne.

bearbeiten, was mir gefiele, für was ich Kräfte fühlte; wäre dies nicht: so würd' ich nie in meinem Leben ein — öffentliches Amt annehmen. Das kommt Ihnen vielleicht wunderbar vor, allein kennten sie die ganze Verfassung, in die mich meine Lage in der Welt, die Stimmung meiner Seele, die sonderbaren Gänge meines Schicksals gesetzt haben, so würde Ihnen dies vernünftig vorkommen." —

„Der Doktor Ernesti ist am 15. September begraben worden. Er wird sich wol beim Cicero im Himmel Stunden geben lassen. Jetzt modert sein römischer Kopf. Sein Ruhm flattert über sein Grab hin; er hört ihn nicht mehr! so zerstäubt der Schlag des Todes den ganzen Plunder von unsern Thorheiten. Dies fällt mir oft so warm auf's Herz, daß ich nichts lernen möchte, als worauf ich in der andern Welt fortbauen kann; daß ich nichts thun möchte als die Thaten, die im Himmel Früchte für mich tragen. Genug!" — —

„Und Sie — o! ich sag' Ihnen tausend Dank für Ihren schönen Brief, tausend Dank für die Liebe, die Sie in demselben gegen mich äußern. Aber ich wünsche, Dank nicht blos sagen zu können; ich wünsche mehr. Und für das, was ich Ihnen in Rücksicht der Bildung meines Verstandes und Herzens schul-

dig bin, für das, was nie ein Schüler seinem Lehrer bezahlen kann? — Hier kann ich nichts als eine Thräne der Dankbarkeit weinen und einen Wunsch zum Allgütigen schicken."

„Sie sehen, ich schreibe meine Briefe an Sie viel anders als ich sie an jede andre Person schreibe; überall nimmt man eine kleine Maske an; überall schminkt man sich wenigstens ein bischen, aber bei Ihnen thue ich das nicht; ich zeige mich Ihnen wie ich bin; Sie kennen meine Fehler, daher gebe ich mir keine Mühe, sie Ihnen zu verhehlen. Darum werden Sie auch meinen Brief an Sie niemand sehen lassen; denn man verlacht oft den, der aufrichtig genug ist, sein Herz auf Unkosten seines Verstandes reden zu lassen — es gibt Leute, die jeden für einen Thoren halten, der nicht leichtsinnig ist, wie sie."

„Ich muß Ihnen noch etwas sagen, was ich gewiß nicht aus Schmeichelei sage: Ihr Brief ist in einer modernen Schreibart geschrieben; Sie haben sich sogleich nach dem Verfasser der Menschenfreuden gebildet und in Ihrem Brief neue Wendungen, Konstrukzionen, Wörter und Beredsamkeit und kurze Sätze verbunden. Thun Sie gewissen Personen den Tort und zeigen Sie ihnen, daß auch Sie neu deutsch schreiben können."

In einem Brief an Vogel vom 17. Sept. erwähnte Paul ebenfalls den Tod Ernesti's. „Vielleicht — dies sind seine Worte — lernte er hier auf der Welt zu wenig Latein; und nimmt im Himmel den Cicero selbst dazu, um ganz ein Römer zu werden. Er war mit so viel Titeln, Ehrennamen, Beiworten behangen, daß man kaum den Menschen davor sehen konnte. Jetzt modert sein römischer Kopf, sein Gehirn voll Cicero'sphrasen und das ganze Behältnis alter Gelehrsamkeit im Grabe; sein Ruhm flattert über seinen Hügel weg; er hört ihn nicht mehr. Wahrlich! Pope hat Recht, der den Ruhm ein eingebildetes Leben in dem Odem des andern nennt."

In demselben Brief schildert er auch den Eindruck, den in der ersten Zeit nach seiner Ankunft in Leipzig die modische Welt überhaupt und besonders die modische Studentenwelt auf ihn gemacht hatte; und wir wollen diese Schilderung mit eben derselben Orthographie, in der sie Paul geschrieben, mittheilen, weil diese doch auch einen vorübergehenden Theil — Alles ist

aber im menschlichen Leben vorübergehend — seines Lebenslaufes ausmacht.

„Die Mode ist hier der Tyrann, unter dem sich alles beugt, obwol er niemals sich selbst gleich ist. Die Stuzzer bedecken die Straße, bei schönen Tagen flattern sie herum wie die Schmetterlinge. Einer gleicht dem andern; sie sind wie die Puppen im Marionettenspiele und keiner hat das Herz, Er selbst zu sein.“

„Das Hergen (Herrchen) gaukelt hier von Toilette zu Toilette, von Assemblée zu Assemblée, stielt überall ein paar Thorheiten mit weg, lacht und weint, wie's den andern beliebt; närt die Gesellschaft von den Unverdaulichkeiten, die er in einer andern eingesammelt hat, und beschäftigt seinen Körper mit Essen und seine Seele mit Nichtsthun, bis er ermüdet einschläft. Wen nicht seine Armuth zwingt, klug zu sein, der wird in Leipzig der Narr, den ich jetzt geschildert habe. Die meisten reichen Studenten sind dieses.“

Am 23. September tadelte der wohlwollende Vogel diese Orthographie und sagte: — Noch eins. — „Ich bin böse auf Sie, daß Sie mit dem armen **H** so grausam umgehen — oder soll ich

schreiben umgeen? Wenn Sie das h nicht leiden können: so dürfen Sie nicht parteiisch sein und das ch begünstigen. Es ist mit dem par ratio; und doch werden Sie nicht haben wollen, daß ich Sie Rigter nenne. Also machen wir Friede. Sie lassen dem h wieder Gnade finden und ich bleibe beim ch."

Auch Pauls Urtheil über Ernesti — dessen tiefern Sinn nicht erkennend — misbilligte Vogel und sagte:

„Wenn Sie glauben, daß Ernesti nichts mitgenommen hat als seinen Ruhm und daß dieser nur ein eingebildetes Gut sei: so scheint es mir als irrten Sie sich und wollten gleich Popen dies eingebildete Leben in dem Odem des andern herabwürdigen. Ist denn das nicht wünschenswerth, daß man unser Andenken ehrt? daß Geister noch nach Jahrhunderten in einer gewissen Verbindung mit uns stehen? Wenn der Mensch mit einer Art von Gleichgültigkeit den Ruhm ansieht: so wird er sicher nicht groß und die Welt wird an herrlichen Begebenheiten arm. Thun Sie ja in diesen Ihren Vorstellungen einige Schritte zurück: sonst könnte die Welt auch an Ihnen verlieren."

In dem Entwurf eines für Vogel bestimmten, aber Entwurf gebliebenen Briefs, welchen

Paul im November 1781 in sein Korrespondenzbuch einschrieb, suchte er seine Aeußerung über den Ruhm minder zu entschuldigen als zu erklären, und erwähnte der Vergänglichkeit und des Verschwindens einer Universitäts-Parteiung (der Krusianer und Ernestianer), die jetzo wenigen unserer Leser auch nur dem Namen nach bekannt sein mag, und sprach dann auch von seinen Studien.

„Ernesti, sagt er, war ein verehrungswürdiger Mann und sein Tod beklagenswerth für Deutschland. Der größte Theil der Leipziger Studenten schätzte ihn; dies bewiesen sie durch ihre zahlreiche Versammlung an seinem Begräbnistage. Die Krusianer sind fast mit ihrem Stifter verloschen; man ist im Jahre 1781 zu aufgeklärt, um ganz Krusianer sein zu können, wenigstens zu klug um es zu sagen. Nicht ganz, aber fast eben so ist es mit den Ernestianern. Man hängt nur einem großen Mann in seinem Leben eifrig an und vertheidigt seine Fehler mit demselben Eifer wie seine Tugenden; natürlich deswegen, weil es Nutzen für uns hat, dem großen Manne zum Schild gegen die Streiche seine Neider zu dienen, und Ehre, sich

seinen Freund zu nennen. Mit seinem Tode stirbt unsere Anhänglichkeit an ihn; wir loben nur das, was jeder lobt, und verringern blos die Fehler, die wir nicht läugnen können."

„Von beiden Parteien (den Krusianern und Ernestianern) hört man jetzt wenig. Ueberhaupt hab' ich die Bemerkung gemacht, daß ein großer Mann nicht lange leben muß, um immer mit Ruhm zu leben. Man erwartet von ihm unaufhörlich neue Monumente seiner Größe; und man macht sich von ihm einen so hohen Begriff, daß man seine vergangenen Thaten für die Herolde von der Größe der zukünftigen ansieht. Man wendet nur immer seine Augen vorwärts; man sucht immer das, was er ist und vergisset, was er gewesen ist — man bewundert ihn nicht mehr, wenn man an ihm immer dasselbe bewundern muß — er überlebt sich selbst. Nach ihrem Tode führt man die großen Männer erst zurück und umfaßt den ganzen Kreis ihrer durchlaufenen Bahn; man lobt sie vor dem Tode nicht so unumschränkt, weil man sie immer zu größern Thaten anlocken und ihr Bestreben nach künftiger größerer Vollkommenheit nicht durch die zu große Erhebung der gegenwärtigen verhindern will. — So ging es mit dem großen Young in England, und fast eben so mit dem gelehrten Ernesti in Leipzig;

und ein großer Geist vermag nur erst den eigentlichen Körper, der ihn in unaufhörliche Verbindung mit allen Menschen setzt, dann zu erlangen, wenn er den jetzigen abgelegt hat." — — —

„Was Sie vom Ruhm sagen, ist richtig, was ich davon gesagt habe, ist unrichtig. Ich habe nie den Ruhm mit Gleichgültigkeit angesehen, nie ihn als ein eingebildetes Gut betrachtet — denn was ist wahrscheinlicher als daß wir in der Ewigkeit erst seine besten und dauerndsten Früchte genießen werden? Allein zu der Zeit, da ich meinen Brief an Sie schrieb, war ich gerade durch den Tod Ernesti's, durch den Anblick seines Leichenpomps und durch die Vergleichung seines vorigen und gegenwärtigen Zustandes, in die Lage versetzt worden, meine irrige Meinung zu behaupten."

„Aber vielleicht schätzt man an dem seligen Ernesti mehr als man schätzen sollte. Er sprach Cicero's Latein, aber ihm fehlte seine Beredsamkeit; er hat gute lateinische Worte, aber nicht herrliche Gedanken gehabt; er war erstaunlich gelehrt bei mittelmäßigen Kräften des Verstandes: er hatte seinen Ruhm mehr seinem Fleiß als seinem Genie, mehr seinem Gedächtnis als seinem Tiefsinn zu danken. Er war ein großer Philolog, aber kein großer Philosoph."

„Eben dieses macht ihn vielleicht nicht halb so groß als einen Lessing oder auch einen Platner.“ — —

„Um Ihnen diesen ganz zu malen, müßte ich er selbst oder noch mehr sein. Man muß ihn hören, man muß ihn lesen, um ihn bewundern zu können. Und dieser Mann, der so viele gesunde Philosophie mit so viel Anmuth, so viel gesunden Menschenverstand mit so großer Gelehrsamkeit, so viel Kenntnis der alten Griechen mit der Kenntnis der Neuen vereinigt, und als Philosoph, als Arzt, Aesthetiker und Gelehrter gleich groß ist und eben so viel Tugend als Weisheit, eben so viel Empfindsamkeit als Tiefsinn besitzt; dieser Mann ist nicht nur dem Neid jedes schlechten Kopfs, sondern der Verfolgung der mächtigen Dummköpfe und der heimlichen Verleumdung ausgesetzt. Er hat schon viele Streitigkeiten gehabt und noch mehr Feinde sich zugezogen. Er wurde einmal vor das Konsistorium zu Dresden gefodert, um sich wegen der Beschuldigung des Materialismus zu verantworten. Wenn man ihm etwas weniger Schuld geben kann, so ist es dieses: er ist der erklärteste Feind des Materialismus; man muß seine Aphorismen nicht gelesen, nicht verstanden haben, um es nicht zu wissen. Doch es war ein Konsistorium, dieses hat recht, mit mehr Ehre dumm und mit mehr Heiligkeit bos-

haft zu sein, als andere Menschen. Er vertheidigte sich, er siegte über die, mit welchen zu streiten er für Schande hielt. Kaufen Sie sich seine philosophischen Aphorismen. Sie treffen in diesen die Leibnitzische Philosophie im körnichtsten Auszug und eine Menge Erläuterungen und Bemerkungen in gedrängter Schreibart an. Weiter unten werd' ich mehr von Platner reden." —

„Die Nachricht, die ich Ihnen von der heiligen Orthodoxie in Leipzig geben soll, wird sehr kurz ausfallen. Die meisten und fast alle Studenten neigen sich auf die Seite der Heterodoxie. Ich habe bei einem Magister, der zugleich Prediger ist, gehört, der unaufhörlich auf das System, auf die mystische Deutsamkeit der Bibel, auf die Allegoriesucht, auf die Anhänglichkeit an allen unwahren Beweisen und auf die Unbekanntschaft mit dem Hebräischen in der Erklärung des neuen Testaments u. s. w. loszog. Allein demungeachtet darf der Professor nicht frei eine Glaubenslehre leugnen; er muß blos von den Schwierigkeiten derselben reden und die Entscheidung über ihren Werth seinen Zuhörern überlassen.

Morus ist unstreitig nicht orthodox. Er hat schon viele Verfolgung erlitten und eben dies macht ihn behutsam und hindert ihn, seine Meinung frei herauszu-

sagen. Wo er ein Wunder, den Teufel u. s. w. wegerklären oder eine Allegorie aus dem alten Testament zu einer Akkommodazion machen kann, da thut er's.

In seiner Dogmatik, die er trefflich liest, trägt er die streitigen Punkte, die Meinungen der entgegengesetzten Parteien vor — er überläßt den Zuhörern die Entscheidung; und wer wollte da nicht aus der Stärke seiner Gründe auf der einen Seite herausbringen, welche seine wahre Meinung sei." —

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihre Güte, mit welcher Sie sich nach meinen eigenen Beschäftigungen erkundigen, durch die Freimüthigkeit erwiedern darf, mit welcher ich Ihre Fragen beantworten und die Gefahr nicht scheuen will, dabei egoistisch zu erscheinen. Ich habe gehört und höre exegetische Kollegien über den Johannes, den Brief an die Ebräer und mehrere Paulinische Briefe und die Apostelgeschichte bei Morus; über Logik und Metaphysik bei Platner, über Aesthetik bei demselben, über Moral bei Wieland, über Geometrie, Trigonometrie bei Gehler, und über die englische Sprache bei Hempel*). Wenn ich Ihnen sage, was ich studire: so werden Sie den Grund finden,

*) Es ist hier nur vom ersten Semester von Pauls akademischem Leben die Rede.

warum ich zuerst diese Kollegien gehört habe. Die Sprachen sind jetzt meine liebste Beschäftigung; blos deswegen, weil ich für gewisse Wissenschaften mehr Liebe bekommen habe. Es wird mir schwer, Ihnen gewisse Dinge zu sagen, da sie sich ohne den Schein von Stolz und Pralerei kaum sagen lassen; aber es wird mir leicht, sie zu sagen, wenn ich mich erinnere, daß Sie mich zu gut kennen, um da mich stolz zu vermuthen, wo ich es nicht sein kann, oder da zu finden, wo man es blos zu sein scheint. Ich habe mir die Regel in meinem Studiren gemacht, nur das zu treiben, was mir am angenehmsten ist, für was ich am wenigsten ungeschickt bin und was ich jetzt schon nützlich finde oder dafür halte. Ich habe mich oft betrogen, wenn ich dieser Regel gefolgt bin; allein ich habe es nie bereuet, in einen Irrthum gefallen zu sein, der *). . . . .
. . . . . . Das studiren, was man nicht liebt, heißt mit dem Ekel, mit der Langweile und dem Ueberdruß kämpfen, um ein Gut zu erhalten, das man nicht begehrt; das heißt, die Kräfte, die sich zu etwas andern geschaffen fühlen, umsonst an eine Sache ver-

*) Hier ist eine Lücke, die Paul auszufüllen verſparte oder absichtlich unterließ.

schwenden, wo man nicht weit kommt, und sie den Sachen entziehen, in denen man Fortgang machen würde. „Aber eben dadurch verdienst du dir Brod;" dies ist der elende Einwurf, der dagegen gemacht werden kann. Ich wüßte keine Sache in der Welt, durch welche man sich nicht Brod erwerben könnte. Ich will davon schweigen, daß der nie weit kommt, der sich in seinem Studiren blos die Erwerbung seiner nothwendigen Bedürfnisse zum Endzweck setzt. „Allein in dem einen mehr, in dem andern wenig!" Dies zugegeben: so weiß ich nicht, ob ich in dem mein Brod erwerben werde, wozu ich keine Kräfte fühle, keine Lust empfinde und in welchem ich also unmöglich Fortgänge machen; oder in dem, in welchem mein Vergnügen mich anspornt, meine Kräfte mir forthelfen . . . . — Man muß ganz für eine Wissenschaft leben, ihr jede Kraft, jedes Vergnügen, jeden Augenblick aufopfern und sich mit den andern nur deswegen beschäftigen, um sich in ihnen für die unsrige eine Folie zu verschaffen. Und entgeht mir durch die sonderbare Verwicklung von äußern Umständen der unbedeutende Nutzen, der jedes schlechten Kopfes Ziel ist: so wird mir dies wahrlich dadurch zehnfach ersetzt, daß ich in dem Betrieb einer Wissenschaft die Seelenwollust genieße, die jedem aus der Beschäftigung mit Wahr-

heiten quillt, daß ich den Reiz empfinde, den für mich jede Aeußerung meiner Kräfte hat, und vielleicht auch die Ehre genieße, die ihr über kurz oder lang zu Theil wird. Dies ist meine Vertheidigung. Sonst las ich blos philosophische Schriften; jetzt lese ich noch lieber witzige, beredte, bilderreiche. Ich trieb sonst die französische Sprache auch nicht; jetzt lese ich die französischen Bücher lieber als deutsche. Der Witz eines Voltaire, die Beredsamkeit eines Rousseau's, der prächtige Styl eines Helvezius, die feinen Bemerkungen eines Toussaints — alles dieses treibt mich zum Studium der französischen Sprache. Ich glaube nicht, daß ich lerne; sondern nur, daß ich mich vergnüge; mit den Eindrücken der schönen Stellen, der witzigen Einfälle u. s. w. bleibt auch zugleich die Erinnerung an die Art, wie sie ausgedrückt wurden, zurück. Ich las den Pope, er entzückt mich; eben so den Young. Er ist unfehlbar in der englischen Sprache noch viel herrlicher. Ich lerne sie jetzt; und vorzüglich um die vortreffliche Wochenschrift, den Zuschauer, zu lesen, von dem wir im Deutschen eine elende Uebersetzung haben. Die Beredsamkeit des Rousseau entzückt mich: ich fand sie im Cicero und Seneca — ich liebe diese beiden jetzt über alles und gäb' ihre Lektüre um keines der besten deutschen Bücher. Jetzt lieb' ich die alten Autoren; ich

habe das dumme Vorurtheil fahren lassen, von welchem ich durch eine sehr schlechte Informazion von einem lateinischen Lehrmeister bin angesteckt worden. Lassen sie mich hier eine kleine Abschweifung über das Lesen der alten Autoren in den Schulen machen. Was ich sage, kann falsch sein; allein bei mir war es wahr. Um einen alten Autor nachzuahmen, um ihn schön zu finden, um ihn zu lieben und sich mit ihm zu beschäftigen, muß man Geschmack haben."

Hier brach Paul nicht nur die Abschweifung, sondern auch die Schilderung seiner Studien ab; vermuthlich weil er zu lange gezögert und dann den Vorsatz aufgegeben hatte, beide an Vogel gelangen zu lassen.

VIII. Tagbuch vom August und September 1781.

Wir wollen diese abgebrochene Nachricht zu ergänzen suchen und daher Rechenschaft von den

Studien geben, welche Paul neben dem Besuch der Kollegien und als sein eigener Selbstlehrer trieb.

Wie er in Hof die angeführten „Uebungen im Denken" angefangen und deren drittes Heft im Mai 1781. vollendet hatte, so begann er in demselben Jahre eine ähnliche Schrift unter dem Titel: ein „Tagebuch meiner Arbeiten. Auf den Monat August 1781." Diesem ließ er ein zweites für den Monat September nachfolgen.

Aus beiden wollen wir Auszüge nach der Zeitfolge und mit Angabe der Tage mittheilen, an welchen sie niedergeschrieben wurden, um Pauls damalige Geistesrichtung, seine Gesinnungen, seine Weltansichten — die zum Theil in der Folge aufgegeben wurden, zum Theil aber auch lebenslängliche blieben — anschaulich zu machen. In diesen Tagbüchern zeichnete Paul auch Meditazionen über das menschliche Leben auf, die zugleich und zunächst Betrachtungen über sein eigenes Leben

sind, und eben darum einen Theil des letztern ausmachen und darstellen.

„Sonnabend den 11ten August.“

„Du willst deine Fehler von deinen Freunden erfahren. Du irrst dich sehr. Ihre Aufrichtigkeit geht wol so weit, daß sie dir unbedeutende Flecken deines Charakters entdecken und die, eben weil sie unbeträchtlich sind, mehr deiner Eigenliebe schmeicheln als deine Besserung befördern — Allein ihre Aufrichtigkeit geht nicht so weit, die Fehler zu sagen, die du selbst bei dir nicht entschuldigen kannst, deren Entdeckung denselben einen kleinen Anstrich von Schadenfreude geben, die deiner Eigenliebe wehe thun und vielleicht die Freundschaft gegen ihren Entdecker geringer machen würden. Das beste Mittel, unsere Fehler kennen zu lernen, ist, andern ihre eigenen zu entdecken. Dann werden sie stolz genug sein, nicht allein Mängel zu haben; und sie werden ähnliche bei dir suchen, sie finden und sie dir auch sagen. Im Freunde kann man sich nicht in seiner wahren Gestalt leicht sehen; er ist wie ein Spiegel, dem unser warmer Athem seine ungetrübte Klarheit benimmt. Wir müssen weit von Menschen entfernt sein, um keinen Einfluß auf ihr Urtheil zu haben — der Feind ist oft der treueste Kundschafter unsrer Feh-

ler; er zeigt durch Bellen unsre eignen Feinde an. Unsre Tugenden sagt uns der Busenfreund, der uns liebt, unsre Fehler der Feind, der uns haßt. Beide sagen oft zu viel — aber dann ist es leicht, die Wahrheit zwischen diesen beiden Extremen zu finden."

Sonntag, den 12ten August.

„Wir sprechen so viel von dem Nutzen, den die eignen Lebensbeschreibungen großer Männer haben. Die Entdeckung ihrer Schwächen des Verstandes macht unsre Psychologie an Bemerkungen reicher; das Bekenntnis ihrer Fehler und Thorheiten dient zur Erweiterung unsrer Moral. Man hat Recht, wenn man diese Behauptung einschränkt. Die großen Männer sollten eigentlich ihre Mängel nur großen Männern zeigen — sie in ihrer wahren Gestalt zu sehen, würde den Kopf der Schwachen verrücken. Einer, der sogar seinen Fehlern die Larve der Schönheit gibt, braucht nur das Beispiel eines großen Mannes, um sich diese Fehler zu einem Verdienst anzurechnen. Er wird sie nicht mehr lassen; er hält sie zu seiner Größe für nothwendig. Er schätzt sich dem Genie gleich, weil er so unglücklich ist, nichts als dessen Mängel zu haben. Und wenn er sie nicht hat: so wird er sie sich zu erwerben suchen. Er wird es endlich an Thorheit übertreffen.

Manche Dinge sind zu sehr der Misdeutung des schwachen Kopfs ausgesetzt als daß man sie ihm sagen könnte. Er glaubt nur den groß, der keine kleinen Eigenschaften hat, er kann es nicht zusammenreimen, Thorheiten und Größe zugleich zu haben. — Es gehört schon ein großer Geist dazu, sich einen großen denken zu können; wer klein ist, kann es nicht. Darum sollten auch die großen Geister nur wieder von großen in ihrer wahren Gestalt gesehen werden."

„Wir haben große Geister gehabt, aber noch keine großen Menschen. Alle unsere Genies schwingen sich durch ihren Verstand über diese Erde weg — wir sehen traurig ihrem Flug nach und bedauern nur Menschen zu sein; wir verehren sie, aber wir lieben sie nicht sehr. Allein eine Ausnahme ist da: Rousseau. — Seine Fähigkeiten machten ihn zum großen Mann — sein Herz zum großen Menschen. Wir lieben ihn mehr, weil er seine Fehler entdeckt und sich nicht schämt, unser Mitgeschöpf zu sein. Auch Montaigne gehört hieher."

„Der ist unfehlbar der größte Menschenfreund, der mit wenigen Menschen umgeht, deren Herz aber seine Liebe fodert, deren Unglück sein Mitleid erregt. Man wird nur gegen den Menschen gleichgültig, wenn man

ihn oft und nicht recht sieht, wenn man mit vielen umgeht, ohne mit Einem recht bekannt zu sein: — man erstickt das Mitleid, wenn man täglich Gelegenheit hat, es zu äußern, und nicht Kräfte genug, es zu befriedigen. Es wird endlich abgehärtet, wenn es immer Unglückliche sieht. Darum glaub' ich hat man in den großen Städten nicht die Menschenliebe, die der Bewohner des einsamen Dorfs fühlt. Und vielleicht haben aus eben der Ursache die Könige weniger Mitleid, weil sie immer ein Haufe von Menschen umgibt, die sie nicht interessiren, ja die ihren Begriff von der Würde der Menschen durch ihr eigenes Herumkriechen von seiner Höhe herabstimmen. Vielleicht wäre das auch wol ein Grund, warum die Frauenspersonen mehr Menschenliebe haben als die Männer. Sie kennen weniger Menschen; aber sie kennen die wenigen recht."

„Ich habe bemerkt, daß unsere Menschenfreundlichkeit in dem Maße abnimmt, in der unsre Bekanntschaft mit gleichgültigen Menschen wächst. Es ist bekannt, daß der häufige Anblick des Elends uns gegen dasselbe gleichgültig macht und daß die Menschen, deren Amt es ist, mit Unglücklichen umzugehen, gewöhnlich die menschenfeindlichsten sind; aber vielleicht ist es

weniger bekannt, daß sogar der Anblick gleichgültiger Menschen gleichgültig und daß überall eine ausgebreitete Bekanntschaft mit Menschen unsre Liebe gegen sie geringer macht. Wer in der Stadt lebt, hat nicht das weiche Herz, das der hat, der auf seinem Dorfe lebt. Daher sind wir auch in der Jugend so menschenfreundlich, weil wir noch wenig Menschen kennen."

„Um des Jünglings Freund zu sein, muß der Mann Jüngling werden."

„Warum hat doch dieser im Umgange mit dem Mann so viel Langweile und der letztere in dem mit jenem? Daher: Uns amüsirt nichts, was sich nicht auf uns bezieht; uns gefallen nur die Gesellschaften, wo andere uns selbst uns gefallen machen. Aber der Jüngling kann nicht mit dem Mann, dem er Ehrfurcht schuldig, von sich selbst reden. Ja! wenn er es thut: so muß er meistens seine Fehler gestehen, oder doch vielerlei Ermahnung der Aeltern erwarten; uns aber ermahnen, heißt von uns erwarten, daß wir einmal schlecht handeln werden — dies aber beleidigt unsere Eigenliebe. Ferner: die Gesellschaft misfällt uns, wo man nicht unser Freund oder wo man wider unser Vergnügen ist. Denn nie ist ein Mann ein Freund eines Jünglings gewesen; sein Lehrer konnt'

er wol sein. Wir sind nur mit dem Freund, bei dem wir eine Aehnlichkeit mit unsern Begriffen, Neigungen u. s. w. bemerken. Wir können den nicht lieben, der Eigenschaften an sich hat, die sich mit den unsrigen nicht vertragen. Wenn die Ehe die körperliche Vereinigung zweier Menschen ist — so ist die Freundschaft die Vereinigung zweier Seelen. Wer wird aber je bei jener die Gestalt erwählen, die unsere Empfindung für häßlich erklärt, also auch, wie kann bei dieser etwas gewählt werden, was den innern Sinn nicht anspricht oder ihm sogar widerwärtig ist."

„Warum erkennt man doch das Genie eines jungen Menschen nicht so leicht? Weil meistens keine Genies ihn beobachten. Oder noch ein Fehler: Er muß seine Fähigkeiten in den Dingen zeigen, wo er die wenigsten hat — er wird oft in gewissen Sachen schlechten Fortgang machen, weil er in entgegengesetzten den größten macht. Man beurtheilt ihn aus dem, was er merkt, und nicht aus dem, was er denkt. Man gewöhnt ihn an ein Joch, unter das er sich beugen muß; und eben dieser Zwang erniedrigt ihn in den Augen des blödsichtigen Lehrmeisters sogar unter die mittelmäßigen Köpfe. Man verbietet das Ungewöhnliche und erklärt jede Abweichung

von der alten Bahn für Verirrung. Der gute Kopf sucht also da Lorbeeren einzuerndten, wozu er keine Fähigkeit hat; er sucht seinen Geist zu zeigen, indem er sich gewöhnt, die besten Aeußerungen desselben zu beschränken. Und überdies, nichts ist unbedachter als den Jüngling aus seinen Schularbeiten kennen lernen zu wollen. Habt mit ihm Umgang; hört seine Urtheile! Aber dann muß nicht ein feierlicher Ernst auf eurer Stirne seine Offenheit in kalte Ehrfurcht verwandeln. — Um ihn kennen zu lernen, müßt ihr das Schulgesicht ablegen und auf euerem Gesichte den männlichen Ernst mit der jugendlichen Freundlichkeit vertauschen. Er wird dann begierig, durch seine Offenheit euern Beifall zu verdienen. Seine Stralen des Genie's wird er nicht mit dem Schleier der Gewohnheit verdecken; im entgegengesetzten Fall seht ihr ihn nicht, wie er ist, sondern wie ihr ihn vermuthet: er sagt euch dann nicht seine Gedanken, sondern die, von denen er glaubt, daß ihr sie erwarten werdet."

„Man redet so viel von unserm Glauben an die Wahrheit unserer Grundsätze und von unserm Entgegenhandeln gegen dieselben; von dem Widerspruch zwischen unserer Theorie und Praxis. Was man von der Gewalt der dunkeln Vorstellungen und von der

Einwirkung des Körpers u. s. w. zur Ursache angegeben hat, ist scharfsinnig und wahr. Aber ich glaube noch eine Ursache beifügen zu können. Alle unsere Gemeinsätze sind von Erfahrungen abstrahirt; unsere Theorie ist das Resultat allgemeiner Begriffe, die wir bei gewissen Begebenheiten gebildet haben. Wir machen in uns das Gesetz, so und so handeln zu müssen. Wir handeln auch wirklich darnach, wenn die Umstände, wovon wir jenes Gesetz abgezogen haben, wieder dieselben sind. Wir handeln aber nicht darnach, wenn sie nicht dieselben sind. Vielleicht enthält unser Gemeinsatz, dem Ausdruck nach, sie mit darunter; aber weil wir ihn nicht davon abstrahirt haben: so glauben wir nicht nach ihm handeln zu dürfen. Wir handeln nie wider unsre Ueberzeugung; wir schränken nur ihre Allgemeinheit ein; wir erlauben uns Ausnahmen von der Regel. Unsre Sätze sind oft auf Schrauben gestellt; wir folgen ihnen oder nicht, je nachdem es unsre Nothdurft erfordert. Deswegen ist's schwer, in vielerlei Lagen immer tugendhaft zu bleiben. Jede andere Lage, in der wir uns befinden, erfodert andere Grundsätze, nach denen wir handeln müssen; fast jeden Tag sind wir gezwungen, andere Tugenden auszuüben. Deswegen hatte der Recht, welcher sagte, die Tugend ist wie ein Pflänzchen, das immer dieselbe

Seite nach der Sonne zu gekehrt haben will. Unsre Umstände oft verändern, heißt uns der Gefahr aussetzen, nicht in allen tugendhaft sein. Deswegen ist nichts schwerer als in vielen gesellschaftlichen Verbindungen, in vielem Abwechsel des Schicksals immer derselbe Tugendfreund zu bleiben — aber auch nichts leichteres als ein Heiliger sein — in der Zelle. Deswegen haben die lebhaftesten Köpfe am meisten Fehler begangen, weil ihre innere Beschaffenheit des Geistes täglich Umwälzungen leidet; weil jede geringe Begebenheit ihren ganzen gegenwärtigen Zustand zu verändern vermag; sie sind so oft böse, weil sie zu viel Lagen haben, als daß sie in allen gut sein könnten; sie haben so oft geirrt, weil das Laster zu vielfältige Masken annahm, als daß sie es nicht einmal hätten mit der Tugend verwechseln sollen. Ich glaube, die Fehler mancher lebhaften Menschen haben oft mehr Gutes an sich, als die Tugenden der Unempfindlichen, die keine Mühe kosten."

„Vielleicht ist unser Jahrhundert*) tolerant gegen Meinungen und intolerant gegen Handlungen. Man darf jede Wahrheit frei sagen, aber man darf nicht

*) Wie wahr ist hier der Geist jenes Zeitalters geschildert, in dem Paul dies schrieb.

jede Tugend unverspottet ausüben. Man darf urtheilen, ohne die Meinung des andern zum Wegweiser zu haben; allein man darf nicht handeln, ohne zu sehen, ob es andere auch also machen.

Wir leiden alle Arten von Freigeisterei, nur nicht alle Arten von Heiligen. Wir haben das Joch der Systeme abgeschüttelt, und die Bande des Wohlstandes mit doppelter Strenge geknüpft. Ich möchte heut zu Tag lieber Epikur als Diogenes, oder lieber Atheist als Schwärmer sein."

Montag, den 13ten August.

„Es gibt Menschen, denen man wenig Einsichten zuschreibt, weil sie zu viele haben, um sie sagen zu wollen oder zu können. Es gibt wiederum solche, die man für gelehrte Köpfe hält, weil sie alles, was sie wissen, sagen; und weil wir geneigt sind, von ihnen noch mehr zu vermuthen als was sie gesagt haben. Jene hält man für schlecht und diese für gut; und man irrt sich bei beiden. Die Größe des einen kann man nur nach seinen Gedanken, die Größe des andern nach seinen Worten bestimmen. Wenn beide gleichviel sagen: so ist der erste der gelehrteste; denn er denkt noch viel mehr, was er nicht gesagt hat. Jener ist ein Geiziger, der aus seinem vollen Kasten ein paar

Groschen nimmt; dieser ein Prahler, der einen Beutel voll Luisd'or bei sich führt. Jener hat mehr als diese Groschen; dieser hat nur diese Luisd'or."

Mitwoch, den 22sten August.

„Dankbarkeit ist nicht die leichteste, nicht die angenehmste Pflicht; dies haben nur die nicht gefühlt, die sie nie gekannt und allzeit mit der Schmeichelei verwechselt haben. Niemand kann leichter seinen Dank durch Worte ausdrücken — denn von dieser Art von Dankbarkeit red' ich — als der, welchem seine Kleinheit jede Abhängigkeit unbedeutend, jede Erniedrigung erträglich macht. Jeder, der dankt, ist in einer gewissen Verwirrung; wenn er eine hohe Seele hat: so wird das Wanken, wie er des andern Wohlthaten erkennen, wie er ihre Größe und seine eigenen Gefühle an den Tag legen soll, die Ursache dieser Verwirrung sein; er fühlt sich der Wohlthaten zu würdig, als daß er dafür ohne Demüthigung danken könnte. Bei der kleinen Seele ist gerade das Gegentheil; ihre eigne Unwürdigkeit der Wohlthat macht in ihren Augen mit der guten Gesinnung des Gebers einen sonderbaren Kontrast; sie weiß nicht die Größe der Wohlthat zu schätzen, weil sie sie nicht verdient, deswegen ergießt sie sich in lange Danksa-

gungen; sie erniedrigt sich zur Schmeichelei, weil sie nichts dabei verliert, wenn sie das sagt, was sie nicht fühlt. Der Verfasser der Lebensläufe sagt: ich wollt' einen Menschen schon ganz aus seiner Art, Geschenke zu geben, errathen; allein ich setze noch hinzu, ich will den Charakter noch besser aus der Art erkennen, wie er Geschenke annimmt. Es gibt Menschen, die sich durch ihre Danksagung der Wohlthat, für die sie danken, unwürdig machen. Es gibt Leute, die durch den Dank eine neue Wohlthat verdienen. Wenn man recht dankt, redet man wenig; aber man fühlt viel. Der Mund schweigt; aber das ganze Gesicht verräth den Dank, der auf den Lippen blieb: wollüstige Thränen, die von den Wangen des Geretteten herabfließen, o! diese belohnen reichlich den Menschenfreund für sein Mühen. Er fühlt in sich eine Ruhe, die nur das Andenken einer guten That gibt, eine harmonische Zustimmung, die nur die Saiten der Freude, die er bei dem andern bebend gemacht hat, in seinem weichen Herzen berührt. — Es ist schöner, Wohlthaten auszutheilen als zu empfangen; denn es ist angenehmer, sich beim Guten thätig als leidend zu verhalten, und behaglicher, Macht zu haben als abhängig zu sein. — Es gibt gewisse Zeiten, wo die Seele sichtbar wird, wo sie ihre Gestalt entschleiert und ihre Larve ablegt:

unter diese Zeiten gehört gewiß der Augenblick des Dankes.“

„Man möchte fast sagen, die Seele des Dankenden verließe ihre innere Wohnung, sie schwebe um den Körper, sie bilde sich auf ihm ab, sie spräche auf den stummen Lippen, in den zärtlichen und in den sanften Zügen des ganzen Antlitzes.“

„Da nur kann man sehen, ob einer eine Seele hat, ob er eine schöne hat, um sie ohne die Maske der Schmeichelei zeigen zu dürfen.“ —

„Gewissen Menschen dankt man nicht gern; von dem, der uns Böses erwarten ließ, empfangen wir selbst das Gute ungern; eben so wenig vom Hochmüthigen. Man fühlt sich zu tief erniedrigt, wenn der andere unser Elend zu einer Staffel gebraucht, worauf er zu höherer Ehre steigen kann; man findet es unerträglich, zugleich Güte und Bösartigkeit in den Handlungen zu erkennen und durch unsre Pflicht der Dankbarkeit dem Laster des Hochmuths noch Nahrung verschaffen zu müssen. Und endlich — o Gott! wenn ich alles dulden sollte, nur dies nicht — dem dummen und zugleich bösen Menschen zu danken, der durch einen Zufall Anspruch auf unsre Erkenntlichkeit machen kann. O! wer eine hohe Seele hat,

wer ein schönes Herz in sich fühlt oder einen scharfsinnigen Verstand bei sich bemerkt, der lasse sich lieber vom Sturm seines vormaligen Glücks zertrümmern, als einem elenden Bösewicht und Dummkopf . . . . Siehe Rousseau."

Dienstag, den 28sten August.

„Man sollte uns nicht Philosophie, sondern philosophiren lehren — uns nicht gewöhnen, Wahrheiten einzusehen, sondern sie zu erfinden; man sollte überhaupt mehr die Geschichte der Philosophie — als sie selbst vortragen. Nichts ist nöthiger als Selbstdenken, nichts ist schätzbarer und vielleicht auch nicht schwer zu erwerben. Der Mensch ist geboren, sich den Wellen der Mode und des Schicksals zu überlassen, ehe er sein eignes Ruder ergreift; kurz wir sind ewig Kinder, ewig Schüler. Es kostet Mühe, diese gewöhnliche Trägheit, diese Selbstvernachlässigung, diesen Despotismus andrer zu überwinden. Man erschwert diese Arbeit doppelt, weil man diese Trägheit nicht nur nicht unterdrückt, sondern sie noch verstärkt. In unsrer Jugend sollen wir die Behältnisse des Aberglaubens, der Lüge werden, womit ein Geschlecht das an-

dere beschenkt; man bahnet in der Seele den Irrweg zu tief, als daß sie einmal, wenn sie stärker geworden, nur die Möglichkeit eines andern Wegs muthmaßen, noch weniger den Muth, einen andern zu betreten, haben könnte; man macht aus uns Maschinen. Der Theolog macht den Anfang, der Philosoph setzt es fort und unsre eigne Trägheit vollendet es."

„Der abstrakte Denker, als solcher, ist am wenigsten geschickt, andre Menschen zu beobachten, obgleich er am meisten geschickt ist, sich selbst zu beobachten. Wer sich immer mehr mit seinen Ideen beschäftigt als sich seinen Empfindungen überläßt, mehr an jeder Sache, daß ich mich so ausdrücke, das Geistige sieht und immer d e n E i n d r u c k d e r ä u ß e r n D i n g e d u r c h d i e I d e e s c h w ä c h t, die er sich davon abzieht, dieser wird unrichtig, schwach empfinden und also auch beobachten; daher die Zerstreuung bei großen Geistern, welche nichts anders ist denn Beschäftigung mit andern Ideen als es jetzt das Verhältnis der Zeit, des Orts u. s. w. erforderte. „Aber dennoch haben eben solche Männer Seelenschilderungen gemacht, die doch nichts als Resultate von Beobachtungen über andre sind?" Man irrt sich. Diese Beobachtungen haben sie nicht an andern gemacht; sie haben sie von sich selbst abstrahirt. Ihre Psycho-

logie ist nichts als die Geschichte ihrer eignen Seele, und jede Beobachtung, die sie an andern machen, müssen sie schon bei sich gemacht haben — sie müssen wenigstens die Möglichkeit von dem Dasein derselben schon aus sich selbst kennen. Sie taugen gut, die Ursachen von einem Dinge zu ergründen, aber nicht die Beschaffenheit des Dinges selbst zu entdecken *)."

„Hingegen ganz verschieden von diesen sind diejenigen, die mit einem Blick eine unendliche Menge von Gegenständen übersehen, ihre kleinsten Abänderungen entdecken u. s. w. Ihre ganze Seele schwebt um die Gegenstände, welche sie umgeben, alle Ideen, die sie hat, weichen zurück, um die Empfindung nicht zu verfälschen, oder sie dienen der gegenwärtigen — zur Nahrung. Sie haben ihren Blick nicht gewöhnt, die kleinsten Theile der Dinge zu betrachten; deswegen sind sie desto fähiger, viel auf einmal zu übersehen. Diese wissen besser die Dinge zu sehen, jene besser sie zu denken — diese schaffen die Baumaterialien her, jene machen daraus das Haus — diese sehen gut in

*) Es scheint, als wenn der Mensch nach dem Maße, in welchem er mit sich bekannt, mit der Welt unbekannt wird; daß er die Geschöpfe seiner Seele desto besser kenne, je weniger er die Geschöpfe außer ihr kennt und daß gut empfinden und tief demnach zwei Dinge sind, die sich verhalten wie Wasser und Feuer.

die Ferne, jene in der Nähe, diese mikrokosmisch, jene makrokosmisch. Diese beschäftigen sich mehr mit der Welt außer ihnen, jene sind bekannt mit der Welt in ihnen; diese schauen immer etwas Fremdes an, jene allzeit ein Bild ihrer Ideen; diese wissen viel von den Dingen zu erzählen und wenig zu räsonniren, jene sagen sehr wenig von ihnen, um mehr von ihnen zu denken. Diese irren selten, allein sie entdecken auch nicht viel, jene irren sehr oft, sehr gefährlich, aber die Länder, die sie entdeckt, sind desto schöner und vergelten auch reichlich die Gefahr, der man sich ausgesetzt hat."

Montag den 3. September.

„Man ist zu nichts mehr geneigt als die Seele nach dem äußerlichen Ansehn des Körpers zu beurtheilen, den Scharfsinnigen aus seinen Bewegungen der Hände und Füße, aus seinen Komplimenten und aus seinen kurzen Antworten zu wahrsagen. Man will die Größe der Seele aus dem schließen, was man an ihrem Körper wahrnimmt, und durch das Fenster den Mann erkennen, der das Haus bewohnt. Man hat sich oft und fast allzeit betrogen; allein man liebt diesen Betrug mehr als eine Wahrheit, die unsrer Eigenliebe nicht sehr schmeichelt. Ich will das sagen:

Wir suchen bei jedem großen Manne mit Sorgfalt einen Fehler auf, der uns zur Wolke dient, daß uns der Glanz seiner Größe nicht blendet. Wie leicht nun findet man nicht das, was man suchet, oder vielmehr, wie leicht beredet man sich nicht, es gefunden zu haben? der Mann erscheint, der uns überdunkeln soll, der von jedem gelobt wird und von dem wir uns ein glänzendes Bild schon von selbst entworfen haben *). Wir beobachten seine Mienen, sein Betragen, seine Kleidung, kurz alles das, was der vernachlässigt, der nicht klein sein will. Nun ist unsrer Eigenliebe genug gethan, wir haben die Seiten an ihm gefunden, welche wir wünschen, nun ist das Bild von diesem Mann entworfen, ein solches nämlich, welches nöthig ist, um von einem kleinen Geiste für noch kleiner gehalten zu

*) Obschon die Eigenliebe nicht gern von andern am größten denkt, so bildet sich doch schon in unserer Einbildung von jedem berühmten Mann ein Ideal ab. Allein wir können uns die Größe eines Mannes auf seinem Körper, in seinem Betragen abgedrückt, leichter vorstellen, als uns seine Geistesfähigkeiten abstrakt denken. Deswegen stellt sich jeder kleine Geist vorzüglich dessen Größe in den Dingen vor, die er selbst für groß hält — d. h. er erwartet das Auszeichnen des Genies in Kleinigkeiten. Er betrügt sich allzeit, allein er betrügt sich gern.

werden. — Ja selbst der Scharfsichtige, selbst der, der Verdienste genug hat, um nicht Neid zu haben, selbst die Philosophen lassen sich oft verführen, vom Aeußerlichen auf das Innerliche des ungewöhnlichen Menschen zu schließen. — Es ist eine gewisse Schadloshaltung für die kleinen Geister, daß sie die großen in gewissen Dingen übertreffen können, es ist eine Stärkung für ihr Auge, daß es nicht vom zu hellen Strahl der Sonne blind wird. — Ueberdies entdeckt nur der große den großen Mann, und er zeigt seine Schönheit nicht dem kalten Eunuchen, sondern dem Warmliebenden jedes Guten. Man lernt ihn erst genießen, wenn man ihn lange genossen hat; nur erst durch die Wärme der Freundschaft reifen die Früchte, die so süß zu kosten sind, die die Vortrefflichkeit des Baums beweisen. Ein großer Mann ist am besten in seiner Stube und noch größer in sich selbst. Draussen in der Welt blendet er nur und verschießt feurige Strahlen, man muß näher bei ihm sein, um Wärme von ihm zu empfangen.

Dienstag den 4. September.

„Wir verkürzen oder verlängern die Zeit nach unserm Gefallen. Im Glücke, in der Liebe, gehen unsre Uhren zu geschwinde. Hoffnung und Furcht las-

sen sie langsamer gehen und die Langweile hindert gar ihren Lauf. Der, welcher recht viele Langweile gehabt hat, wird glauben, am längsten gelebt zu haben. Einen Dummkopf in eine Einsamkeit verbannen, wäre das Mittel, ihn in kurzer Zeit glauben zu machen, daß er ein Greis geworden sei. Und ein großer Mann hört bei schalen Köpfen nie die Uhr schlagen; es verfließt ihm keine Zeit, weil er nicht denken kann; und er würde seine Unsterblichkeit verwünschen, wenn er unter diesen ewig leben sollte. Langweile ist Hunger der Seele, die nichts als ekelhafte Gerichte sieht — der Geist ist in einer Wüste, wo er keine Quelle für seinen Durst findet — Langweile ist die Auszehrung des Menschen."

Donnerstag, den 6. September.

„Die Jugend ist eigentlich die Zeit unserer Erfahrung; das Alter die Zeit der Meditazion. Wer dies verändert, wird nie weder recht erfahren noch recht denken; er wird kein Philosoph werden, weil er zu bald einer sein wollte. Die Jugend ist das Alter unsrer Leidenschaften, unsrer Verirrungen, unsrer Fehler. Hier lernen wir uns kennen, indem wir Fehltritte begehen; wir lernen den andern kennen, weil

wir die Gesellschafter seiner Fehler sind. In der Ruhe des bedächtigen Alters, in der Meerstille aller Leidenschaften und in der Kälte, die der Winter des Alters gebärt, können wir die verflossenen Tage in Reihen vor uns vorbeigehen lassen; wir können die Gestalt jeder Leidenschaft genauer betrachten, weil wir sie lange nicht gefühlt haben, wir können den Bau unsers ganzen Herzens analysiren, weil es durch seine mannigfaltigen Bewegungen unsre Augen nicht mehr verwirrt, und es anatomiren, da es todt für uns ist*). Jeder Mann ist fester in seinen Entschlüssen; weit aussehender in seinen Urtheilen, bekannter mit sich selbst, wenn er alles dies noch nicht in der Jugend war."

„O! am schönsten unter allen ist die so froh verlebte Kindheit! der Morgensonne Strahl, nicht Glut der Linie wärmt hier, man genießt hier die Freude, so lange sie dauert; man verlängert sie nicht durch den Nachtisch der Hoffnung; allein dafür hat man auch die Qual und Furcht nicht und ist befreit vom Stachel der fehlgeschlagenen Hoffnung; man fühlt nur

*) So stellte sich der achtzehnjährige Jüngling das Alter vor, aber wie er es ahnete, als er sich ihm näherte, schildert er ebenfalls. S. Selina, 2. Theil, p. 186.

den gegenwärtigen Schmerz und verlängert seine Dauer nicht durch Wiederkäuen. Die Kindheit ist der Frühling des Lebens, der Mai im Jahr, das Eden in einer wüsten Welt, der Vorschmack des Himmels. O! zu bald verflossene Tage; ach! wie oft saugt der lechzende Geist in der dürren Wüste des Lebens nur aus euch allein noch Nahrung; euer Schatten wandelt noch um uns herum, wir ergötzen uns wenigstens an euerm Bild, da ihr längst uns verlassen habt, und schauen noch einmal sehnend mit ausgestreckten Armen hin in das Land, wovon uns eine ewige Kluft trennt. Meine Jugend vermischt sich mit allen meinen Leiden — (am 6. September 1781); — sie benimmt ihnen ihr Schmerzhaftes und verwandelt sie in süße Melancholie."

Schon am 12. Septbr. 1781 schrieb Paul in das Tagbuch seiner Arbeiten: „Aphorismen über die Dummheit," nieder, die aber hier nicht angeführt werden können, obwol oder weil sie, wie wir in der Folge sehen werden, die

erste Grundlage zu den Grönländischen Prozessen ausmachten.

An demselben Tag: „Wer nie was Großes gedacht, hat nie was Großes gewollt; wer einen kleinen Kopf hat, hat noch ein kleineres Herz, wer wenig denkt, empfindet wenig.“

Ferner: „der Glanz des Rechtschaffenen leuchtet dem Bösen, seine eigene Häßlichkeit zu sehen. Darum flieht dieser jenen, darum sucht er die Nacht und fürchtet keine Gespenster, als sich selbst. Große Männer sind oft am angenehmsten, am nützlichsten, wenn sie durch die Jahre ihre Fehler abgelegt haben und gefallen erst am Abend ihres Lebens wie die Sonne — schöner ist diese am Mittag — beim Untergange. Sie sind groß, ohne gefährlich zu sein; sie wärmen, aber sie brennen nicht; sie senken ihre Strahlen sanft ins Auge und blenden den Zuschauer nicht.“

„Derjenige, der über das Laster zu sehr nachdenkt, wird gleichgültig gegen dasselbe. Die Häßlichkeit desselben läßt sich eher fühlen als vorstellen; und sie ver-

schwindet, wenn man sie durch das Glas der Metaphysik betrachtet. Dieses benimmt der Tugend einen Theil der Schönheit; es macht alles gleich und entdeckt Bestandtheile, die dem Ganzen nicht ähnlich sind.“

Sonnabend den 15. September.

„Das Unglück macht mitleidig — dies ist nur mit gewisser Einschränkung wahr. Man ist gegen die nicht mitleidig, die vorher unsern Neid und jetzt unser Bedauern erregen; wer tief im Elend klagt, lächelt mit einer gewissen Zufriedenheit über den Sturz desjenigen, dessen Höhe ihm beneidenswerth schien. Der Unglückliche ist nur mitleidig gegen Elende, deren Glück nicht weit von seinem Unglück abstand, deren Fall den seinigen weit übertrifft. Man findet eine Erholung darin, einen Unglücklichern als sich selbst zu kennen, und der Koloß von Leiden des andern verbirgt das kleinere Häufchen unsrer Schmerzen. — Für eine große Seele ist das Glück gefährlicher als das Unglück — jenes stürzt sie eher in große Laster als dieses, und die Fehler, die sie im Elend begeht, sind verzeihlicher, erhabener als die Laster, wozu sie das Glück verleitet. Das Glück gebiert oft die Fehler und Laster, welche der kleine Geist in seiner Niedrigkeit vorher erst bei sich gedacht hatte; so wie die Sonnenwärme die In-

sekten ausbrütet, welche der Frost noch unbelebt und verborgen hielt."

Freitag den 21. September.

„Das Unglück schadet dem großen Manne wenig; er steigt auf den Trümmern seines vormaligen Glücks zu einer beträchtlichen Höhe hinauf. Oder wenn es ihm schadet: so geht er wie die Sonne unter bei seinen Zeitgenossen, und vergoldet noch am letzten Tage seines Laufs die Wolken des Unglücks, den Horizont des verflossenen Lebens und entzieht sich den Augen der Zuschauer; allein er geht eben wie die Sonne wieder in einem andern Lande mit morgentlichen Strahlen auf und senkt sein unvermischtes Licht in die reinen Augen — der Nachwelt. — Die Größe des Menschen zerschmilzt am Scheine des Glücks. Der Geist fliegt mit wächsernen Flügeln, die die Gluth der guten Tage verzehrt, zerschmelzt; und das Geschöpf fällt zur Erde nieder und kriecht im Schlamme."

„Ehrentitel, Ordenskreuze, Bänder und dergleichen Zierrathen hängen um den großen Mann herum, daß man fast nie den Menschen sieht. Außer seinem Hause hüllt er sich in diesen Flitterstaat und Schleier der menschlichen Schwachheit ein und zeigt uns von

sich nichts als seine Kleidung. Zu Hause sieht man den Menschen, wenn er sich auszieht. Allein alle seine Biographen sahen ihn nur da, wo ihn alle Menschen sahen; beobachteten die Handlungen, die er vor aller Augen that, und maßen an seiner Kleidung, die er in öffentlichen Zusammenkünften trug, das Maß zu der Größe seiner Seele ab; daher sind alle Biographen so schal, so einförmig, so ermüdend. Daher sind alle ihre Helden ohne Fehler, weil sie sie da nicht sahen, wo sie sich eine Wahrheit zur Erholung erlaubt und die Unförmlichkeit des Körpers nur mit dem Schlafrock bedeckt. Wir kennen noch mehr den Kopf der berühmten Menschen als ihr Herz; jenen haben sie selbst durch ihre Werke gezeichnet, dieses in ihren geheimen Handlungen abgebildet; sie würden uns aber um so gewisser gefallen, wenn sie sich uns auch mit ihren Gedanken, Meinungen, ihren Empfindungen, Gefühlen dargestellt hätten; und wenn der Verstand, der in Rousseau's Werken glänzt, noch nicht das Monument seiner Größe geendigt hat: so wird sein Herz, dessen Beschaffenheit er der Nachwelt beschrieben hat, den Grund seiner Größe tief graben."

Sonnabend, den 22. September.

„Der Neid ist ein Kind des Mangels, und nicht

selten der Bastard eines unserer heiligen Triebe. Er ist die Nahrung einer ausgearteten Seele, und wächst nur auf den Ruinen des menschlichen Geistes wie Moos auf den verfallenen Pallästen. Er nährt sich von den Fehlern des andern, wie der Rabe vom Aas. — Es ist so unedel neidisch sein, und doch so schwer, es nicht sein, daß wir, wenn alle Laster solchen Zusammenhang mit unsrer Natur hätten, auf die Güte unsrer Natur Verzicht thun müßten."

Montag, den 24. September.

„Wir kennen in der Jugend vom Reichthum noch nichts als seine gute Seite, die uns unsre Freude verschafft; wir schließen, daß alle Menschen ihre Macht und ihre Güter so zu unserm Nutzen gebrauchen werden, wie unsre Eltern sie dazu gebraucht haben. Das ist die Ursache, warum wir sie ihnen nicht misgönnen; wir haben unsern eigenen Nutzen dabei. Setzen wir noch hinzu, daß unser Glück in unsrer Jugend in Dingen besteht, die wir bei unsern Eltern antreffen; so werden wir uns erklären, warum man gegen die Ehre des andern nicht neidisch ist. Man hat andre Vergnügen zum Endzweck als die Vergnügen einer eitlen Ehre; man ist noch glücklich genug, sein Glück in sich zu finden; darum bettelt man's nicht aus dem

Athem des andern; man genießt jetzt mit andern Sinnen als dem Ohr. Deswegen ist die Jugend gegen den Ruhm des großen Mannes gleichgültig; weil man gegen die Güter gleichgültig ist, deren Besitz unsre Freude nicht vermehrt. Die Lorbeeren, mit denen man unsre Verdienste krönt, sind die Nahrung für die Schlange, den Neid, die jeder Sterbliche in seinem Busen nährt. Man haßt jeden, der mit uns nach demselben Ziel der Größe strebt. Der Neid ist allerdings von keiner schönen Gestalt, aber er ist nicht so scheußlich als man ihn abmalt. Er ist bei zwei Arten von Menschen anzutreffen, bei solchen, die das an andern beneiden, was sie haben, und bei solchen, die das nur beneiden, was sie nicht selbst haben."

„Der Neid schadet weniger dem, der Verdienst hat, als denen, die dieses Verdienst genießen wollen; er ist der Wurm, der die Früchte eines guten Baums verderbt. Der Baum ist vortrefflich, allein seine Früchte nützen niemand. — Der Neid ist wie der Hochmuth eines von den Lastern, welches man an andern haßt, wenn man auch es nicht selbst überwinden kann. Der Neidische liebt den Neid an andern nicht; er muß ihn aufs bitterste hassen."

Sonnabend, den 22. September.

„Der große Mann ist stolz, denn er würde die Vollkommenheiten nicht haben, die er hat, wenn er ihren Werth nicht einsähe, ihren Vorzug nicht fühlte. Allein eben weil er wahre Vorzüge besitzt, weil seine Vortrefflichkeit ihm seinen eigenen Beifall und oft seine Bewunderung abzwingt: so hält er es für unnöthig, um das elende Lob der Narren zu betteln und seine Größe erst durch vorhergegangene Erniedrigung zu verdienen. Er ist gegen das Lob andrer gleichgültig; sein eigenes ersetzt ihm alles andre. Deswegen scheint er demüthig zu sein und ist ganz das Gegentheil — er ist nur bescheiden. Er sucht sein Verdienst nicht darin, zu sagen, daß er groß ist, sondern es zu beweisen. Er prahlt nicht mit seiner Einsicht in der Vorrede; allein im Buche selbst zeichnet er sein Bild. Und wenn er oft von seiner Schwäche, seiner Unvollkommenheit spricht: so sagt er nicht, daß ein andrer über ihm sei, daß dieser die Vollkommenheit habe, die ihm mangelt; sondern weil er groß ist: so erkennt er eben, wie viel er noch brauche, um der Größte zu sein, er bildet sich ein Ideal von Vollkommenheit, das er in sich nicht findet und dessen Glanz seinen Schimmer verdunkelt."

„Der Gelehrte ist nur dem Gelehrten brauchbar, allein der Weise ist dem Unweisen und Weisen gleich nützlich. Ein Gelehrter hat seinen Geist nicht über andre erhoben; seine Urtheile sind nicht schärfer, seine Bemerkungen nicht feiner und seine Handlungen nicht schöner als die eines andern; er treibt blos ein andres Handwerk als sie, seine Hände haben eine andre Beschäftigung, wovon er den größten Theil ohne Kopf verrichten kann. Allein ganz anders ist der Weise. Er ragt weit über den Alltaghaufen hervor; er betrachtet alles aus einem besondern Gesichtspunkte; in seinen Beschäftigungen ist immer Endzweck, in seinen Ideen immer Freiheit und alles ist bei ihm mehr als gewöhnlich.“

Sonntag, den 23. September.

„Die Einsamkeit vermehrt den Stolz; mit je weniger Menschen man umgeht, über desto mehrere setzt man sich hinauf. Daher wird allzeit der auf dem Dorfe sich mehr dünken als der in der Stadt; daher liebt der Schwärmer die Einsamkeit, weil er am meisten den Stolz liebt. Die Gelehrsamkeit, die man von Büchern einsammelt, macht stolz, die man von andern Menschen hört, macht bescheiden, — denn

man glaubt das schreiben zu können, was man liest, allein man glaubt nicht, das sagen zu können, was uns oft der andre sagt."

Dienstag, den 25. September.

„Der Trieb, den andern zu gefallen, begleitet jeden Menschen bei jeder seiner Handlungen und die Ruhmbegierde ist eine von den Haupttriebfedern, die uns in Thätigkeit setzt. Man will also von andern geschätzt sein. Aber nicht genug; der andere soll uns nicht nur so hoch schätzen, als wir uns selbst, sondern er soll auch eine noch größere Meinung von uns bekommen. Wir verbergen unsre Fehler vor andern; ja, was noch mehr ist, wir hören nicht einmal gern diejenigen Mängel aus seinem Munde, die wir selbst eingestehen. Man würde dem, der aus Bescheidenheit einen seiner wenigen Fehler selbst erzählte, einen unangenehmen Dienst erweisen, wenn man ihm die Wirklichkeit dieser Fehler zugäbe."

So war Jean Paul im neunzehnten Jahre seines Lebens oder zu Ende des Jahres 1781; so scharf- und tiefsinnig dachte er schon damals, und so eilte seine geistige Beobachtungsgabe und

seine innere Anschauung der äußern Erfahrung voraus *).

---

*) Wir bemerken noch, daß Paul, neben den erwähnten Studien, und neben kurzen, blos dem Sinn nach ausgewählten und mit eigenen Worten kurz ausgedrückten, wissenschaftlichen Exzerpten, auch wörtliche Auszüge aus den Schriften machte, die er las. Zwölf Quartbände hatte er schon, bevor er auf die Universität ging, zusammengetragen, unter demselben Titel, welchen auch der folgende führt, den er in Leipzig niederschrieb, nämlich: „Verschiedenes aus den neuesten Schriften. Dreizehnter Band. Leipzig, 1781." Dieser hat 216 eng und sorgfältig geschriebene Seiten und ein dreifaches Register, wovon das erste ein Verzeichnis von 21 Schriften, aus denen die Auszüge entnommen, das zweite ein Verzeichnis der (135) ausgezogenen Sachen, das dritte aber ein Verzeichnis der Anmerkungen, Sentenzen und auffallenden Ausdrücke aus verschiedenen (nicht namentlich angegebenen) Schriftstellern enthält.

IX. Beginn der Räthsellösung. Erste Stazion des Schriftstellerlebens im März 1782.

In seiner Vorschule der Aesthetik spricht Jean Paul vom passiven Genie, das reicher an empfangender als schaffender Phantasie ist und nur über schwache Dienstkräfte zu gebieten hat. Man kann es ein negatives poetisches Talent nennen, welches — im Gegensatz mit dem positiven oder mit der Fähigkeit, Dichtungen zu schaffen — nur die untergeordnete Fähigkeit besitzt, von fremden Dichterwerken durchdrungen, belebt und begeistert zu werden. In der Jugend ist eine gefährliche Verwechselung beider nur zu leicht möglich, weil die, welche an einem Einzigen, zu geschwind vergehenden Pfingsttag mit fremden

Zungen sprechen und den Wiederhall fremder Begeisterung vernehmen lassen, wähnen, jeden ihrer künftigen Lebenstage zu einem heiligen Pfingsttag machen zu können, und wegen solchen Wahns sich vorsetzen, ihn in der That dazu zu machen. Sie verwechseln den guten, aber zu kecken Vorsatz mit der gelungenen That; rechnen sich jenen für diese an und rufen wol auch im überschwänglichen Selbgefühle aus: Ich bin Dichter! Ich bin Künstler!

Seit bei den Deutschen in Rücksicht der Worte, Redensarten und Gedanken eine Art von Stereotypen-Poesie oder Versmacherei — fast der älteren französischen ähnlich, über die sich die neueste emporzuschwingen anfängt — entstanden und eine damit verschwisterte Reminiszenzen-Anwendung sowol, als Vergeßlichkeit vorherrschend geworden, haben sogar Männer — als wollten sie das selbertäuschende Jünglingsalter verlängern und nie zur rechten Besinnung und wahren Selbkenntnis kommen — sich durch

solche Talents-Verwechselung getäuschet, weil sie sich auszeichnen wollten und wegen dieses guten Willens ausgezeichnet glaubten! weswegen wir jetzo mehr Versemacher haben als Poeten und eine Unzahl von Gedichtsammlungen.

Bei Jean Paul war es ganz anders: daher ward er, was die Inhaber negativer poetischer Talente frühzeitig, aber nur in ihrer Einbildung sind, viel später: — nämlich nicht blos ein Dichter, sondern auch einer der ausgezeichnetsten.

Zuerst und noch in den Jahren, in welchen jene solche täuschende Einbildung gewinnen, äusserte sich Jean Pauls poetische Kraft mehr genießend, witzig und wutzig *) spielend als schaffend. Die Philosophie ging ihm über alles.

Er selbst schrieb am 3. Dez. 1798 an Jacobi: „bei mir — und dies ergibt sich aus dem, was

*) Dieses gewagte Wort bezieht sich auf die erste dichterische Darstellung von Wuzens Idyllenleben, die Paul nach den Grönländischen Prozessen und nach den Teufelspapieren, nämlich erst im Dezember 1790 geschrieben. S. Wahrheit 2c., 2tes Heftlein, p. 146.

wir schon angeführt und was wir noch anführen werden — war, wie bei den Deutschen, Philosophie früher als Dichtkunst."

Paul hatte den für Vogel bestimmten Aufsatz, worin er Rechenschaft von der Art und Weise seiner Studien gegeben, nicht abgesandt und auch Briefe desselben nicht beantwortet, weil er nichts Unbestimmtes schreiben wollte und erst am 8. März 1782 folgendes schreiben konnte:

„Ich hatte neulich schon drei Bogen von meiner Antwort auf Ihr voriges Schreiben verfertigt — und doch fehlte noch die Hälfte meiner Antwort, noch die Neuigkeiten, die ich gesammelt hatte, noch die Gegenanmerkungen *), mit denen ich Sie belästigen wollte. Aber Geschäfte häuften sich auf Geschäfte; und dies waren solche Geschäfte, die meine ordentlichen hinderten."

„Sie wissen vielleicht, daß ich arm bin, aber dies wissen Sie vielleicht nicht, daß man mir meine Armuth nicht erleichtert. Man muß vorher einem Gönner durch Geld zu verstehen geben, daß man Geld

*) Zu einem, verloren geglaubten, heterodoxen Aufsatz, den ihm Vogel überschickt hatte und wegen dessen dieser sehr besorgt war.

brauche, d. h. man muß nicht arm sein, wenn man reich werden will. Dieses fällt bei mir weg; und kein Vertheiler fremder Wohlthaten achtet mich für bedürftig genug, mir das Fremde zu schenken, weil ich ihm das Meinige nicht schenken kann. Noch obendrein hat mir Gott vier Füße versagt, mit welchen man sich den gnädigen Blick eines Gönners und etliche Brosamen von seinem Ueberfluß erkriechen kann. Ich kann weder ein falscher Schmeichler, noch ein modischer Narr sein, und weder durch die Beweglichkeit meiner Zunge noch meines Rückens Freunde gewinnen. Setzen Sie noch hinzu, daß die meisten Professoren weder Zeit, noch Gelegenheit, weder den Willen noch das Vermögen zu helfen haben; daß der Zugang zu ihnen durch die Menge derer, die schmeicheln oder betrügen, denen unmöglich gemacht wird, die keines von beiden thun wollen; daß es Stolz verrathen würde, wenn man nach der Gelegenheit haschen wollte, ihnen eine gute Seite zu zeigen — denken Sie sich dies alles zusammen: so wissen Sie meine Lage; aber Sie wissen noch nicht, wie ich sie verbessere." — —

„Es fiel mir einmal ein, so zu denken: ich will Bücher schreiben, um Bücher kaufen zu können; ich will das Publikum belehren (erlauben Sie diesen falschen Ausdruck wegen der Antithese), um auf der

Akademie lernen zu können; ich will die Pferde hinter den Wagen spannen, um aus dem bösen Hohlwege zu kommen."

„Ich änderte nun die Art meines Studirens, ich las witzige Schriftsteller, den Seneka, den Ovid, den Pope, den Young, den Swift, den Voltaire, den Rousseau, den Boileau und was weiß ich alles? — Erasmus **encomium moriae** brachte mich auf den Einfall, die Dummheit zu loben. Ich fing an, ich verbesserte, ich fand Hindernisse, wo ich sie nicht suchte, und da keine, wo ich sie erwartete; und endigte an dem Tage, wo ich Ihren schätzbaren Brief bekam."

„ Sie werden denken, „wunderbar!" wenn Sie nicht denken „thöricht."

„Hier haben Sie meinen Versuch, den Versuch eines neunzehnjährigen Menschen. Ein Professor, dem ich dieses Schriftchen durch eine dritte Person in die Hand spielte, versagte mir nicht ganz seinen Beifall; aber darf ich auf den Ihrigen hoffen? Vielleicht machen Sie folgende Rezension vom Lobe der Dummheit:

„Der Verfasser kann sich sehr leicht an die Stelle der Dummheit setzen — man glaubt sie selbst reden zu hören — gewiß die Gottheit hat ihn begeistert, die er gelobt hat."

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen so ein durchstri=

chenes unleserliches und unkorrigirtes Manuskript geschickt habe. Ich hatte zu wenig Zeit, es nochmals abzuschreiben. Ich werde Ihnen den größten Dank abstatten, wenn Sie mir, ehe ich das Manuskript dem Verleger überlasse, einige Nachricht in Ansehung des Werths desselben, des Akkords mit dem Verleger u. s. w. ertheilen; und noch mehr, wenn Sie mir die auffallendsten Fehler desselben anzeigen. — Doch genug von der Sache, sonst schreib' ich einen schlechten Brief über ein schlechtes Buch."

Vogel an Richter am 20. März 1782.

„Sie haben mich wegen Ihres langen Stillschweigens vollkommen schadlos gehalten. Ich hab' es durchgegangen, hab' es gekostet, aber freilich bis jetzt nur noch als ein Heißhungriger — Ihr Lob der — nicht Ihrer Dummheit — sondern Ihrer herrlichen, wunderns würdigen Weisheit — — Gestehen Sie indeß, ob nicht die Weisheit Ihnen in Person erschienen und es Ihnen ausdrücklich aufgetragen hat, der narbigen Schönen den Flor abzureißen? Indessen glaube ich, daß Sie durch Ihr Lob — wenn es öffentlich wird, sich mit der halben Welt wenigstens, wo nicht mit der ganzen brouilliren."

X. Fortsetzung. Räthsellösung. Zweite Stazion des Schriftstellerlebens.

Hierauf war Paul während der Osterferien 1782 — wie er es in der Regel während aller Ferien that, — nach Hof gekommen; hatte den freundlichen Pfarrer in Rehau besucht; war aber schneller, als dieser vermuthet hatte, abgereiset.

Vogel schrieb ihm deswegen am 1ten Mai 1782:

„Ihr plötzlicher Entschluß, nach Leipzig abzureisen, hat mich sehr überrascht. Wie leid thut es mir, daß ich Sie nicht — nur noch einmal — von Angesicht zu Angesicht habe sehen können. — Ich hätte Ihnen tausend Dinge zu sagen gehabt, unter andern auch mit eine Warnung gegeben, daß Sie in Hof Ihrem Geist Zaum und Gebiß nicht versagen möchten. Sie haben sich bei einer gewissen Gelegenheit dem Neid zu

geschwind Preis gegeben und dessen Geifer veranlaßt. Ueberhaupt lassen Sie dies Ihren Grundsatz sein — stets ein tiefes Stillschweigen in Dingen zu beweisen, die über dem Horizont profani vulgus sind — und nur dann und wann lassen Sie ein Gedankenkörnlein fallen. Vielleicht gilt diese Regel auch in Leipzig. Die Liebe zu Ihnen hat mir diese Zeilen, mit denen ich Sie gern verschont hätte, diktirt."

Paul schwieg hierauf bis zum 20sten Februar 1783, wo er, ohne dieser Warnung zu gedenken, den Fortgang seiner Schriftstellerei berichtete.

„Es ist sonderbar, sagt er, daß ich im vorigen Jahre mich eben desselben Stillschweigens um eben diese Zeit, in eben den Umständen und wegen eben der Ursachen schuldig gemacht. Erlauben sie mir daher die Wiederholung einer Entschuldigung, von der ich mir die Wiederholung Ihrer Verzeihung verspreche. — Ich verließ Hof im vorigen Jahre von der Hoffnung, es in Leipzig zu vergessen und von den schönen und bunten Träumen begleitet, mit denen die leichtgläubige Phantasie die ferne Zukunft so gerne zu verschönern pflegt. Niemand, dacht' ich, ist glücklicher wie du. Dein Lob der Dummheit trägt dir 100 Thaler ein. Davon lebst du einen Sommer, obwol dein

Buch kaum so lange leben wird. Aber dafür schreibst du auch ein anderes auf die künftige Messe, mit dem mehr Geld und weniger Tadel gewonnen werden soll. Herr Professor Seidlitz wird dir deinen satyrischen Abortus schon verhandelt haben und dir bei dem ersten Besuche den Schreiberlohn einhändigen."

„Allein Herr Professor Seidlitz hatte den satyrischen Abortus nicht verhandelt und konnte mir also auch wie natürlich, nicht beim ersten Besuch den Schreiberlohn einhändigen; doch hatte er die Güte, das Buch seinem Pulte so lange zu gönnen, bis die Zeit, in der es auf die Michaelismesse hätte gedruckt werden können, halb verflossen war. Nun hatt' ich das Buch, aber keinen Verleger. Ich durchlas es zur Stillung meines Unmuths noch einmal, und nun dankte ich Gott, daß ich keinen Verleger hatte. „Da lieg' im Winkel, sprach ich mit pathetischer Miene zum kleinen Richter, wo die Schulexerzizien liegen; denn du bist selbst ein halbes. Ich will dich vergessen, denn die Welt würde dich ohnehin vergessen haben. Du bist zu jung um alt zu werden, und die Milchhärchen deines Kinns lassen mich nicht hoffen, je an deinem Kopfe graue Haare zu erleben." Aus diesem zornigen Enthusiasmus erweckte mich meine rechte Hand, die von ungefähr in die Hosentasche zum leeren Geld-

beutel gekommen war. Zu der Hand schlug sich noch mein Magen, der durch sein murmelndes Veto der ganzen Entschließung eine andere Wendung gab. Kurz, ich unternahm nach einer vergeblichen Arbeit eine mühsame, und schuf in sechs Monaten, nicht in sechs Tagen, einen nagelneuen Satyr, so wie Sie ihn hier beigelegt finden. — Vielleicht glauben Sie, ich habe noch nichts zu meiner Entschuldigung gesagt; allein ich glaube, daß ich schon alles gesagt habe. Denn denken Sie sich die Aengstlichkeit, mit der man nach einem Gute strebt, dessen Mangel die Zukunft mit noch größern Schrecken ausrüstet als die sind, womit er die Gegenwart verbittert. — Denken Sie sich den verdrüßlichen Misklang zwischen dem Belachen fremder Thorheiten und dem Unmuth über das eigene Schicksal — denken Sie sich den hindernden Streit meiner Empfindungen mit meiner Arbeit, und den Aufwand an Zeit und Mühe, die man einem solchen Geschäfte aufopfern und jedem andern entziehen muß — denken Sie sich zu meiner anfänglichen Hoffnung mein schon angefangenes Stillschweigen durch die gewisse Nachricht vom Schicksale meines ersten Buchs unterbrechen zu können, die Scham hinzu, alles mislungen sehen, die gehoffte Entschuldigung entbehren und von Ihnen Schlüsse aus dem Mangel des Verlegers auf den Un-

werth des Buchs befürchten zu müssen — — und denken Sie endlich noch meinen Vorsatz, den Fehler zu vergrößern, um die Verzeihung desselben zu erleichtern, d. h. mein Schreiben bis auf die Endigung des Drucks der Skizzen zu verschieben, damit ich durch die Ueberschickung desselben Buchs Ihren Unwillen heben möchte, das ihn veranlaßt hat — denken Sie sich dieses alles: so werd' ich nichts mehr hinzuzusetzen und Sie wenig mehr zu tadeln nöthig haben. — Trägheit werden Sie um deswillen bei mir nicht vermuthen, weil ich unter allen Sachen Briefe am liebsten schreibe, wenn sie nämlich an Freunde und nicht an Gönner gerichtet sind; und unter allen Briefen die am liebsten, die an Sie gehören. Auch müßte die Trägheit sehr groß sein, über die die Hoffnung Ihrer Antwort nicht siegen sollte. Denn Sie können mir ja Ihre Briefe nicht wohlfeiler geben als für die meinigen, meine nicht theuerer bezahlen als mit den Ihrigen. Amen!" — — —

„Gottlob nun ist der steile Berg erstiegen; nun darf ich wieder mit meiner gewöhnlichen Freiheit an den Freund schreiben, den ich mir durch das Vorige wo nicht verschaffen, wenigstens versöhnen mußte. Nun glaub' ich durch eine süße Täuschung nicht auf meiner, sondern auf Ihrer Stube zu sein; ich glaube Sie zu

umarmen, Ihre Hand zu drücken und Sie in meinen nassen Augen die Erinnerung Ihrer vergangenen Wohlthaten lesen zu lassen, so wie ich in den Ihrigen die Vergessenheit des vergangenen Fehlers lese. — Nun genug über das Briefschreiben, und etwas über das Bücherschreiben!"

„Mein Buch hat tausend Fehler und ist mit Gleichnissen, wie das Lob der Dummheit mit Antithesen überladen. Ich könnte aus demselben ohne Mühe ein Regiment von 600 Gleichnissen ausheben; und mein Satyr kommandirt mit seiner Geißel lauter Gedanken, von denen jeder sich mit einem Bilde schleppt, wie in dem persischen Lager jeder Soldat eine Hure und der König so viele Huren als Soldaten mit sich führt."

„Du machst es klug, denken Sie vielleicht; um nicht von andern getadelt zu werden, tadelst du dich selbst, wie Missethäter, um nicht gehängt zu werden, sich im Gefängnisse selbst hängen und statt des Galgens einen Nagel, statt des Stricks ein Strumpfband wählen. Durch eine aufgefangene Kritik glaubst du dich vor jeder andern Kritik wie der abergläubige Bauer vor den Donnerkeilen durch denjenigen gesichert, den er von ungefähr gefunden und nun bei sich in der Tasche führt."

„Vielleicht denken Sie auch anders. Ich halte

den Ueberfluß an Gleichnissen wirklich für einen Fehler; aber kann kalte Kritik den Reiz der Unmäßigkeit besiegen? Verkennt dort der Weinsäufer mit der rothen Nase die giftigen Kräfte des überflüssigen Weins? Er kennt sie wol; aber er flieht sie darum nicht. Eben so verträgt sich die kalte Misbilligung der Bilderverschwendung mit der warmen Liebe derselben. Es war einmal eine Zeit, wo mir die Wahrheit weniger als ihr Putz, der Gedanke weniger als sein Bild gefiel, wie der junge Maler die Natur ihrem Bilde auf der Leinwand nachsetzt und vielleicht seine Geliebte für ihr Portrait hingäbe, oder gar den sterbenden Christus von Rubens dem Christus von Matthäus gleichschätzte. Sagt doch Pope, daß Juden das silberne Miniaturkruzifix am Halse ihrer Belinden gerne angebetet hätten — dazu nämlich nicht durch das athanasische Glaubenbekenntnis, sondern durch das viellöthige Silber bewogen." —

„Wie ich doch radotire! Ich kann meine Fehler nicht einmal so lange ablegen, als ich sie tadle. — Ein Buch ohne Schönheit ist gewiß ein schlechtes; aber eines ohne Fehler ist darum doch kein gutes, ja Toussaint behauptet, daß ein solches, wenn es wirklich existirte, ein mittelmäßiges sein müßte. Jeder

Autor sollte das auf sein Buch anwenden, was Mäzen vom Menschen sagt:

Debilem facite manu,
Debilem pede, coxa,
Tuber adstrue gibberum
Lubricos quatė dentes *),
Vita dum superest, bene est.

Uebrigens liegt wenig daran, ob mein Kindlein **) am geschwinden Schlagflusse oder an der langsamen Schwindsucht stirbt und zu seinen Brüdern versammelt wird, d. h. ob das Buch mit zehn oder zwanzig Fehlern vergessen wird: denn vergessen wird es doch einmal.

Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas
Regumque turres,

d. h. verdolmetschet, Folio- und Duodezbände stoßen im Kramladen endlich auf einander und geben für den Pfeffer zugespitzte Pyramiden ab, so wie im Gegentheil die ägyptischen Könige in Pyramiden begraben wurden. Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen, vielleicht auch der Lorbeer nicht."

„Gegen den Nutzen der eigenen Kritik läßt sich

*) Lubrici dentes bedeuten bei einem satyrischen Buche die verfehlte Ironie.

**) Die Grönländischen Prozesse.

immer genug einwenden. Die Feile — wer hält nicht vor dem widrigen Knarren dieses Instruments die Ohren zu? — Die Feile erzieht, aber erzeugt nicht Schönheiten; und Shandy hat Recht, dem Augenblicke der Empfängnis eines Kindes mehr Wichtigkeit als jedem andern Zeitpunkte seines Lebens zuzuschreiben. Nicht blos der Dichter, auch sein Gedicht wird geboren und nicht gemacht. Jupiter zeugte die Götter, allein die nichtgöttlichen Wesen machte er nur; diese waren das Werk seiner Hände, jene seiner Lenden und Minerva gar das Werk seines Kopfs. Uebrigens gleicht das Genie dem Amor: es ist geflügelt, aber blind, und wenn's hoch kommt: so fühlt es, wie die Polypen, das kritische Licht, aber sieht es nicht. Es kann wie Könige nur Reiche erobern, aber nicht regieren. Oder soll es das letztere? Nun so hätte auch Alexander alle die Seelenkräfte eines Weltbezwingers in die Beherrschung böotischer Mazedonier einzäumen müssen. Allein dann hätt' er auch die halbe alte Welt nicht erobert und keine neue verlangt. Die Kritik macht die Anzahl der Fehler zwar kleiner, aber auch die der Schönheiten, denn die Zeit, in der das Genie verbessert, verkürzt die, in der es schaffen könnte, und das zu lang gesäugte Kind raubt dem Embryon die Nahrung. — Und was wäre endlich thö-

richter als wenn Pygmalion seinen Meißel auf die weiche Brust seiner athmenden Statue setzte, um die zu große Brustwarze zu der Kleinheit zuzuspitzen, die Winkelmann im ersten Theile seiner Geschichte der Kunst, als den ersten Reiz eines schönen Busens den Künstlern angepriesen! Nein, der entzückte Schöpfer wird statt einer so kalten Kritik zu fröhnen, sich an die schlagende Brust seines Geschöpfs anschmiegen und über die Liebe die Kunst vergessen. „**Ohe! jam satis est!**“ werden Sie rufen. Nur dies noch.“

„Mit jenem ganzen langen Geschwätz entschuldige ich freilich nur das Genie, und nicht seine Nachahmer. Diese dürfen sich nicht die Fehler von jenem erlauben; diese sind die Glieder, von denen jenes das Haupt ist — allein die Regeln der Reinlichkeit verzeihen nur dem Kopfe die Hegung eines bekannten Ungeziefers, aber nicht den übrigen Gliedern.“ — — —

„Ich schicke Ihnen mein Buch, nicht nur um Sie an Ihre Wohlthaten zu erinnern, sondern auch um Ihre Kritik darüber einzuholen, d. h. vielleicht, ich bin so eigennützig, damit Ihre Wohlthaten nicht vergelten, sondern vermehren zu wollen. In Ihrer Kritik oder was einerlei sein wird, in Ihrem Tadel, auf den ich mich freue, weil der Ihrige nicht schmerzhaft allein sondern auch unterrichtend ist — wie Herr Kan-

tor Gräßel in Schwarzenbach den Schülern die Buchstaben mit demselben Stocke zeigt, mit dem er sie prügelt — in ihrem Tadel vergessen Sie, wenn ich Sie bitten darf, vorzüglich nicht über die Deutlichkeit oder Undeutlichkeit meiner Skizzen zu entscheiden. Freilich kann man das Saamenkorn nicht immer so aussäen, daß das Wurzelkeimchen nach der Erde und das Stengelkeimchen nach dem Himmel sieht. Entscheiden Sie ferner, ob die Satyre nicht zu bitter ist. Ich glaube übrigens, daß von der Bitterkeit die Satyre, wie das Bier, ihren Werth bekommt; nur glaube ich nicht, daß man wie manche Autoren die Bitterkeit gleich den Bauern, in Ermanglung des böhmischen Hopfens durch Kiehnruß und Ochsengalle hervorbringen dürfe. Entscheiden Sie endlich, ob nicht zu oft schimmernder modischer Bombast die Stelle der nöthigen Einbildungskraft einnehme und ob das ganze Ding nicht gewissen Vögeln (Penguin) gleiche, die glänzendes Gefieder und kleine nackte Flügel haben. — Dies ist gewiß, wenn das Buch eine schlechte Satyre auf andere ist: so ist es die beste auf mich. So gibt der Offizier alle Streiche den Soldaten wieder, die die Spiesruthe über den gassenlaufenden Mitkameraden mit Menschlichkeit geschwungen und einen fremden Rücken auf Kosten des ihrigen geschont. Allein die Rezensen-

ten habe ich nicht geschonet, ob man gleich von ihnen die Ausübung des **Jus talionis** besorgen muß; ob, gleich manche Autoren sie, wie die Mexikaner die Flöhe anbeten, um von beiden nicht zu Nacht gestochen zu werden. Aber ich schreibe ja gar ein Buch über ein Buch; wie Martorelli über ein antikes Dintenfaß wer weiß wie viele Dintenfässer ausgeleert: denn er gab über dasselbe zwei große Bände in Quarto heraus."

Am 5ten März antwortete Vogel:

„Mit Erstaunen und Freude drücke ich Ihnen die Hand. Sein Sie willkommen nach einer so langen Entfernung — schönen Dank für das schöne mitgebrachte Geschenk. Ich glaubte, es würde das Lob der Dummheit sein und siehe es sind Grönländische Prozesse. Prozesse dauern gewöhnlich länger als ein flüchtiges Lob, auf das viele gar nicht merken — das viele blos für einen Windstoß halten. Und wenn man Prozesse so gut einfädeln kann als Sie: so darf man wetten — daß Sie in einigen hundert Jahren die Welt noch beschäftigen werden. Sie fodern mich auf, Prätor zu sein und meinen Richterspruch in ihren Polarstreitigkeiten zu thun. Allein wissen Sie denn nicht, daß ich mich als der Theologie zugethan, nur mit Entscheidungen über Streitigkeiten, die unter der **Zona torrida** vorfallen, abgeben darf?"

„Soll und muß ich aber urtheilen: so will ich folgenden Ausspruch thun:

„Man muß sich über die Höhe und Tiefe seines Witzes (des Verfassers der Grönländischen Prozesse oder moralischen Skizzen) verwundern. Mit einem einzigen Eimer scheint er das Weltmeer auszuschöpfen — und seine Gleichnisse kann man nicht nur mit der unermeßlichen Menge der Fische, sondern auch mit der unabsehbaren Mannigfaltigkeit der Einwohner des Ozeans in Vergleichung stellen. Ob das freilich manchem schwachen Magen, der kaum einerlei — geschweige, vielerlei Sorten Fischfleisch vertragen kann, behagen wird, läßt sich billig in Zweifel ziehen. Aber es gibt auch Fischfresser in Deutschland, die den Grönländern keinen Pfifferling nachgeben, und für die wird die Waare, die der Verfasser auftischt, eine leckere, eine gesegnete Speise sein. Rezensent meint übrigens, daß die Skizzen aus dem Lob der Dummheit entstanden sind — die ihr schönstes Gewand jenen umgehängt hat. Und das ist in der That recht wohl gethan. Nur hätten manche Schnüre Perlen, die jene Göttin zu ihrem Schmuck rechnete, auch noch mitgenommen werden können. — Allein der Verfasser scheint einem reichen Manne gleich zu sein, der eine Handvoll Dukaten nicht zu achten nöthig hat."

„— — Doch hätte der Autor den Satan auch nicht reizen sollen. Warum schilt er ihn ein Insekt — dafür wird wenigstens ein böser Gestank nachgelassen werden. Hätt' er doch gethan, als wenn er den armen Teufel gar nicht bemerkte; die Verschanzungen hätten deswegen doch gemacht werden können. Auch ist zu bedauern, daß der Verfasser so edel offenherzig ist und dem Satan gerade zu heraussagt, daß er jünger als er ist. Dazu würde noch Zeit gewesen sein, wenn Michael den Drachen überwunden gehabt hätte. Nun aber — wird er stolz werden und die jungen Federn so blutig herausreißen — wenigstens wollen, — daß es baß wehe thun wird."

„Noch fällt mir ein, zu fragen, was sind Sie für ein Saulus worden — und wollen Sie nicht wie dieser einmal nach Damaskus, d. i. nach Rehau (Paul war zu den Ferien in Hof) reisen? Da wird man Sie doch auch fragen können, wie viele Karolin Sie mit ihren Prozessen gewonnen haben; und was für einen Plan in die weite Welt hinaus Sie sonst haben, oder was es sonst Neues unter dem Monde gibt, von dem allen Sie nicht gerne schreiben."

— — „Die Wahrheit, erwiederte Paul am 1sten Mai 1783, gebot mir, Ihren Brief zu loben; allein

ich gehorchte ihr nicht, weil Sie mein Buch zu sehr lobten. Warum vergaßen Sie, daß derselbe Weihrauch, in dem sich die Nase so wollüstig berauscht, um die Augen Wolken zieht? Doch Ihrem Urtheil über mein Buch fehlet noch die andere Hälfte, der Tadel; Sie schickten das Silber nur früher als die Pillen, und der Essigdampf, welcher wohlriecht, kam ein wenig eher an als der Essig welcher beißt. Ihre Rezension braucht übrigens Ihren schwarzen Rock nicht zum Advokaten; aber der schwarze Rock braucht die Rezension dazu. Mir fällt hier der Juwelier ein, welcher den Diamant in einem Gehäuse von schwarzen Sammt vorzeigt, um die Strahlen desselben durch den Kontrast zu verdoppeln. Sie hüten Ihre wollichte Heerde auf dem Rücken des geistlichen Weinbergs, aber Sie stricken dabei Bücher — auch Apollo hütete einmal eine Heerde, die aber nicht Christo, sondern dem Admet angehörte . . . . Die Skizzen haben vom Lobe der Dummheit, wie mich dünkt, kaum etliche Bogen geerbt und auf dem Grabe meines Abortus keimten nur einige Nesseln aus seinem Moder auf; die Satyre über die Theologen, welche nebst der über den Ahnenstolz die schlechteste ist, hat das meiste, und die Satyre über die Schriftsteller, welche die erträglichste ist, das wenigste."

„Das Motto*) bezieht sich weniger auf meine Satyre als auf meine Denkungsart; auch nahm ich es mehr wegen seiner Schönheit als seiner Angemessenheit."

„Den Plan meines Lebens wollen Sie wissen? **Das Schicksal wird ihn erst entwerfen**; mit meinen Aussichten verträgt sich keiner und ich schwimme auf dem Zufalle **ohne Steuerruder** herum, wiewol darum **nicht ohne Segel**."

„Ich bin kein Theolog mehr; ich treibe keine einzige Wissenschaft ex professo; und alle nur insofern als sie mich erzogen oder in meine Schriftstellerei einschlagen; und selbst die Philosophie ist mir gleichgültig, seitdem ich an allem zweifle. Aber mein Herz ist mir hier so voll! so voll! daß ich schweige."

„In künftigen Briefen, auf die ich mehrere Zeit wenden kann, will ich Ihnen viel vom Skeptizismus und von meinem Ekel an der tollen Maskerade und Harlekinade, die man Leben nennt, schreiben. Ich

*) Vogel hatte gefragt: „In was für Konnexion steht das Motto:

„J'ai bien peur que notre petit globe terraquée soit les petites maisons de l'univers. Voltaire."

„Ihre Augen sehen heller als meine."

lache jetzt so viel, daß ich zu denken kaum Zeit habe; ich übe mein Zwergfell auf Kosten meines Gehirns und meine Zähne verlernen über das Beißen das Käuen."

„Meine Skizzen haben mir 16 Luisd'or eingetragen *),

*) Paul hatte dem Buchhändler Voß in Berlin, erst nachdem dieser den Verlag der Skizzen übernommen, von seiner Jugend und von seinen Verhältnissen geschrieben und zugleich, anstatt der ihm freiwillig dargebotenen 15 Luisd'or, noch einen 16ten schüchtern verlangt, worauf ihm Voß am 17ten Dezember 1782 antwortete: „Hier sind 16 Luisd'or für die Skizzen. — — — Uebrigens freue ich mich, etwas zur Erreichung Ihrer Absichten beigetragen zu haben, was ich ohne Rücksicht auf Ihre neunzehn Jahre gethan haben würde. Ich finde es nur jetzo desto merkwürdiger, daß der Bart, der noch dem Vater fehlt, schon so früh die scharfen Zähne des Kindes bekleidet. Ich schätze Sie und bin von ganzen Herzen Ihr 2c.

In der Vorrede zur zweiten Auflage der Grönländischen Prozesse sagt Jean Paul: „Während dieses schriftstellerischen Umganges nahm der Winter mit seiner und — mit meiner Armuth zu. Das junge Büchelchen mußte jetzo seine Geburtstadt verlassen und ohne mich, den Vater reisen, und zwar nach Berlin zum alten Buchhändler Friedrich Voß. Während der Reise stand der Vater viel von dem aus, was man im gemeinen Leben ungeheizte Oefen und ungesättigte Mägen nennt."

„Da klopfte endlich an der kalten Stube — möchte doch die Selblebensbeschreibung dies alles recht ausführlich auseinander erzählen — das Schreiben an, welches rapportirte, daß der ehrwürdige Buchhändler Voß, der Verleger und Freund Lessings und Hippels, meine beißige Erstgeburt mit Liebe in sein Handel-Werbhaus aufnehme, und sie so ausrüsten werde, daß sie zur Ostermesse in Leipzig zu den andern gelehrten Kreistruppen und enfans perdus stoßen könne. — Was er denn redlich, wenigstens zu meinem Vortheil gehalten. Denn Beute, Gefangne, oder

den zweiten Theil werd' ich theurer verkaufen. Er wird stärker und gewiß besser als der erste ausfallen. Wie sehr ich von der Menge der Fehler des ersten Theils überzeugt bin, kann ich Ihnen nicht nachdrücklicher beweisen, als wenn ich ihrer im zweiten weniger mache. Diese Beschäftigung ist Ursache meines Stillschweigens auf Ihren schönen Brief und von der Kürze und Fehlerhaftigkeit des gegenwärtigen. Vielleicht hält mich dieses dennoch nicht ab, zu Pfingsten in Hof und, was für mich das angenehmste ist, auch in Rehau zu sein."

„Ich schließe. Antworten Sie bald; ich möchte Sie noch einmal lesen eh' ich Sie sehe. Leben Sie wohl! Ich weiß nicht warum ich so wehmüthig werde, daß ich weinen möchte. O! man weint nie angenehmer, als wenn man nicht weiß warum. . . . .

Lieben Sie Ihren Freund J. P. Fr. R."

---

sonst Geldeswerth wird ihm die Erstgeburt schwerlich viel nach Hause geschickt haben, zumal da sie selber bald wieder mit Eil-Krebsmärschen nach Hause ging und da lieber eingezogen ihren Werbeplatz, den Laden, hütete, als wild in Deutschland umherschwärmte. Die Rezensenten im Allgemeinen ließen sie schweigend passiren, nur Einer in Leipzig — erinnere ich mich noch — warf, als die Erstgeburt unter seinem Baum wegging, auf dem er saß und literarische Wache hielt, der warf, wie Affen es auf den Bäumen gern thun, gegen die Vorbeigehenden viel von seinem Unrath auf sie."

XI. Episode von Pauls Kostüm. Mishelligkeiten deswegen.

Diese Kleidungsperiode und Episode umfaßt einen Zeitraum von sieben Jahren, vom Jahre 1782 bis in den Oktober 1789; und, ohne einen Anachronismus zu scheuen, wollen wir der Zeit vorgreifen und sie hier ganz schildern, besonders deswegen, weil das Kostüm, dessen die Ueberschrift dieses Abschnitts erwähnt, dazu beitrug, das Leben Pauls noch mehr zu verbittern als wol ohne dasselbe geschehen sein möchte.

Schon am 27sten August 1781 kündigte unser Paul von ferne seine äußere Umgestaltung der Mutter an: indem er ihr schrieb: „meine Weste werde ich mir noch lange nicht machen lassen.

Dafür senden Sie mir lieber feine Oberhemden, Unterhemden brauch ich nicht; aber jene müssen à la Hamlet gemacht sein. Bei Ihnen wird dies niemand verstehen; das heißt nämlich vorne bei der Brust müssen sie offen sein, daß man den bloßen Hals und die Brust sehen kann; das ist hier Mode."

Nach solcher Vorbereitung legte Paul die Halsbinde ab und ließ sich auch den Zopf abschneiden, um zwar der Mode einigermaßen, aber fast weniger ihr zu huldigen als vielmehr die Hülfe des Haarkräuslers zu ersparen, dessen tägliches Kunstwerk er, bevor es noch ganz vollendet war, halb zerstörte, — er vergaß nämlich während des Frisirens und gleichzeitigen Lesens sich und den Haarkräusler und fuhr mit der Hand zerstörend in die eine Locke oder stützte sich auf die eine, ehe noch die andre vollendet und der Puderstaub über beide ausgegossen war, was dem Haarkünstler keineswegs zur großen Aufmunterung, sein Kunstwerk täglich besser zu machen, gereichte.

Von dieser Kostümänderung gab Paul, gleich

wie er früher darauf vorbereitet hatte, der Mutter Nachricht und schrieb ihr am 27sten Mai 1782: „Meine Haare hab' ich mir abschneiden lassen. Sie stehen mir nach dem Ausspruche meiner Freunde, besser wie meine Frisur; denn sie sind lockigt — oder ein wenig kraus."

Als er nun im Juni des folgenden Jahrs nach Hof kam, machte sein Anzug einen großen, ja erstaunlichen Eindruck, nicht blos auf die ihm zum Theil abgeneigten Kleinstädter, sondern sogar auf seine Familie. Letztern schilderte er selbst in einem Briefe an Oerthel, den er sogleich nach seiner Ankunft in der mütterlichen Wohnung schrieb, um die Nachsendung eines Buchs zu erbitten, das er mitzunehmen vergessen hatte. „Ungeachtet ich krumm und lahm, nicht durch die Räder, sondern den Wagen gerädert worden bin und noch naß von der Oelung der letzten Poststazion: so setze ich mich doch eilig her, um Dich mit geschriebenen Bitten zu verfolgen und Dich in der Ferne noch mehr als in der Nähe zu plagen.

Ich habe nämlich meinen Haupt-Forceps zu meiner Bücherschreiberei vergessen: „Geschichte dritter

Band 1783." Dieses Schreibbuch liegt auf meinem Arbeitstische. Meine Bitte kannst Du errathen. — — Dieser Brief ist abscheulich und aus seiner Kalligraphie im doppelten Sinne (das heißt, ich schreibe jetzt eine schlechte Hand und einen schlechten Styl (Griffel) — kannst du auf den Zustand schließen, den die obern Glieder mit den untern theilen. Meine Bitte ist so schlecht (abgefaßt), weil sie nöthig ist; denn ich habe sie aufgesetzt, ehe noch die Meinigen über mein Haar sich ganz ausgewundert hatten.

XII. Fortsetzung. Magister Gräfenhein. Grenzstreitigkeiten mit ihm.

Ehe Pauls Leidensgeschichte in Hof anging, hatte er schon eine in Leipzig überstehen müssen, von der wir nun Bericht erstatten wollen.

Der Magister Gräfenhein wollte sich so gut wie Pauls Familie nicht auswundern über des letztern Kleidung und fand sie sogar höchst anstößig; daher wollte er sie und den lebendigen Besitzer und Herumträger derselben aus seiner Nachbarschaft entfernen.

Dieser Magister bewohnte nämlich des Sommers das Hauptgebäude im Körnerschen Garten, in welchem sich Paul in einem Nebengebäude ein Zimmerchen ebenfalls zum Sommeraufenthalt gemiethet hatte. Von hier aus durchwanderte er den Garten nach allen Richtungen und also auch in der, welche in die Nähe des größern Gartenhauses und neben den Zimmern und Fenstern des Magisters vorbeiführte. Mit gutem Grund rechnete er zu den Gerechtsamen seiner Sommerwohnung die Befugniß, frei im Garten herumwandern zu dürfen; und hatte keine Ahnung, daß jemand daran denken könne, ihn in seinem Zimmerchen einzukerkern oder ihn innerhalb eines Spazierplätzchens zu verstricken.

Allein der Magister war keineswegs dieser Meinung. Er wollte den Garten ohne Gesellschaft genießen und war daher bemüht, jede Annäherung eben so zu vermeiden als sie der herumspazierende Paul gern suchte. Ueber diesen führte also Gräfenhein bei dem Eigenthümer des Gartens sehr ernstliche Beschwerde, wobei er dessen anstößige, die Sittsamkeit beleidigende Brust-Entblößung recht nachdrücklich zu einem Anklagepunkte machte.

Paul vertheidigte sich mit friedfertiger Nachgiebigkeit in einem Brief, den er im Mai 1783 an den Magister schrieb. „Ich werde mich, versicherte er ihn, ferner Ihrer Wohnung nicht mehr so nähern als gestern, und da ich fast blos am Abend und am Morgen den Garten besuche: so werden Sie selten ein Zeuge der Kleidung sein, die mich Bequemlichkeit, Gesundheit und Armuth tragen heißen:“ und, setzen wir hinzu, auch einige Vorliebe, die er damals für dieselbe hegte, ungeachtet er zeitlebens, nicht ohne einigen Cynismus, die Klei-

dung vernachlässigte und diese umgekehrt auch ihn.

„Den Hals, fuhr Paul fort, will ich unter dem Spazieren bedecken, ungeachtet vielleicht nicht blos Mode, sondern auch Vernunft die Entblößung des Busens so sehr, wie die Entblößung des Gesichts rechtfertigen könnte; ungeachtet selbst der keuschere Theil des andern Geschlechts den seinigen entblößt, der durch mehrere Reize gefährlich ist. — Mehre Studenten werden Sie nie im Garten sehen; denn ich habe wenig Freunde und eigentlich nur einen, der bessere Gärten als den Körnerschen und nicht den Aufenthalt, sondern nur mich besucht."

Nachdem sich Paul freiwillig eine Einschränkung aufgelegt, die ihm niemand zumuthen konnte, erhob sich und erhob ihn sein wohlbegründetes Selbstgefühl und, seiner Geisteskraft und seines untadelhaften und hohen Strebens sich bewußt, schrieb er dem Magister.

„Sie verachten *meinen geringen Namen*, aber merken Sie ihn auch: denn Sie werden das letzte nicht lange gethan haben und das erste nicht mehr thun können. Ich scheine unverständlich, um nicht unbescheiden zu scheinen."

Wir glauben, daß wenn die tragikomische Gartengeschichte nicht an und für sich charakteristisch genug wäre, wir doch ihrer hätten gedenken müssen, um nur Gelegenheit zu finden zur Mittheilung der eben angeführten Weissagung.

Der Magister Gräfenhein war mit den Selbsteinschränkungen seines edlen Gegners keineswegs zufrieden und verwandelte die Beschwerden, die er bei dem Garteneigenthümer angebracht hatte, in Vorwürfe, die er nun unmittelbar an Paul richtete. Dieser antwortete ihm am 4ten Jun:

„Ihr Billet fängt mit drei Ungerechtigkeiten an. Es ist keine Güte von Herrn Körner, daß ich im Garten herumgehen darf: denn die Erlaubnis dazu bezahle ich. Also ist es eben so wenig Güte von Ihnen gegen mich, vielmehr war es Höflichkeit auf meiner Seite, mein Recht durch den neulichen Brief so einzuschränken. Aber gegen Herrn Körner sind Sie gütig, da Sie mit einem Dritten den Genuß dessen theilen, was Sie ganz bezahlet. Die dritte Ungerechtigkeit ist der Vorwurf des gebrochenen Versprechens; denn die Statue hab' ich nicht zum Grenzstein meiner freiwilligen Einschränkung gemacht, sondern nur die

neuliche Annäherung zu Ihrer Wohnung versprach ich zu vermeiden; und ich hab' es gehalten. — Freie Luft und Bewegung, die man beide auch in der Stube haben kann, ist weniger der Endzweck des Spazierens als das Vergnügen an Gartenschönheiten; und dieses Vergnügen wird durch den Zwang, den schönsten Theil des Gartens zu entbehren und im Genuß des schlechten durch den Anlauf der Leute immer gestört zu werden und auf einem Gang so oft umkehren zu müssen, so klein, daß es nicht des geringsten Zorns mehr werth ist."

„Was soll ich Sie durch fernere Gründe ermüden, und nicht gerade heraussagen, daß ich, der Drohung ungeachtet, künftighin alle Theile des Gartens nützen werde. Herr Körner ist mir nicht fürchterlich: wenigstens nur mit seinem unmäßigen Zorn, aber nicht mit seinem Rechte. Dieses letztere kennt er so gut, daß er von mir nicht die Einschränkung meiner Spaziergänge, sondern nur die Abänderung meiner Kleidung verlangte. Ihrem Unwillen, der weniger auf mich als auf den mir gedrohten Richter gehen sollte, hoffe ich durch folgenden Vorschlag hinwegzunehmen: ich will freiwillig den Garten verlassen, wo immer das Vergnügen des einen das Vergnügen des andern stört; allein da dieses nur unter der Bedingung geschehen kann, für

eine auf ein Halbjahr gemiethete Stube nur das benützte Vierteljahr bezahlen zu dürfen, so kommt es nun auf Sie an, ob Sie den Herrn Körner zur Annahme dieser Bedingung zwingen wollen?“

Dies geschah und Paul kehrte in seine städtische Wohnung in den drei Rosen in der Peterstraße zurück, deren Eigenthümer eben derselbe Körner war, dessen und des Magister Gräfenhein Zorn er durch Nachgiebigkeit überwand, indem er sein Paradies eben so unverschuldet als freiwillig wegen einiger Hals- und Brustentblößung verließ, ungeachtet die ersten Eltern das ihrige nur so lange behalten konnten, als sie sich unschuldig fühlten bei gänzlicher Nacktheit.

XIII. Fortsetzung. Kostüms-Leidenstazion.

Bald nach diesem durch den Rückzug gewonnenen Sieg — es kann auf diese Weise wahrlich! nie ein schönerer errungen worden sein — reisete Paul nach Hof zu seiner Mutter; und hier hatte er abermals große Mühseligkeiten und ernsten Kampf zu überstehen, dessen Ausgang zwar mehrere Jahre unentschieden, aber auch für ihn nicht unrühmlich blieb.

Den Eindruck, welchen seine Kleidung auf die kleinstädtische Höfer Welt, und den Eindruck, welchen das Bezeigen dieser feindseligen Kleinwelt auf ihn machte, schilderte er in einem Brief an Oerthel vom 22sten Juni folgendermaßen:

„Es war einmal ein Narr, der wohnte aber in einer Stadt, worin lauter Narren wohnten, statt daß in andern nur viele wohnen. Die Honoraziores daselbst trugen eine bestimmte Anzahl Schellen an ihren Mützen und auf diesen Schellen war ein schöner Esel geprägt. Mein Narr mußte sich lange Zeit begnügen, nur Rechenpfennige, ohne sonderliches Gepräge an seiner Kappe zu tragen. Endlich war er so glücklich, sich auch Schellen zu kaufen, auf die er, für sein Pathengeld, einen Esel nach dem Leben stechen ließ. „Wie werden die Leute gucken, wenn sie mich sehen!" sagte er als er die Mütze zum erstenmale vor dem Spiegel aufsetzte. Er ging darauf den ganzen Tag mit dem neuen Schmuck spazieren und besuchte alle seine Freunde, auch sogar einige Feinde; allein es guckte niemand und er ärgerte sich sehr. Hätte er doch nicht vergessen, daß die Narren eine Narrheit, die sie selbst haben, weder bewundern noch tadeln, sondern nur billigen. Sie muß neu sein, um bewundert, oder fremd, um getadelt zu werden. Er ging in eine andere und bessere Stadt, wo man das Bild eines Maulesels vorzüglich trug. Diese Stadt liegt nicht weit von Utopien, worin eine Stadt liegt, die das Pferd sogar dem Esel vorzieht. Mein Narr war kaum so stolz, da er seinen Esel bekam als jetzt, da er ihn

wieder verwarf und die Stelle desselben dem Maulesel anwies. „Ein herrliches Thier! nur schade, daß es sich gleich der Mode, die es adelt, nicht fortpflanzt!“ sagte er. Er wollte wieder anfangen, stolz zu werden; allein er würde bald aufgehört haben, es zu sein, wäre nicht ein neuer Entschluß dazwischen gekommen. Seine Mamma schrieb ihm: „Komm' auf die Feiertage; aber hör', putz dich ein wenig heraus und bring' mir ja deinen schönen Esel mit.“ — Er antwortete: „Ich komme; aber ich bring' einen Maulesel mit, der mir besonders wohl läßt.“ Er kam also mit dem Maulesel in seiner Vaterstadt an. Der Superintendent sagte bei seinem Anblick: „der junge Mensch verachtet die Geistlichen, denn er verachtet die Esel. Gott bessere sein Herz!“ — „Und vorher seinen Zwölffingerdarm!“ sagte der rothe Doktor darauf; „der ja mit altem Unrath seinen Kopf verrückt. Wenn Hippokrates nicht Unrecht hat: so wird das Blut eines Esels (welches die Tollheit heilen soll) ihm bald das Bild desselben lieben lehren.“ Die Weiber sagten: „der Mensch ist ein affektirter Affe: denn er hat keinen Esel.“ Alle Bürger sagten: „Wer keinen Esel trägt, ist ein Esel: dieser Kerl trägt sogar einen Maulesel, er ist also, Gott sei bei uns! ein Maulesel.“ Der Ehrgeiz dieses Narren sog sogar aus Tadel Nah-

rung; er war so stolz, eine Narrheit zu haben, die die Narren tadelten, daß er die ganze Sache seinem Freunde Oerthel schrieb."

„Aus dieser Allegorie, die dem Gegenbilde bis auf die kleinste Biegung anpasset, wirst du die Folgen kennen lernen, die mir meine Tracht in dieser Stadt zugezogen. Ein Esel bedeutet wie bekannt den Dummen und ein Pferd den Klugen, zwischen beiden steht der Narr, der Maulesel, mitten innen."

XIV. Streitbriefe über das Kostüm.

Gleichwie es Pauls liebenden Anverwandten nach seiner Ankunft in Hof gegangen war: so ging es auch dem wohlwollenden Patron und Freund seiner Jugend, dem Pfarrer Vogel in Rehau. Dieser fand nicht sowol die Kleidung Pauls an-

stößig als er betroffen war über die Misverhältnisse, in die er dadurch gerathen und wegen deren ungünstigen Folgen er fast zu sehr besorgt war.

Er schrieb daher am Trinitatistage an Paul, der Bücher und unter andern auch den Pope von ihm verlangt hatte: „Es ist nicht alle Tage Kirchweih in Rehau — und kommen Sie nur bald wieder. Sie sollen sich mit mir aussöhnen.

Hier neue Speise — obgleich schon lange gekocht — ich meine alte Bücher zu neuem Verschlucken. Aber den Engländer Pope behalte ich fein zu Hause. Ich bin allen Engländern feind, seitdem einer der bravsten Deutschen — ich meine Sie — zu dieser Nazion übergegangen ist und nicht nur mit der Seele, sondern auch mit dem Leib ihre Partie nimmt. Sobald eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen sein wird, die ich als Ihr Freund, der Ihnen gern aller Welt Hochachtung erwecken will, wünschen muß, wird Pope sich zu Ihren Füßen legen."

Durch den Vorwurf eines Uebergangs zu den Engländern, besonders aber durch die Zurückhaltung Pope's fühlte sich Paul verletzt und schrieb daher am 25. Jun.

„Ich verstehe Ihren letzten Brief nicht vollkommen; allein auf das, was ich errathen, muß ich antworten. Wenn mich meine Beobachtung nicht ganz trüget: so sind Sie darum unwillig auf mich, weil es Ihre Freunde sind; und Sie würden eine solche Kleinigkeit, wie eine Kleidung ist, Ihrer Bemerkung nicht gewürdigt haben, hätten es nicht andere gethan. Die „andern" würd' ich darum hochachten, weil Sie sie zu achten scheinen; allein die Herren in Schw. verdienen, so viel mich eigene kurze Erfahrung und fremdes Urtheil gelehret, Ihre Achtung so wenig, daß ich zu diesen drei Herren in Rücksicht meiner sagen könnte? „Lieben Leute! die ihr euch in einem unbekannten Winkel der Welt aufblaset, weil alle übrigen Frösche, die um euch sitzen, sich nicht so dick aufblasen können und weil ihr die Nachtigallen, die ihr aus jenen Gebüschen singen höret, mit Quaken akkompagnirt, statt daß eure schlechtern Brüder die Ohren im Schlamm eingraben — lasset doch einem andern seine Narrenkappe, ungeachtet sie der eurigen wenig gleichet; eure wäre für meinen Kopf zu eng geschnitten und eure Verbrämung derselben nachzuahmen verbietet mir mein Beutel. Ihr ließet auf eure Schellen einen schönen Affen mit einem langen Schwanze nach dem Leben stechen; haltet mich aber darum für keinen Af-

fen, weil ich auf die meinigen einen bessern Affen, nämlich einen Urangutang gepräget. Ihr sagt ja so oft, jeder Mensch darf seine eigne Vernunft haben, warum soll nicht jeder auch seine eigne Narrheit haben?" Verzeihen Sie mir diesen Ton, den Sie in kurzem vielleicht selbst anschlagen werden. Ich bin diesen Leuten feind, weil sie die Veranlassung Ihres kleinen Unwillens gegen mich geworden; ich muß dem meine Liebe versagen, der mir die Ihrige stiehlt."

Hierauf erwiederte Vogel am 15. Juli:

„Liebenswürdiger Erzürnter! Jupiter kann nicht so ernst aussehen, wenn er donnert als Sie, wenn Sie rezensiren — nicht Bücher, sondern menschliche Mücken. Warum lassen Sie diese Sumser nicht schwärmen; und hat man wol je gehört, daß man auf dergleichen Insekten aus grobem Geschütze geschossen hat. Indessen schaffen auch Mücken Nutzen und das Quaken der Frösche ist auch manchmal Melodie. Es kommt nur darauf an, mit welchem Sinn wir darauf achten und mit welchem Ohr wir darauf hören. Ein Philosoph wie Sie, muß wie die Biene auch aus den giftigsten Kräutern Honig ziehen. Daß ich Sie ein wenig auf Ihre Schale aufmerksam gemacht habe — rührt nicht von Unwillen her, sondern von Hochachtung für Ihre Person, die keine Grenzen kennt."

„Sie schätzen blos das Innere, nicht das Aeußere, den Kern, nicht die Schale. Aber, mit Ihrer Erlaubnis, macht nicht Form und Materie zusammen ein Ganzes? Ist das eine verunstaltet, so leidet auch das andre. Sie tadeln vermuthlich die Philosophie des Diogenes, die Ihren Helden so sehr von andern Menschen absonderte, daß sie ihn in ein Faß steckte. Wie können Sie sich Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn Ihre Philosophie auf ähnliche Weise mit Ihnen umspringt? Nein, mein Freund! Sie müssen die Augen öffnen und einsehen, daß Sie nicht der einzige Erdensohn sind, sondern daß Sie, wie die Ameise in dem Ameisenhaufen, auf der Erdkugel im Gewimmel leben. Jede Ameise hat eine Gestalt und ein Kleid mit der andern überein, und läßt sich's eine nur im geringsten einfallen, sich von ihren Kameraden was sonderliches herauszunehmen — patsch und sie ist des Todes."

„Oder halten Sie nicht die Maler für lächerlich, die das Kostüm beleidigen? Ein Römer mit Manschetten und Haarbeutel, ein Samojede mit frisirtem Kopf, eine Mannsperson mit Unterrock und offnem Busen — o! das ist nicht auszustehen. Noch ein Paar Sprüchwörter: Schwimme nicht wider den Strom — Unter Wölfen muß man mit heulen —

Wie man in den Walt schreit, klingt's wieder. — Niedrige Sprüchwörter, werden Sie sagen; Ja, aber erhabene Wahrheiten. Ueberhaupt die wahre Philosophie will nie, daß sich andre nach uns richten, sondern daß wir uns nach andern richten und uns in alles schicken. Wer dieses große Axiom vergißt, geht keinen Schritt, ohne zu stolpern. — Oder was suchen Sie damit, daß Sie mitten in Deutschland ein Britte sein wollen? Wollen Sie damit sagen: setzt eure Brillen auf und seht, was ich bin, Ihr nicht seid, Ihr kleinen Leute? O! so was zu sagen, verbietet Ihnen Ihre Bescheidenheit. — Oder ist's nur so Ihr Einfall? Der Weise hängt nicht von der Laune ab. Sein Thun und Lassen ist bedachtsam. Alles, was nur im mindesten seinen Werth unter seinen Landsleuten verringert, wird sorgfältig von ihm vermieden. Warum gehen Sie nicht nackend? jetzt im Sommer? Ihr Körper verbietet es Ihnen nicht? Was denn? die Mode?"

„Geben Sie diesem Raisonnement einen Namen, welchen Sie wollen, nur bleiben Sie auf dem Glauben, daß ich Ihr Freund bin, und in diesem Charakter durchaus nicht anders habe schreiben können. Aliquem habeat amicum amicus, quem vereatur, cuius auctoritate etiam secretum suum sanctius

faciat. O felicem illum, qui sic aliquem vereri potest, ut ad memoriam quoque eius se componat atque ordinet. Elige Senecam, si ego videor tibi nimis rigidus, Senecam elige, sic scribit in Epistola:

Quid si nos hominum consuetudini coeperimus excerpere? Intus omnia dissimilia sint, frons nostra populo conveniat. Id agemus, ut meliorem vitam, quam vulgus sequamur, non contrariam. Temperetur vita inter *bonos* mores et *publicos*. Non conturbabit sapiens publicos mores, nec populum in se vitae novitate convertet."

Am 19. Juli sagte Paul in einem Brief an Oerthel: „Mit dem Pfarrer in Rehau bin ich ein wenig zerfallen und bei ihm seit meinem Hiersein nur einmal gewesen; die Ursache davon verdient nicht geschrieben, sondern kaum gesagt zu werden."

Hierauf schrieb er am 22. Juli an Vogel:

„Ihren Brief beantworte ich gern und darum früher als Sie meinen beantwortet: denn seine Gründe, die Ihnen öfter Ihr gutes Herz als Ihr guter Kopf diktirt zu haben scheint, und seine Freimüthigkeit, für die ich Ihnen mit nichts, als der Erwiederung derselben danken kann, erleichtern mir die Widerlegung, d. h. meine Entschuldigung."

„Jeder Ihrer Kanonen will ich eine Feindin gegenüber pflanzen — wiewol Sie im Grunde nur mit Einer Kanone feuern und blos durch die veränderte Richtung ihrer Lavette verschiedene Seiten beschießen. Sie irren sich ganz, wenn Sie meine Kleidung für eine bloße brittische Mode erklären; sie ist auch eine Leipziger, d. h. eine deutsche. In Leipzig, wo die Mode ihre Erfindungen nicht wie in kleinen Städten aufdringt, sondern nur anpreist und wo jeder sich eben so frei kleidet als er denkt, trugen sich vor etlichen Jahren die meisten so; jetzt hat diese Kleidung nur den Reiz der Neuheit aber nicht der Gewohnheit verloren, und ihre Anhänger unter den Schauspielern und Studenten, und in andern Städten unter den Gelehrten, reichen allemal hin, einen, der sie noch trägt, in den Augen derer zu rechtfertigen, die die Beurtheilung einer Handlung nicht den eignen Augen, sondern fremden Zungen, nicht gesunden, sondern vielen Augen anzuvertrauen pflegen und das Schütteln der Vernunft durch das Nicken von hundert Paar langen Ohren widerlegt glauben. Ja diese Mode ist eine von den seltnen, auf deren Seite die Vernunft getreten. Denn die Verschneidung der Haare erspart Geld, Zeit, Verdruß und befreit vom Friseur, nach dem sich die Ausgänge vorher haben richten müssen,

und der sich alle Morgen eine halbstündige Folterung des Kopfes erlaubt. Und die Offenheit des Busens hindert das Schwitzen, das gefährliche Unterbinden gewisser Adern des Halses und vergnügt durch das Gefühl der bequemen Entjochung. Also trifft es mich nicht, wenn Sie sagen, eine Ameise muß sich wie die andre tragen — denn ich trage mich ja wie andre Ameisen in Leipzig und in Berlin, nur nicht wie die Ameisen in Schwarzenbach an der Saale." — —

„Die Sprüchwörter sind nur Sentenzen aber keine Beweise, ja sie beweisen oben drein zu viel. Denn wenn ich nicht wider den Strom schwimmen soll: so wird dieser Strom nicht selten auch meine Tugend scheitern machen — denn das Reich des Lasters ist eben so groß und ausgebreitet als das Reich der Mode; und wenn ich mit den Wölfen heulen soll, warum soll ich nicht mit ihnen rauben? Die Schlüsse des Seneka treffen noch weniger; sein Witz leuchtet auf der Zündpfanne und die Entzündung derselben droht mit einer Kugel, womit er die Flinte zu laden vergessen. Sequere vitam meliorem quam vulgus, non contrariam; aber warum denn? und wenn nun vita melior und contraria oft Synonymen wären? Ferner publici mores sind immer den bonis moribus entgegengesetzt; es läßt sich also eine Temperatur

zwischen beiden nicht so leicht treffen. Non populum in te vitae novitate convertas? thue ich das? und Seneka's non oder ne beweist ja nicht, daß man es nicht thun dürfe. „Ist die Schale verunstaltet: so leidet auch der Kern" sagen Sie; aber warum denn? Und ferner ist ja noch erst auszumachen, was an der Schale Verunstaltung ist. Sie halten das am Diogenes für eine Verunstaltung, was Rousseau, Wieland u. s. w. für eine Verschönerung halten. Raubte diese sogenannte Verunstaltung diesem großen Manne seine lebhafte Philosophie, sein gutes Herz, seinen lehrenden Witz, seine Tugenden? Sie raubte ihm nichts; aber sie gab ihm Ruhe, Unabhängigkeit von fremden Meinungen und von quälenden Bedürfnissen und die Unverletzbarkeit, auf deren Bewußtsein er die Bestrafung jedes mächtigen Lasterhaften wagen konnte. Großer Mann, danke Gott, daß du in einem Jahrhunderte geboren wurdest, wo man deine Weisheit noch bewunderte, statt daß man sie im jetzigen bestrafen würde. Ins Tollhaus würden die Tollen den einzigen Klugen führen; aber du würdest das Tollhaus, wie nach Seneka's Ausspruch Sokrates den Kerker, veredeln! — „Der Maler wird durch Beleidigung des Kostüms lächerlich," dies ist wahr; aber in Beziehung auf mich nicht passend, sondern nur witzig. Um

gleiches mit gleichem zu vergelten, dürft' ich nur sagen, die Gewändermaler sind nicht die größten in ihrer Kunst, sondern die sind es, deren Pinsel nicht dem Schneider, sondern Gott nachschafft und nicht Kleider, sondern Körper malet. Aber was geht mich der Maler an? Seine Geburten können blos durch Gestalt d. h. durch Schale gefallen; aber ist dies meine Bestimmung? brauch' ich mit meinem organisirten Koth zu gefallen? kaum wenn ich heirathen wollte!! Uebrigens hab' ich ja oben bewiesen, daß ich das Kostüm nicht beleidigt — Sie sagen: „die Ameisen bringen die Ameise um, die sich nach ihrem eignen Kopfe trägt" — dies paßt wiederum nicht auf mich; denn ich erkrieche mir von keiner Ameise ein Amt, hänge von keiner ab, sondern lebe in meinem eigenen Loche und von meiner eignen Arbeit." —

„Warum ich nicht nackt gehe? a) Weil mir die Gesetze es verbieten, die die Beleidigung der öffentlichen Sittsamkeit mit Tollhaus oder Gefängnis ahnden; hierin kommt es nicht auf meinen Willen, sondern auch auf mein Vermögen an. Ich darf also nicht nackt gehen; aber bekleidet gehen wie ich will, das darf ich. b) Weil mir es außer der Obrigkeit auch mein Körper verbietet, den für seine Entblößung die hiesige Abwechselung von Kälte und Wärme, Re-

gen und Sonnenschein hart genug bestrafen würde. c) Weil ich die Gesellschaft aller derer, die Kleider tragen, entbehren müßte. Eine solche Entbehrung würd' ich nicht verschmerzen können, da ich alsdann von allen denen, die ich belachen muß, um satt zu werden, niemand mehr hätte als mich selbst. Ich könnte noch tausend Unbequemlichkeiten, welche gänzliche Nacktheit vor meiner jetzigen Bekleidung voraus hat, anführen: allein ich schneide die ferneren Beantwortungen ab, die Sie eben so sehr ermüden würden, als mich selbst. — „Die wahre Philosophie will nie, daß sich andre nach uns richten" sagen Sie endlich; aber verlang' ich denn, daß sich andere wie ich tragen sollen? Und eben darum müssen auch diese andern nicht verlangen, daß man sich wie sie tragen soll. Bin ich ihnen anstößig: so sind sie mir auch anstößig; das klügste ist also, nur sich, aber nicht dem Nachbar die Schellenkappe zuzuschneiden."

„Ueberhaupt halte ich die beständige Rücksicht, die wir in allen unsern Handlungen auf fremde Urtheile nehmen, für das Gift unserer Ruhe, unserer Vernunft und unserer Tugend. An dieser Sklavenkette hab' ich lange gefeilt; aber ich hoffe kaum sie jemals ganz zu zerreißen. So begehe ich z. B. eben darum

in Leipzig mit Absicht sonderbare Handlungen, um mich an den Tadel anderer zu gewöhnen; und scheine ein Narr, um die Narren ertragen zu lernen. Hierin sind Sie anderer Meinung, das weiß ich; aber ich wollte Sie durch diesen Brief auch nicht bekehren, sondern mich nur rechtfertigen. Immerhin mögen Sie künftig glauben, daß ich aus falschen Gründen handle, wenn Sie nur nicht glauben, daß ich ohne Gründe handle — Ueberhaupt scheint mir dieser ganze Brief so lächerlich, daß ich mich vor mir selbst wegen dessen Inhalt nur durch Ihr Beispiel entschuldigen kann. Durch eben dasselbe werden Sie die Freimüthigkeit desselben entschuldigen. Sie erschreckten mich einem so lauten „Schach dem König!" daß ich über das Spiel den Spieler vergaß und nichts zu verhüthen suchte, als die Entfernung seines Königs."

„Da übrigens das Disputiren in so vielen Stükken mit dem Schachspielen übereinkommt: indem man dort Ideen auf Papier, und da hölzerne Figuren auf dem Bret gegen einander zu Felde stellt: so hoffe ich, daß die beiden Sachen auch darin einander ähnlich bleiben werden, daß sie die Entzweiung der Spieler nicht über die Dauer der Veranlassung verlängern. Die besten Freunde zanken sich bei dem Spiel; allein sobald die Spieler das Schachbret — den campus

martius — zur Aufbewahrung der versöhnten Krieger zugeschlossen, so schließen sie ihre Herzen auf und trinken in freundschaftlicher Gesprächigkeit das bittere Lagerbier mit der Aufmerksamkeit, der sie vorher nur das Spiel gewürdigt. Das Gegenbild zu diesem Gleichnis darf nicht blos Ihren, es wird auch meinen Brief verschönern; und selbst, wenn Sie Ihre Toleranz nur auf heterodoxe Meinungen, nicht auf heterodoxe Kleidungen ausdehnten: so würd' ich Sie im ersten zu sehr nachahmen, als daß ich Sie im andern nachahmte und gegen die nicht tolerant sein sollte, die es nicht sind."

„Dem Präludium Ihres Briefs bin ich auch ein kleines Akkompagnement schuldig. Die Leute, die Sie Mücken nennen, werd' ich nie für Mücken, wenigstens nicht in Beziehung auf mich ansehen. Auch hieß ich sie nur Frösche in Rücksicht auf Nachtigallen, aber nicht in Rücksicht auf mich, der ich nicht einmal zu einem Hänfling d. h. zu einem Echo der Philomele tauge. Ich bin mit dem Stolze dieser Personen über das Dasein ihrer Verdienste einig; aber ich bin nur nicht mit ihrem Hochmuth über die Anzahl derselben einig; ihr Stolz muß Recht haben: denn sonst würden Sie ihre Gesellschaft ganz vermeiden; allein ihr Hochmuth kann doch nicht Recht

haben: denn sonst würden Sie sie nicht Mücken schelten."

„Sie vergleichen sich mit dem Kato; in der Größe des Ernstes, aber nicht in der Anwendung desselben. Denn eben dieser Mann war so wenig der Resonnanzboden fremder Mäuler, daß er nach dem Essen (wie Plutarch berichtet) ohne Unterkleid und barfuß auf dem Markte spazieren ging — und noch überdies als Konsul."

Hierauf Vogel am 22. Juli.

„Noch immer sehr lieber Herr und Freund! Unser komische Briefwechsel, der Orthodoxie und Heterodoxie in der Kleidung zum Gegenstand hat, hat einen größern Nutzen für uns beide als sich von einem Dritten träumen läßt. Unsere wechselseitige bestgegründete Freundschaft ist dadurch auf der Probe bewährt erfunden worden. Sie haben meine außerordentliche Freimüthigkeit nicht übel aufgenommen, und ich habe Ihnen erfahren lassen, daß ich ein offenes Herz — nicht zu allen Menschen — nur zu Ihnen habe, und den Eingebungen dieses lieber folge als meinem Kopf, der Ihnen übel zu diktiren scheint. Das gute Herz ist im Spiel — darüber muß ich mich ein wenig weiter auslassen. Warum breche ich mit Ihnen eine Lanze über Ihre Schale, über Ihren äußern Men-

schen? Meinen Sie, daß ich durch das Quaken der Ihnen unausstehlichen Frösche dazu verführt werde? Das würde mich zu einem servum pecus machen heißen und gewiß so weit wollen Sie mich nicht erniedrigen. Oder glauben Sie, daß ich mir ein Geschäft daraus mache, an meinem weisen Nachbar einen schwarzen Flecken, wie die Jagdhunde den Hasen, aufzuspüren, o! so irren Sie sich doppelt. Darum habe ich die Streitaxt erhoben, um Sie wider Ihren Willen gefangen zu nehmen und Sie in Sicherheit zu bringen; eine zärtliche Mutter kann ihren Säugling nicht lieber an ihre Brust legen, als ich Sie an mein Herz; und so wie jene für das Wohl ihres Lieblings allen Bedacht nimmt: so sorge ich für die **Erhöhung und Sichtbarwerdung Ihres Verdienstes** — denn weiter vermag ich nichts um Sie. Sie in Aller Augen geschätzt und liebenswürdig zu sehen — das ist mein Wunsch, und meine Pflicht ist es, Ihnen zu sagen, was es hindert, daß mein Wunsch noch nicht erfüllt ist. Freilich ist es am Ende immer eine Kleinigkeit; in meinen Augen eine große Kleinigkeit; aber bei andern ist es ein Koloß; und da ein Koloß nicht so leicht als eine Mücke umzuwerfen ist,

warum soll ich nicht rufen: Lieber! gebt nach; ihr stoßt euch den Kopf wund!"

Paul reichte den letzten Disputirsatz ein oder endigte vielmehr den Schriftwechsel, indem er am 26. Juli schrieb: „Auf Ihren letzten Brief antworte ich Ihnen nicht schriftlich sondern mündlich. Warum wollten wir, gleich gewissen Holländischen Kaufleuten, durch Briefe Schach spielen und uns der Unbequemlichkeit aussetzen, erst durch die Post erfahren zu können, wie der Gegenpart das neuliche „Schach dem Könige!" auspariert habe, da wir den Spaß an Einem Tisch vornehmen können. — Freilich wird durch Briefe das Spielen erleichtert, aber auch verlängert."

Keines von beiden geschah; das Spiel wurde so wenig an Einem Tisch als durch Briefe fortgesetzt, weil Paul bald darauf, ohne Rehau noch einmal zu sehen, wieder nach Leipzig reisete, zuvor aber am 16. August an Vogel folgendes schrieb:

„Ungeachtet eine Zeit von etlichen Tagen mich von Ihnen um 17 Meilen weiter entfernen wird: so brauch' ich doch in diesem Brief keine Abschiedspredigt zu hal-

ten oder zu schreiben. Siebenzehn Meilen machen uns einander nicht abwesender als es seit meinem Hiersein zwei Stunden thaten; ich sah Sie zeither eben so wenig als ich Sie künftig sehen werde und von Hof aus sprach ich mit Ihnen eben so oft durch das Sprachrohr der Briefe als von Leipzig aus geschehen wird. Wir gleichen den Nikariern, welche die Gewohnheit haben, mit einander nur in einer gewissen Entfernung zu reden. Oder vielmehr ich gleiche ihnen.' Sie werden hinzusetzen: „Richtig! und zwar darum gleichst du hierin den Nikariern, weil du ihnen in einer andern Sache gleichest. Diese Leute sollen eine grobe Stimme haben, die bei ihnen die Wirkung der genannten Gewohnheit — oder vielmehr die Ursache derselben ist." Unfigürlich: ich besuchte Sie selten, weil ich fühle, wie wenig ich Sie in der Nähe unterhalte, da ich doch andere so in der Nähe, wie Sie in der Entfernung unterhalte und in einem Gespräch wenigstens nicht weniger Witz anbringe als in einem Briefe, sollte dieser Witz auch nur zehnlöthig sein. Der Ursachen davon sind wahrscheinlich mehrere als ich errathe. Vielleicht nämlich darum — weil man über den Genuß des Vergnügens gern die Wiedererstattung desselben zu vergessen pflegt und den immer am wenigsten unterhält, der einen am meisten unterhält. Viel-

leicht darum — weil unsre Uebereinstimmung in den meisten Meinungen mit dem Widerspruch zugleich das Vergnügen, das er gewährt, aufhebt. Man streichle die schwarze Katze gerade den Rücken hinunter: so wird ihr Fell nicht einen einzigen Funken von sich sprühen; aber wenn man das Streicheln vom Schwanze anfängt und die Hand den Haaren entgegenführt: so springen die Funken davon, die ich mit witzigen Einfällen vergleiche. Vielleicht endlich darum — um doch der „Vielleicht darum" ein Ende zu machen — weil ich mir das Verhältnis, worin ich sonst mit Ihnen stand, zu wenig aus dem Sinne schlagen kann, als daß ich einer weniger ernsthaften Laune den Zügel schießen zu lassen vermöchte. Sobald die Laune ihre Luftsprünge machen soll, müssen ihr vorher die Fesseln der Höflichkeit abgenommen worden sein, die eben so viel Ungelenksamkeit als Schmerzen verursachen. Die Laune gleicht den Vögeln, welche blos im Freien singen; und ungeachtet sie nicht wie der Quäker Krieg hasset: so hasset sie doch, wie er, Höflichkeit. Doch warum such' ich die Ursachen eines Fehlers auf, den vergeben zu müssen Sie so bald nicht Gelegenheit haben werden und den Sie mir vielleicht williger verzeihen als ich? — Da mir jetzt der Witz fehlet, den Dank für die zeither geliehenen Bücher einzukleiden:

so mag er nackt auftreten; wie ich denn überhaupt mein Herz so sehr zu enthüllen pflege wie den Busen, der es verhüllt. Zur Verhüllung beider kann mich blos die Kälte zwingen. Vielleicht muß der, welcher die natürliche Gestalt seines Herzens enthüllt, eben das mit der natürlichen Gestalt seines Kopfes thun. Von diesem letztern mag diese Seite (die dritte des Briefs) ein Zeuge sein, so wie es vom ersten die übrigen sind. Denn gegen manches Wetterkühlen meines Witzes in diesem und meinen andern Briefen möchte die Kritik viel einzuwenden haben; und es geschieht auf Unkosten des Geschmacks, daß ich in Briefen jeden Einfall, wie die Gelehrtenbuchhandlung jedes Buch, aufnehme."

XV. Rühmliches Ende des Kleider-Martyrthums.

Dieses Kleider-Martyrthum dauerte, wie gesagt, bis in den Oktober 1789, wo Paul sich metamorphosirte; und dieses große Ereigniß seinen Freunden ankündigte und zwar in folgendem

„Avertissement."

„Endes Unterschriebener steht nicht an, bekannt zu machen, daß da die abgeschnittenen Haare so viele Feinde haben, wie die rothen; und da die nämlichen Feinde zugleich es von der Person, worauf sie wachsen; da ferner so eine Tracht in keiner Rücksicht christlich ist, weil sonst Personen, die Christen sind, sie haben würden; und da besonders dem Endes Unterschriebenen seine Haare so viel geschadet wie dem Absalon die seinigen, wiewol aus umgekehrten Gründen; und da ihm unter der Hand berichtet worden, daß man

ihn ins Grab zu bringen suchte, weil da die Haare unter keiner Scheere wüchsen: so macht er bekannt, daß er freiwillig so lange nicht passen will. Es wird daher einem gnädigen hochedelgebornen rc. Publikum gemeldet, daß Endes Unterzeichneter gesonnen ist, am nächsten Sonntage in verschiedenen wichtigen Gassen (Hofs) mit einem kurzen falschen Zopfe zu erscheinen und mit diesem Zopfe gleichsam wie mit einem Magnete und Seile der Liebe und Zauberstabe sich in den Besitz der Liebe eines jeden, er heiße wie er wolle, gewaltsam zu setzen."

Dies meldete er, nach vollbrachter That, am 13ten Oktober dem Pfarrer Vogel:

„Ich habe mich, schrieb er, enthülset und meinen bisher brochirten Leib in Franzband eingebunden. Meinen Hals presset jetzt das Zilizium und der Ringkragen einer Binde und meine Haare laufen in ein suffixum oder einen accentus acutus aus, den man hier zu Land einen Zopf nennt. Ich merke aber sehr, daß andere Menschen, seit ich meinen alten Adam ausgezogen, gegen mich den neuen bessern angezogen; und ich freue mich, die Rathgebungen von Ihnen jetzt zu realisiren, die ich sonst widerlegt hatte."

„Seit der Uebersetzung meines Leibes aus dem Englischen ins Voigtländische, reis' ich noch freudiger nach Arzberg (wohin Vogel nun als Pfarrer versetzt war) unter Ihre Augen nicht blos, sondern unter noch zwei andere, die schöner sind als Ihre."

So ehrenvoll endigte Paul, man kann sagen, mit einiger spottenden Resignazion, muß aber bekennen, mit überaus rühmlicher Selbstbeherrschung diese Fehde und zugleich eine unangenehme Kleidungs- und Lebens-Episode.

XVI. Nachtrag zur Kostüms-Episode. Selbstbekenntnisse.

Als Paul sein Kostüm vertheidigte, voraussetzend, daß Vogels Misbilligung desselben den Antrieben seiner Bekannten zuzuschreiben sei, war er

mit Recht misvergnügt über das Bezeigen Eines derselben, dessen Bekanntschaft er früher begierig aufgesucht, weil er ihn noch mehr überschätzt hatte, als er ihn später gering achten mußte.

In der Vertheidigung seines Kostüms sagte er: „Auch schicke ich Ihnen zugleich eine gedruckte Vertheidigung des alchymistischen Buchs „Annulus Platonis", die Herr Dr. D. herausgegeben. Lesen Sie die letzte Seite dieser Piece; und vergleichen Sie sie mit der Note der 23sten Seite meiner Satyrischen Skizzen *). Ich sage kein Wort mehr darüber!"

---

*) Diese Note befindet sich in der zweiten Auflage von 1822 auf der 19ten Seite; ist aber unverständlich ohne folgende prophetische Worte des Textes:

„Ja noch mehr, man könnte meinen, künftige Kritiker werden die Geburten der jetzigen Köpfe zu Lehrern ihren Zeitverwandten destilliren, wie der Chemiker aus verfaultem Urin leuchtenden Phosphor schafft; und ihre Dinte wird die vermoderten Reliquien der Genieinsekten zum neuen Leben erwecken, wie aus einer mit Rindsblut bespritzten Krebsasche neue Krebse auferstehen."
Und nun die Note: „Mit dieser Auferweckungskraft ist der unschätzbare Verfasser des Annulus Platonis begabt, welcher Annulus 1781, schreibe Eintausend, siebenhundert und ein und achtzig herauskam, und in welchem Annulus der alchymistische Unsinn, wie der Papagei in dem Ringe seines Bauers sich wieget."

„Eine gewisse Piece — so schrieb Paul am 26sten Juli 1783 aus Hof an Oerthel — kam hier unter dem Titel: „Abhandlung über die von Herrn Theden bekannt gemachte Spießglastinktur von einem Schüler aus der Gesellschaft wahrer Naturforscher. Amsterdam 1783," heraus, in welcher die Alchymie und besonders der Annulus Platonis in Schutz genommen worden. Der letzte Absatz dieses Büchleins heißt: „Und nun ihr kleinen muthwilligen Spötter! ist der Annulus Platonis noch immer das Buch, welches nichts als alchymistischen Unsinn enthält, oder in welchem er sich wie der Papagei in seinem Ringe wiegt? Schlagt an euer Herz und bekennt es, daß euch Blindheit oder sonst eine unangenehme äußere Lage eures Lebens zwingt, so unbesonnen von ihm zu urtheilen. Seid künftig billiger und beurtheilt nicht Gegenstände, dazu das so nöthige Licht euch fehlt, solche in ihrem ganzen Umfange zu erkennen. Prüfet — aber mit Vernunft."

„Ich bin zu voll, um mehr darüber zu sagen. Nur muß ich Dir bekennen, daß die erste Empfindung beim Durchlesen dieser Stelle Vergnügen war."

Wir müssen hier bemerken, daß Paul beim

Anfang jeder Bekanntschaft den Werth des neuen Bekannten besonders dann überschätzte, wenn dieser in einiger Entfernung von ihm stand oder auch nur in Rücksicht äußerer oder innerer Verhältnisse höher als er selbst zu stehen schien und wenn noch dazu die Annäherung an denselben mit einiger Schwierigkeit verbunden war. Vom Unerreichbaren wußte er nichts; und nach dem, was so schien, trachtete er am meisten, um es nach dessen Erlangung gleichsam ganz in der Nähe näher zu betrachten, wodurch er dann freilich mehrmals genöthiget wurde, von dem Werthe, den er ihm in der Entfernung und aus der Ferne beigelegt hatte, Vieles abzuziehen und nach dem Maße, in welchem dieses nöthig war oder schien, dagegen kälter zu werden. Daher sind viele seiner trefflichen Briefe, zumal die an neue Bekannte, nicht eigentlich an diese, sondern an ein Ideal oder an die Idealgestalt gerichtet, die er ihnen gab vermöge der wohlwollenden Vorstellung, welche er sich — die krumme

moralische Schönheitslinie malerisch und dichterisch verfolgend — von ihnen machte.

Der Verfasser der alchymistischen Schrift hatte, wegen einiger körperlichen und geistigen und gesellschaftlichen Vorzüge, als Arzt in seiner Vaterstadt und in deren Umgegend einige Jahre lang ein ephemeres Glück gemacht; auch den großen geistigen Werth Pauls, der, als Jüngling, ihn, den Mann, aufsuchte und fast bewunderte, so lange anerkannt, bis die Grönländischen Prozesse im Allgemeinen die alchymistische Thorheit verspotteten, ohne nur zu wissen, daß sie in den Augen des Doktors Weisheit sei. Paul hatte ihm selber das erste Bändchen der Grönländischen Prozesse, das eben den fanatischen Adeptenzorn so sehr aufreizte — überreicht, und dabei mit Unbefangenheit und mit einer Art von zutraulicher Verehrung geschrieben:

„Sie nennen mich keinen hochgeehrten Herrn; darum nenne ich Sie meinen Freund und schreibe Ihnen in einem andern Ton als den der Höflichkeit, die

gleich der Schlange zwar geschmeidig, aber eben so kalt ist. Doch eh' ich weiter gehe, muß ich einen Argwohn heben, zu welchem Sie die Schreibart meiner Briefe vielleicht berechtigen könnte. Meine Schriftstellerei hat meine Gedanken, meine Sprache an Wendungen gewöhnt, deren Gezwungenheit mit Wärme des Herzens so sehr zu streiten scheint. Antithesen und Gleichnisse sind nun in mein Gehirn eingewurzelt, daß sie selbst meinen Träumen anhangen, die Sprache meines Herzens mit Gallizismen verunstalten."

„Wenn ich daher nicht so warm schreibe als ich fühle, wenn die Ergießungen des Herzens auf ihrem Weg durch den Kopf an Wärme verlieren: so wissen Sie die Ursache. Warum fehlt mir doch die simple Natursprache des einzigen, guten, treuen Rousseau, um Ihnen zu sagen, daß Sie mein Herz ganz haben, daß Ihre Antwort meine Hoffnung übertroffen, daß ich gewiß überzeugt bin, wie Sie. O! ihr neuen empfindsamen Gecken der Deutschen, die ihr mit den Mädchen weint, um mit ihnen zu buhlen, und mit dem Freunde, um in etlichen Minuten zu zanken, warum raubt ihr andern, deren Herz Empfindungen nicht nachäfft, aber fühlt, durch die Thorheit den

Muth, eine gemisbrauchte Sprache zu reden? Mein Freund, man hat der erkünstelten Thränen so viele vergossen, daß man sich der wahren schämt und die Empfindsamkeit scheint in Gefühllosigkeit überzugehen und auszuarten."

„Aus diesem werden Sie den Antheil errathen, den ich an Ihrem Schmerz über die Undankbarkeit Ihres Vaterlandes nehme. Dieses Land verdient, daß Sie es verlassen; und Sie verdienen, daß Sie ein zehnmal besseres finden; ein Land, wo Sie der Priester nicht verfolgt und der Kollege nicht beneidet; wo Ihren Kopf ein Gönner belohnt und Ihr Herz ein Freund liebt, der Ihrer Freundin gleicht. Ich bin von der Wahrheit Ihrer Gründe für die Absagung sehr überzeugt *)."

„Uebrigens halt' ich von der Liebe zum Vaterlande nicht viel. Die Theologen behaupten die Gleichgültigkeit des Begräbnisortes durch das Sprüchlein: „die Erde ist des Herrn;" ich thue dasselbe bei dem Geburtort. Warum soll denn das Stückchen Welt, über

---

*) Nachdem der kurze Glücksschimmer verschwunden war, entschloß sich der Arzt und Adept, sein Vaterland zu verlassen und auf einer abenteuerlichen Fahrt nach Rußland neues Glück aufzusuchen.

das mich meine Mutter neun Monate als Embryon herumgetragen, mehr Liebe verdienen, als der Fleck, den ich vielleicht viele Jahre mit gewichsten Stiefeln betreten? Warum soll mir die Kindheit meinen Aufenthalt mehr veredeln als das männliche Alter? Soll die Vaterlandsliebe unsern Freunden und Anverwandten gewidmet sein: so ist jedes Land ein Vaterland; denn überall findet man Freunde, oft mehrere und bessere als man verläßt — auch würde daraus folgen, daß meine Vaterlandsliebe mit meinen Anverwandten auswandern und sterben müßte. Sie ist eine Sonne, deren Strahlen der unwissende Barbar anbetet und der Professor der Optik zerspaltet. — Ich werde nie ein Opfer und Bewohner des meinen werden; vorzüglich da ich weder Theologie studire, noch zu einem Amte fähig bin; sollten aber in der weiten Welt meiner satyrischen Geißel Rücken fehlen: so werd' ich mit Extrapost in mein geliebtes Vaterland hineilen. — Klopstock mag allenfalls die Vaterlandsliebe besingen und ein Schweizer sie hegen. Auch ist es eine bekannte Bemerkung, daß die Liebe eines Landes sich wenig mit freier Aufklärung vertrage."

Ungeachtet Paul von diesem noch vor kurzem so hochgeachteten Auswanderer sehr verletzt und dabei nichts weniger als unempfindlich blieb:

so beurtheilte er ihn doch bald darauf milder, als sein Oerthel. „Du beurtheilst ihn, schrieb er am 5. August, schärfer als ich. Denn erstlich schrieb er diese Stelle — (dies war ein ungegründeter Milderungsgrund) — vorher, eh' er mir den ersten Brief geschrieben hatte. Auch behandelte er mich nach dem unermeßlichen Werth, den der Annulus in seinen Augen hat, und nach meinem freien Urtheil darüber, immer noch glimpflich. Indessen schrieb ich ihm nicht als bei Ueberschickung meines zweiten Theils (der Skizzen), ohne ihm die Ursache des Stillschweigens zu verhehlen. Vergiß ferner nicht, daß der Alchymist sich für den edelsten der Menschenkinder ansieht, so wie das Gold, das er schaffen will, das edelste der Metalle ist. Mir scheint eigentlich der Vorzug der Alchymie darin zu liegen, daß sie die besten Köpfe zu verschlechtern weiß, so wie der Alchymisten Tigel das Gold, statt zu machen, degradirt."

Indessen mußte er doch sein mildes Urtheil zuletzt ganz aufgeben und am 21. Januar 1785 an Oerthel schreiben: „von dem Doktor hab' ich Schilderungen gehöret, die ihn zum schlechtesten Menschen machen. Wer wird im kalten Rußland die erstarrte Schlange in seinen Busen wieder nehmen und

sie erwärmen, damit sie ihn steche? — Die Materialien zu seinem Buche von Spießglastinktur hat ihm ein Höfer Apotheker vorgestreckt. — Stelle Dir vor: der Doktor wollte einmal ein Buch drucken lassen, das lauter medizinische Erfahrungen enthielt, die er alle selbst ersonnen hatte und von denen keine wirklich war. Er las das Buch seinen Freunden vor; und doch ist dies noch kein schwarzer Fleck zu seinem Charakter, sondern blos eine einzige krumme Linie im Umrisse desselben."

XVII. Witzspiele. Freundschaftproben.

Aufmerksame und wohlwollende Leser werden geneigt sein, unser Bestreben zu bemerken und mit Nachsicht zu beurtheilen, durch eine unumgänglich nothwendige Zusammenstellung von Jean Pauls wörtlichen Aeußerungen, theils die Denk- und Empfindungsweise, die seinen einzelnen Le-

bensperioden eigen war, theils und besonders den Gang seiner Geistesentwickelung und seiner zur Vollendung emporstrebenden Bildung anschaulich zu machen, ohne bei diesem durch Auswahl und Zusammenstellung mühsamen und verdienstlichen Unternehmen den Vorwurf des Mislingens und besonders den der Kürze oder den der Länge zu vermeiden. Letztere ist vorzüglich bei Abschnitten zu befürchten, welche (wie der vorige) zu kleinlich scheinende Begebenheiten enthalten; die, jedoch zur Grundlage von überaus merkwürdigen charakteristischen Aeußerungen dienen.

Was wir bisher aus Pauls Handschriften, Briefen u. s. w. mitgetheilt haben, sollte die philosophische Richtung und Klarheit seines Geistes in seinen Jünglingsjahren, die Selbstbeschauung seines eigenen Wesens und die Lebens-, Welt-, Menschen- und sittlichen Ansichten, d. i. blos ihr augenblickliches Dasein in dieser Lebensperiode darstellen, ohne Rücksicht auf ihre Vergänglichkeit oder auf ihr Fortbestehen; obwol er

manche derselben Zeitlebens beibehalten hat. Es sollte ferner auf die einfache und einfältige Klarheit aufmerksam machen, womit er, meistentheils ohne sinnbildliche und witzige Entkleidung, seine Gedanken sich selber schriftlich aufbewahrte, und wie ihm — dies ist seine eigene Aeußerung — „die Wahrheit mehr als ihr Putz, der Gedanke mehr als sein Bild gefiel."

Wie er selbst sagte und wie wir oben angeführt haben, gelangte er von der Philosophie zur Dichtung; aber zur letztern abermals nicht unmittelbar, sondern durch einen Umweg von einer einzelnen Dichtungsart (von der der Satyre) zur allgemeinsten, welches die der Roman-Dichtung ist. Bevor dies geschah, schien er der Satyre sich ausschließend widmen zu wollen, und hätte es vielleicht oder höchst wahrscheinlich gethan, wenn die Satyren, welche er unmittelbar nach dem Erscheinen des zweiten Bändchens von den Grönländischen Prozessen schnell hinter einander ausarbeitete, eben so geschwind Verleger

gefunden und diese ihn in den Stand gesetzt hätten, den Stoff, den er zu einer überaus großen Anzahl von Satyren gesammelt hatte und täglich zu sammeln fortfuhr, zu verarbeiten und in den Druck zu geben *).

Er las deswegen — worüber wir seine eigenen Worte angeführt haben — die witzigsten Schriften und verfolgte mit großem Eifer ein zum Theil gesuchtes Witzspiel, das seinen Werken, zumal seinen früheren nicht überall zum Vortheil gereicht; denn bei den späteren wendete er es fort und fort mit immer größerer Mäßigung an. Aber auch in seinen frühern wird es entschuldiget, ja sogar angenehm, in sofern es meistentheils zu einer humoristischen Offenbarung seiner innersten Persönlichkeit dient, wobei seine klare Besonnenheit auf Augenblicke überflügelt, oder überwältiget wurde durch den Drang, sich witzig zu enthüllen und zu offenbaren.

*) In dem Register von Jean Pauls Heften, sind 23 Ironien- und Satyren-Bücher angeführt.

Paul hatte nach dem Erscheinen von dem ersten Bändchen der Grönländischen Prozesse (wie wir oben angeführt haben) geäußert, daß sein Buch mit Antithesen und Gleichnissen überladen sei und daß er den Ueberfluß der letztern wirklich für einen Fehler halte *); er hatte dessen Entstehen erklärt, um dessen Dasein zu entschuldigen oder zu rechtfertigen — denn Erklären muß öfters die Stelle der Rechtfertigung vertreten; — und dennoch der Manier wegen, womit er es that, zu sich selber bestrafend gesagt: „ich kann meine Fehler nicht einmal so lange ablegen als ich sie tadle."

Schon dadurch bewies er, wie sich bei ihm eine zeitliche Misbilligung der Bilderverschwendung mit einer fortwährenden Vorliebe für dieselbe vertrug. Dies war auch die Zeit, wo ihm, wie er ebenfalls sagte: „die Wahrheit weniger als ihr Putz, der Gedanke weniger als sein Bild gefiel."

*) Dies wiederholte er in einem weiter unten folgenden Brief an Vogel.

Noch mehr als in den Grönländischen Prozessen gibt sich dies in dem Briefwechsel kund, welchen er während seiner Ferienreisen mit Oerthel führte. Diese Korrespondenz sollte, wenn wir so sagen dürfen, eine reine, um ihrer selbst willen vorhanden, eine Konversazion ohne Beziehung auf gegenseitige Verhältnisse und daher ein ununterbrochenes, mithin wol auch zuweilen ein gesuchtes Witzspiel sein; und dies war und blieb sie auch, so lange sie nicht (im Gegensatz der reinen) gleichsam zu einer angewandten ward, d. i. zu einer, die sich auf Ereignisse, auf persönliche Umstände bezog und die eine unbefangene, um die Einkleidung — die eben dadurch trefflich gelang — unbesorgte Herzensergießung unter vier Augen war.

Um seine unersättliche Witzbegierde zu befriedigen, schrieb er Briefe als wären es Bücher; und die Bücher schrieb er in der Manier der Briefe, und beide brachte er übrigens mit einander in so nahe Verwandtschaft, daß er von

1781 an, fort und fort Korrespondenzbücher führte, worin er bald wörtlich die abgesendeten Briefe einschrieb, bald nur den Inhalt, oder einzelne Einfälle, Gedanken, Sentenzen und Witzspiele aufbewahrte, sowol zu seiner künftigen Erinnerung, als um davon beim Bücherschreiben Gebrauch zu machen. Er war so gedankensparsam und gedankenaufspeichernd als gedankenreich; weswegen er eben Einfälle, womit er jemand brieflich oder gesprächweise erfreuet hatte, sich zum künftigen öffentlichen Gebrauch aufbewahrte, um das, was anfangs nur vor vier Augen gekommen war, tausenden vorzulegen.

Wir wollen zur Darstellung des gelungenen, obwol hier und da gesuchten, Witzspiels einen Theil des Briefwechsels, den er mit Oerthel führte, einschalten und Mehreres davon im Anhang mittheilen. Und diese Einschaltung soll zugleich das enthalten, was wir in der Ueberschrift dieses Kapitels: „Freundschaftproben" genannt haben.

An Oerthel in Leipzig.

Hof, den 17. Juni 1783.

„Da mir nicht gleich ein Anfang zu diesem Brief einfällt: so will ich von den Anfängen der Briefe überhaupt reden. Lessing sagt: „man spricht am meisten von der Tugend, wenn man sie nicht hat;“ ich rede vom Anfange, weil ich keinen habe. „Ihr lüget so lange, bis ihr wahr redet“ sagte ein Anderer; ich habe hingegen im vorigen Perioden wahr geredet, bis ich gelogen habe; und nun fehlet der goldenen Krone dieses Briefs der Kopf nicht mehr und der Titel kam nur, wie bei vornehmen Männern, etwas früher als der obige Kopf „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; aber Gott versteht mich,“ setzte Sancho hinzu und vielleicht auch Du mich. — Ich wollte eben sagen, daß das Ende eines Briefs leichter geboren wird als der Anfang desselben, und nichts ist leichter als den „gehorsamen Diener und Freund“ an eine Pointe anzuspießen.“

„Freiheit in Denken zeugt nicht nur gute Bücher, sondern auch gute Briefe; man redet aber am Ende des Briefs freier, ergo auch besser; je mehr Mühe ein Einfall kostet, desto weniger ist er sie werth, und nur das, was die Oberfläche der Milch sogleich anbietet, ist Höfer Ram oder Leipziger Sane;

eben so gebären die Weiber die todten Kinder mit mehr Schmerzen als die lebendigen *). Von einer an der Geburt eines Leichnams gestorbenen Frau könnte man sagen: „sie gebar ihren Tod.“

„Eben darum schreib' ich niemand lieber Briefe als Dir; dies weiß ich erst, seitdem ich Dich verlassen. Ich kümmere mich wenig um das Deutsche; und nehme jeden Einfall mit gastfreundlichem Gesichte auf. Beim Bücherschreiben veranlassen die Menge der Einfälle nur die Beleidigung des heiligen Gastfreundschaftsrechts und Rousseau sagt mit Recht, aber freilich in einem andern Sinne, c'est l'affluence des hôtes qui détruit l'hospitalité.“ —

„Sachen, sagt Garve, die nicht für das Publikum bestimmt werden, gerathen am besten.“ Die Briefe Voltaire's gefallen mir mehr als seine Bücher**); eben so nimmt man zu einem Brief feines Postpapier, aber zu einem Buche nur schlechtes Konzeptpapier. Allein

*) Daher spinnt ein Dummer sein Buch mit mehr Schweiß als ein Genie das seinige, und Voltaire tödtet die Kinder der Frerons mit weniger Anstrengung des Arms als der Vater sie gebar. Mit welcher wiederholten Erschöpfung der Lunge yanet der Esel die Verletzung kurzer Ohren heraus, statt daß die Lerche ihr Gedicht in Einem Athem wegwirbelt.

**) So Sevignés, auch Gellerts Briefe; sie sind an wirkliche Personen geschrieben.

ein Buch und dieser Brief gleichen einander an Werth und daher auch an Papier — in Hof gibt's kein besseres."

„Dein Brief, den ich eben jetzt vor mich lege, stimmt mich in einen andern Ton und führt mich auf eine andere Ursache, warum ich Dir gern schreibe. Die angegebene betraf meinen Kopf; die zweite, die ich angeben will, betrifft mein Herz, dessen Rechten weder meine Philosophie noch meine Satyre einen Eintrag thun soll. Lieber mag das Herz dem Kopfe widersprechen als ihm unterliegen; aber der Widerspruch ist im Grunde nur scheinbar, wie zwischen Helvezius Grundsätzen und Leben; aber die Niederlage wäre es nicht, wie bei Voltaire und andern. Was ich sagen wollte war, daß sich Empfindungen leichter schreiben als sagen lassen. Die Verschönerung noch ungerechnet, welche dem Gegenstande derselben von der Einbildung verliehen wird, und wodurch er abwesend noch mehr gefällt als gegenwärtig — dies letzte ist in einem solchen Maße wahr, daß oft das geringste Wort und eine gleichgültige Miene des Originals die Kopie beleidigt, die die liebreiche Phantasie von ihm vorher entworfen hatte — dies noch ungerechnet, sag' ich, ist schon folgendes genug. Ich unterdrücke die Aufwallung des Zorns weit seltner als der Liebe und

man spielt da den Falschen, wo man es am wenigsten ist und verbirgt nur das nicht, was man verbergen sollte. Der Ehrgeiz — diese Wurzel der Uebel, an der der Geiz nur einen Zweig ausmacht — verursacht beides. Der größte Schade der Empfindelei ist — wo nicht die Verdrängung — wenigstens die Verbergung der Empfindsamkeit, und das Gefühl schämt sich jetzt der Thränen die die Verschwendung entheiligte. — Es giebt zwei verschiedene Zeitpunkte in der Freundschaft; einen, wo man die Empfindung sagen kann, da vergütet der Brief die Abwesenheit, und einen andern, wo man sie verschweigen muß, o dann verursacht schon der Körper eine zu große Entfernung — diesen unsatyrischen Ton schlug in mir nicht nur Dein Brief, sondern auch meine gestrige Reise zu Deinen lieben Eltern an. Ich habe tausendmal mehr Vergnügen bei ihnen gefunden, als in einer gewissen Gesellschaft stolzer Neulinge. Ich wollte noch viel mehr sagen; aber ich fürchte, daß Dir diese Stelle meines Briefs vielleicht lächerlicher scheinen könnte, als die andern, die es sein sollen. Nicht daß ich Dir dadurch weniger Gefühl zutraute! Sondern nur der Schein, mir selbst zu widersprechen, könnte Deine Ernsthaftigkeit außer Fassung kitzeln. Welche Widersprüche werden mir Deine Augen nicht leihen! Aber Du sagst

mir nichts, Du verschweigst meine Fehler, wie ich meine Empfindungen." —

„Gleich!" ich meine den, der mich schon zweimal zum Essen gerufen; nun zerschneidet das Eßmesser meine ganze jetzige Ideenkette; und die Lebensgeister steigen aus dem edlern Eingeweide in ein niedrigeres Stockwerk hernieder und die Empfindung wählet statt des Herzens den Gaumen. — Schönes Wetter erzeugt selten einen schönen Brief. Die Hitze reizt zur Bildung leiblicher aber nicht geistiger Kinder, und am warmen Mittage scheint Apollo die Strahlen, die er für die Gasse verschwendet, dem Kopfe zu entziehen. . . Da ich noch überdies gegessen habe: so bin ich so dumm und träge, wie das Thier, das sonst nur schlechte Disteln frißt. Diese Trägheit erinnert mich an eine gewisse Stelle Deines Briefs über die mir eine Bemerkung erlaubt sei." „Der Ideengang eines Hypochondristen nach dem Essen ist so unordentlich wie die Bewegung seiner Säfte." So heißt die Stelle. Wo fehlet derselben Witz? nicht am Gedanken, sondern am Ausdruck, dem man erst die Wörter abschneiden muß, die die Vergleichung zwischen den zwei unähnlichen Ideen erschweren. Aendere ihn kurz so um: „die Verdauung verwirrt meine Gedanken und meine Säfte." Der Gedanke ist derselbe, allein

die Kürze des Ausdrucks macht die Aehnlichkeit der unähnlichen auffallender, statt daß sie der Deinige versteckt. Von den „Ideen" brauchst Du das Wort Gang; von den Säften das Wort Bewegung; nimmt man aber zu beiden dasselbe Wort: so leuchtet jedem die Aehnlichkeit ein. Daher schrieben alle diejenigen witzig, die kurz schrieben, Tacitus u. s. w. Niemand bestätigt besser diese Bemerkung als Wernike. Daher rechnet man Kürze zum ersten Erforderniß des Epigramms. Salz bleibt auch im Wasser Salz, allein niemand sieht, daß es Salz ist — ein Chemiker ausgenommen."

„Die Annäherung des Posttags entreißt mich dem Strome von unzusammenhangenden Gedanken, dem ich schon einen halben Bogen durch, ohne kritisches Ruder gefolgt: aber mit eben dem Vergnügen, womit der gen Himmel sehende Rousseau sich vom anarchischen Bote tragen ließ."

„Schreib mir Neuigkeiten, für die aber Deine Neugierde von mir sehr wenig Prozente ziehen möchte. Unserm Briefwechsel würde auch eine philosophische Balgerei nicht übel kleiden. Alle Deine Einfälle, die Du neulich schon ausgebrütet hast und die nunmehr schon Federn haben müssen, schicke mir ja mit der nächsten Post. Wüßtest Du, wie viel Vergnügen mir

Deine Briefe auch in dieser Rücksicht machen, Du würdest mir es seltener versagen! Ich habe schon so viel Vergnügen, wenn ich Dir schreibe; wie viel mehr wenn ich Dich lese."

„Bemerkung: die leichteste Art, einen Brief zu beantworten, ist ihn gleich nach dem Lesen zu beantworten. Folge dieser Bemerkung; Du wirst so viel Nutzen daraus ziehen als ich daraus ziehen werde."

Am 26sten Juni 1783.

„Du hast mir noch nicht geantwortet und ich antwortete Dir doch sogleich! Entschuldigt die Länge Deines künftigen Briefs nicht Deine Verzögerung: so wird mir das Lesen desselben von der Befürchtung verbittert werden, daß Du künftighin, wenn der Raum, wenn die Zeit, wenn unsre eignen Veränderungen uns trennen werden, den aus dem Gedächtnis und endlich aus dem Herzen verlieren könntest, der Dich nie vergessen und immer lieben wird. Dann werd' ich mich in trüben Stunden nicht blos, wie jetzt, in das goldene Alter des Menschen, in die Kindheit, die mir mit der Vergangenheit die Gegenwart und oft die Zukunft ersetzen muß, zurück phantasiren; sondern sogar in die kaum verflossenen Jugendjahre hinträumen, um in dem täuschenden Traum nochmals die

Freuden mit dem Freunde zu wiederholen, der sie gab und der mit ihnen beim Aufwachen verschwindet."

Den 4ten Juli 1783.

„Ueber Deine eigene Anklage in Rücksicht des Stolzes muß ich was sagen: Erstlich geh' zum Doktor und lasse Dir eine Purganz gegen übertriebene Demuth verschreiben. Blos dein Unterleib macht alle diese Pasquille auf Deinen Kopf. Im Ernste: Deine übertriebene Geringschätzung Deiner selbst ist eine der gewöhnlichen Folgen der Hypochondrie; der Hypochondrist sieht alle Gegenstände in Halbtrauer und sich in ganzer. So hast Du z. B. der übermäßigen Reizbarkeit der kränklichen Nerven die große Bewunderung anzurechnen, womit Dich der Genuß geistiger Schönheiten erfüllet: denn ich wollte fast wetten, daß Dir in diesen Wochen dieselben Dichterschönheiten zu verschiedenen Zeiten unter entgegengesetzten oder wenigstens unähnlichen Seiten erscheinen werden. Die Empfindung geistiger Unvollkommenheit erreicht bei Dir ihren so großen Grad nur durch die heimlich sich eindrängende Empfindung der körperlichen Unvollkommenheit. — Doch die Seele, der Adam, hat auch etwas Schuld an dem Genuß des Apfels, den ihm die Eva gegeben. Stolz bist Du nicht: denn sonst

würdest Du mit dem eigenen Werth zufrieden sein und fremden übersehen; aber ehrgeizig in einem solchen Grade, daß Dir das, was Du bist, im Vergleich mit dem, was Du sein möchtest, unendlich klein vorkommt. Die Demuth rührt also vom Ehrgeize her. Dieser letztere verursacht ferner, daß Du Dich um die Achtung anderer so viel bekümmerst und denselben durch die Nahrung, die ihm andere geben, für Deine schadlos zu halten suchst, die Du selbst ihm (wegen deiner Kränklichkeit und wegen seiner eigenen Größe) nicht gibst. Die fernere Folge von diesem allen ist Neid. Aller Unwillen über den Mangel von Vollkommenheit, die man an andern bemerkt, ist von der Einrichtung der menschlichen Natur, die, wie Kinder im Gängelband, immer schon lange das Bein zu einem künftigen Schritt aufhebet, völlig unzertrennbar; und dieser Neid, der fremde Vollkommenheiten nicht zu vertilgen, sondern nur zu erreichen sucht, ist ohne Tadel und eine Wirkung des Ehrgeizes. Allein der fehlerhafte Neid, der weniger Nachahmer als Zerstörer fremder Vorzüge ist, und dem weniger an der Vollkommenheit als am Lobe derselben gelegen ist, entspringt aus der Eitelkeit, die um nichts als fremde Achtung buhlt und die die Verewigung dieser durch Hinwegnahme der Ursache, nämlich der Vollkommen-

heit, zu verhüthen sucht. Der Eitle sucht durch Verschlechtigung seines Nebenbuhlers diesen zum Bewundernden zu erniedrigen und sich zum Bewunderten zu erheben. Ein solcher Eitler sucht die Vollkommenheit solcher, die ihn nie loben können, nicht zu verkleinern und er wird den Todten und dem Ausländer, aber nicht denen, die ihn kennen, ihren Werth gönnen. — Gott bewahre mich, mit diesem letztern nur von ferne auf Dich gezielt zu haben; Dein Ehrgeiz macht Dich nur der bessern Nacheiferung fähig. Wenn ich vorher werde gesagt haben, daß die Einsamkeit nur stolz und die Gesellschaft nur eitel mache: so will ich sagen, zu was soll aber dieses Geschwätz? Einen Theil desselben hab' ich von mir abstrahirt — (das Wort abstrahiren, abziehen, erinnert mich an die Schlangen, die ihren Balg abstreifen, aber dafür, gleich den Menschen, einen neuen treiben) und ich danke Gott, daß der Stolz dem Ehrgeiz wenigstens das Halbgewicht halten kann. Doch kann ich mich gegen den Neid noch überdies durch den Gedanken verwahren, wie wenig der Ruhm und der Gegenstand desselben, der Lorbeer um den Kopf den Neid verdienen. Was ist z. B. der Witz? Ein elendes Ding."

Am 19ten Juli.

„Deine Lustigkeit erfreuet meinen Kopf und mein Herz; überhaupt verwechsele nicht Selbkenntnis mit Selbpeinigung; und wenn Du Dich selbst zu sehen meinst: so erinnere Dich an die Leute, die auch sich selbst (in einem untropischen Verstande) zu sehen meinen; allein die Schreckgestalt ist nicht sie selbst, sondern ein Gespenst.“

„Ich war Dir schon einen Brief schuldig; und gestern bekam ich durch die Post von Dir den andern geliehen, so wie auch das Gold. Apollo hätte mir auch nicht mehr auf einmal geben können, der, nach Pope's Ausdruck, Witz und Gold reifet. Beiläufig das Zeichen des Phöbus (☉) ist in der Chemie auch das Zeichen des Goldes; und wirklich sollte Witz und Gold immer, wie Körper und Schatten, unzertrennbar sein; da zumal auf das Gold der Fürsten blos der Kopf geprägt wird. „Aber sonst grub man ja in die Münzen das Bild der Dummheit, einen Ochsen!“ Leider! und auch jetzt! doch hat man schon den Rumpf weggelassen.“

Am 5ten August.

„Aus den Fortschritten auf einer Bahn, wo Du jetzt nur spazieren gehst, schließ' ich auf den, welchen

Du in ihr machen würdest, wenn Du darin als Wettläufer aufträtest. Lieber Gott, wie unendlich klein wären meine Anlagen ohne die Verbesserungen des Fleißes! Sobald Du von der blinden Gerechtigkeit den Kläger und den Beklagten auf ihrer Rathswaage zu wägen gelernt und sobald die Fastenzeit der Seele (durch die Erlernung der Jurisprudenz) zu Ende gekommen, feiere das Osterfest wie die ersten Christen, die an demselben allen Rechtssachen den Abschied gaben, oder wie die griechischen Christen, die am Sonnabend vorher in der Kirche alle alten Lichter auslöschen und eine neue Wachskerze, die cerea paschalis anzünden. Wenigstens wollt' ich, daß Du dann den Statuen der Thebanischen Richter ähnlich würdest, die ohne Hände waren; ich meine, daß Deiner Jurisprudenz höchstens noch Dein Kopf, aber nicht Deine Hände dienten. Vielmehr könnte die Jurisprudenz Deinem Witze dienen. Und warum dies alles? Weil Du zu Hause, so bald Du in dem Besitz aller Deiner Wünsche, Deiner Güter, Deiner nothwendigsten Kenntnisse bist, ein neues und schwerer zu erreichendes Ziel Dir stecken mußt, um dem unerträglichen Zustand auszuweichen, in den uns die gänzliche Befriedigung aller Wünsche stürzt. Nicht das Ziel, sondern die Bahn macht uns glücklich;

auf dieser begleitet uns Hoffnung, aber an jenem erwartet uns Müdigkeit und Ekel; daher prallen wir immer, gleich den Kugeln auf der Kegelbahn, vom erreichten Ziele zu einer neuen Laufbahn zurück und pränumeriren auf neues Glück durch Ekel am alten. Hierin bist Du obendrein glücklicher als ich; Du kannst an einem einzigen Bändchen viele Jahre lang arbeiten, jedem Fehler Ratzenpulver streuen und die Schönheit, in allen Künsten zu gefallen, unterrichten. Die Menschen, sagt Baco, leben am längsten, die am langsamsten gewachsen; die Aloe schießt nicht, wie die Schwämme, nach einem Regen auf, allein ihre Blüte, die vierzig Jahre im Kloster (d. i. in der Knospe) lebt, bricht dann mit Regenbogenpracht hervor. Wollte Gott! ich dürfte nicht vom Leben meiner Kinder leben und nicht das ihrige verkürzen, um das meinige zu verlängern *)."

Den 5ten August.

„Da ich vom Golde rede, will ich auch noch vom

*) Dies verhinderte sein Schicksal oder die Ungunst desselben, welche ihm nach dem Erscheinen der Grönländischen Prozesse, wie wir in der Folge sehen werden, keinen Verleger zu seinem Satyrenvorrath finden ließ.

Silber reden, das Du mir im letzten Brief geschickt. Nur frankirt hätte er nicht sein sollen: denn dies heißt einem Kapital und Zinsen auf einmal leihen. Ich danke Dir, daß Du das errathen, was ich Dir nicht sagen mochte, da meine Schuld schon auf 12 Thlr. und etliche Groschen gestiegen war, ehe sie noch um zwei Konvenzionsthaler vergrößert wurde."

„Die letzte Seite Deines Briefs war für mich rührend und wär' es noch mehr gewesen, wenn Du nicht durch die nassen Augen, die alles vergrößern, auch mich vergrößert erblickt hättest. Wie gut ist Dein Anerbieten, das Du mir schon einmal mündlich gemacht! Es verdient einen Dank ohne die Schamröthe der gefühlten Verbindlichkeit! Aber werd' ich jemals bei Dir immer leben können? In dem Falle nicht, wenn ich unglücklich bin; dann würd' ich Dich oft sehen, aber nicht bei Dir leben. Wenn mein Misgeschick, das mir vielleicht jetzt unsichtbar ist, weil es unter meinen Füßen an der verderbenden Mine gräbt, meine ohnehin kleine Begierde, gegen dasselbe zu kämpfen, ermüdet; wenn alle Anstrengung meiner geistigen Kräfte mir die einzigen Vergnügungen unmöglich machte, die das Glück selbst nicht hat; wenn ich arm, dumm, trostlos und verzweiflend wäre — dann sollte ich zu Dir kommen und Dich für Deine Wohlthaten

mit dem schlechten Ueberrest eines Elenden belohnen? Nein! dann würde ich keinen andern Freund suchen als den Tod; und wenn dieser kalt umarmende Freund mich glücklich gemacht hätte: so würde er mir auch den Freund zuführen, mit dem ich in der Jugend glücklich war, mit dem ich es in der ewigen Jugend sein werde. — Was ich thue, wenn ich in dieser Welt glücklich bin, errathe Du; denn ich mag es nicht sagen, um meine schwermüthige Laune nicht zu unterbrechen, der ich auf dem abendlichen Spaziergang, den ich jetzt mache, weiter nachhängen will."

XVIII. Zweiter Liebes-Blitz. Vorübung in der Liebes-Briefstellerei.

Fand Paul in Hof, als er dahin nach dem Erscheinen von dem ersten Bändchen der Grönländischen Prozesse reisete, nicht die zuversichtlich gehoffte und verdiente allgemeinere Anerkennung seines und des Werths seines Buchs: so gewährte sein Schick-

sal einige Entschädigung durch ein erfreuliches Liebesabenteuer, wobei er der Geliebten etwas mehr darreichte, als in Jodiz zur Hofthüre hinaus Zuckermandeln und Rosinen und etwas Besseres überschickte als Rußzeichnungen einiger Könige *), nämlich ganze Bände seiner Auszüge aus den neuesten Schriften und noch dazu Briefe, die mit gemäßigtem Feuer geschrieben waren und die Abnahme und das Erlöschen einer kühlen Liebe darstellen und nur nebenbei in das — bei deren Beginn etwas auflodernde und flackernde Flämmlein blicken lassen.

Am 22sten August schrieb Paul an Sophie (so hieß die Geliebte):

„Der, welchen Sie um 10 Meilen entfernt glauben, wird von Ihnen immer noch nur durch vier Stunden getrennt und der Brief, den Sie jetzt lesen, kommt nicht von Leipzig, sondern von Hof. Meinen festen Entschluß, am vergangenen Montag abzureisen,

*) S. Wahrheit rc. Heftlein 1, N. 70 und 94, p. 37 und 118.

vereitelte ein Hindernis, das ich Ihnen jetzt erzählen werde, um mich bei Ihnen zu entschuldigen, daß ich mein Versprechen, bald abzureisen, erst auf den nächsten Montag erfülle. Ich hatte nämlich alles mein Geld, das ich von Leipzig mitgebracht, meiner Mutter geliehen; allein sie konnte mir es zur Zeit, wo ich's brauchte, nicht wiedergeben, und kann es jetzt erst, da ihr ein guter Freund damit ausgeholfen. Aber bald werd' ich die Gegenden auf lange verlassen, die mir nichts schönes anbieten, außer der Person, die sie auch verlassen will; bald werd' ich weiter von Ihnen sein, um früher Ihnen nahe zu sein. Aber ich möchte Sie eher sehen, und in Hof noch einmal glücklich sein, ehe ich es in Leipzig werde. Vielleicht daß Sie mir das Glück, Sie zu sehen, noch einmal gewähren. Ihrem Verstand traue ich viel zu; Ihrer Liebe alles. Zu einem Mittel, meine Bitte zu erfüllen, ließe sich vielleicht folgender Zufall (den er beschreibt) anwenden."

„Bleibt mein Wunsch ungewährt: so nehme ich in diesem Brief zwar nicht noch einmal Abschied, denn Schmerzen lehren mich, daß ich ihn schon einmal genommen — aber ich küsse Sie noch einmal im Bilde, bitte um Ihre Briefe und reise mit der Hoffnung eines verbesserten Schicksals nach dem Orte hin, dessen Reizen keine fehlen als die Ihrigen. Beruhigen Sie

Ihren Schmerz über die Trennung durch den Gedanken, daß Ihre Liebe glücklich macht."

Diese Zusammenkunft fand statt und Paul schrieb Sophien noch am Tage vorher:

„Heute schreib' ich Ihnen nicht viel; morgen sag' ich Ihnen dafür mehr. Danken aber mag ich Ihnen eher als ich das Glück genieße, wofür ich Ihnen danke. Aber hätte ich vorher gesehen, daß Ihnen die Erfüllung meines Wunsches, Sie noch einmal zu umarmen, die Uebernahme einer Beschwerlichkeit, wie die morgendliche ist, kosten würde: so hätt' ich mein Vergnügen eben so gern Ihrer Bequemlichkeit aufgeopfert, als Sie die letztere jenem aufopfern. Vielleicht beleidige ich Sie durch diese Versicherung und den Dank für kleine Aufopferungen könnten Sie für einen Zweifel an größern aufnehmen. Allein in der Liebe ist Ihr Loos, Gütigkeiten zu erweisen; und meines, dafür zu danken; Sie äußern die Ihrige durch Geben, ich die meinige nur durch Annehmen und alle ihre Reize bezahle ich mit nichts als — meinem Herzen. Leben Sie wohl, nicht nur so lange bis Sie mich glücklich machen, sondern auch bis Sie es selber sind. Unendlich wärmer als jetzt werd' ich Sie morgen versichern, daß ich bin Ihr ꝛc. ꝛc."

„N. S. Nur die Liebe sollte in Briefen das Recht haben, Postscripte zu machen: denn nur sie kann niemals ihre Materie erschöpfen. Wenn die Geliebten sich sehen: so spricht alles an ihnen; was die Zunge nicht sagt, sagt das Auge, und die küssenden Lippen vollenden das, wozu die Augen und die Zunge stumm waren — demungeachtet sprechen sie für einander noch zu wenig; wie viel weniger können sie sich satt sprechen, wenn sie schreiben, wo sie mit nichts als den Federn sprechen können! . . . Der Bote eilt; ich muß schließen. Die Gegenwart eines Andern unterbricht bei mir alle Empfindung. Morgen wird sie niemand unterbrechen.

Hierauf scheint sie sich selber unterbrochen und Ziel und Maaß gesetzt zu haben; denn Paul schrieb erst am 14ten September:

„Sehr schwer müßten Sie zu erzürnen sein, wenn Sie es über mein Stillschweigen nicht wären. „Zögert er schon mit dem ersten Brief so lange, werden Sie zeither gedacht haben, wie saumselig wird er erst mit den folgenden sein.“ Dies letzte dürfen Sie aber nicht besorgen, weil in Zukunft die Ursache fehlen wird, die mein jetziges Stillschweigen verlangte und entschuldigt. Mein Brief sollte nämlich Ihren letzten nicht blos beantworten, sondern auch das enthalten, was er ent=

hielt, meine Silhouette, auf die ich Sie eben so lange warten lassen als ich darauf warten müssen. Aber warum lasse ich doch die kalte Entschuldigung vor dem wärmeren Danke sich vorausdrängen? Für Ihren so schönen Brief nämlich, der Ihrem Kopfe so viel Ehre macht, würd' ich hinzusetzen, wenn ich Sie blos schätzte, ohne Sie zu lieben; aber über die Liebe vergesse ich jedes andere Lob Ihres Briefes als dies, daß er Ihrem Herzen Ehre macht; daß er im Ausdruck der Liebe mir halb die schönen Augen ersetzt, in denen ich sie sonst las. Dieser Brief malet ihr Bildnis mit richtigern Zügen, als der Schattenriß, der ihn begleitet und für den ich nur mit meinem Ihnen danken kann. Ich bin schwer zu treffen; aber besser wie im gegenwärtigen Schattenriß kann ich nicht getroffen werden und dennoch ist er mir immer nicht sehr ähnlich. In einigen Wochen schick' ich Ihnen eine Abbildung, worin ich besser werde getroffen sein — ich meine mein Buch. Auch die Verfertigung des letztern, zu dessen Beschleunigung die herannahende Messe und der Verleger mich ermahnte, war ein Anlaß zu meinem langen Stillschweigen; und ob mich gleich nichts hindern kann, an Sie zu denken, so kann manches mich doch hindern, an Sie zu schreiben. Allein nichts kann mich hindern, für Sie zu arbeiten; nur gleicht der Erfolg meiner Mühe

noch nicht. Zu dem Glück, Sie in Leipzig zu sehen, hab' ich zwar Hoffnung, aber noch nicht Gewißheit. Doch lassen Sie sich dadurch nicht muthlos machen; dies alles beweist nur die Schwierigkeit, aber nicht die Unmöglichkeit der Sache. Was kann nicht das Ungefähr thun? Das Ungefähr, das schon so viel that, wird die Liebe, die es veranstaltet hat, gewiß auch beglücken. Schreiben Sie mir bald, viel und mehr als ich jetzt schreiben kann; schreiben Sie mir jede Kleinigkeit, die Sie betrifft; denn für mich ist das, was Sie betrifft, keine Kleinigkeit; wenden Sie die Stärke Ihres Geistes, die Sie vor andern Frauenzimmern so sichtbar auszeichnet, zur Bekämpfung einer Sehnsucht an, in die sich bei Ihnen nicht wie bei mir Süßigkeiten mischen, und lieben Sie den, den Sie so beglücken, der Sie so liebt und der immer für Sie leben wird."

„Ich eile, schrieb Paul am 23sten Oktober, Ihren Brief zu beantworten, ehe die Post abgeht; ich werde ihn darum aber freilich kurz beantworten müssen. Jede Verstellung ist mir verhaßt; daher sei sie auch von dieser Antwort entfernt. Ihr neulicher Brief, der meine Nachläßigkeit bestraft, gefiel mir besser als Ihr jetziger, der sie verzeiht, und Sie schienen mir, erzürnt, mich wärmer zu lieben als ausgesöhnet. Ihr Brief enthält

die Silhouette Ihres Kopfs, aber nicht Ihres Herzens; das Licht des einen ersetzt die Wärme des andern und Ihre Vernunft, aber nicht Ihre Liebe höre ich darin sprechen. Sollte diese Liebe auch nicht mehr in Ihrem Herzen für mich sprechen? Sollte Ihre Wärme für mich mit der Wärme des Sommers entflohen sein? Diesen Argwohn wird Ihr nächster Brief entweder heben, oder nähren. Schreiben Sie daher bald: denn ist meine Furcht gegründet: so daure sie auch dann nicht lange; so verenge sie auch dann nicht lange das Herz, das die Liebe schwellen sollte. Ich hätte Ihnen noch mehr zu schreiben, aber ich verschweige es, bis Sie geschrieben. Den Ring, den ich hier zurückgebe, brauchen Sie mir nicht wieder zu geben, da seine Entbehrung Sie Verdrüßlichkeiten aussetzt. Nicht er, sondern das Bild, das er vergoldet, ist mir schätzbar; und ein solches Bild, ja ein besser gleichendes können Sie mir demungeachtet ja immer schicken. Leben Sie wohl; aber schreiben Sie bald. Zwar auch Ihr Stillschweigen wäre eine Antwort; aber wahrlich eine, die ich nicht um Sie verdient hätte.“

„N. S. Was kann Ihre Frau Mutter, nach Ihrem Ring zu fragen, bewogen haben? und wie können Sie, ihn in 14 Tagen wieder zurückzusenden, mir

versprechen, da Sie fürchten müssen, daß Ihre Frau Mutter die Nachfrage wiederholen könnte? Ich thue die letztere Frage, weil ich nicht begreife, wie Sie mir das versprechen können, wovon Sie die Unmöglichkeit, es zu halten, voraussehen."

Am 21sten November.

„Also ist der Vorhang zerrissen, auf dem so viele Hoffnungen gemalet standen? und unsere Liebe mit den Blumen verblüht, mit denen sich ihr kurzes Dasein anfing? Denn das, und nichts anderes will doch Ihre Verzögerung, auf meinen letzten Brief zu antworten, mir unfehlbar sagen. Vielleicht daß sich aber doch Ihr Stillschweigen für eine Bestrafung des meinigen ansehen ließe, wenn ihm nicht Ihr letzter Brief vorhergegangen wäre und wenn nicht andre Nachrichten mir Ihre so schleunige Veränderung zusicherten. Aber wir wollen nicht unter Vorwürfen von einander scheiden. Ich will Sie so still verlassen als man das Grab derer verläßt, die man liebte und nimmer lieben kann. Sie entziehen mir Ihre Liebe, aber doch nicht Ihr Bild, das in meinem Herzen länger dauern wird als jene in Ihrem; Sie können doch die Freuden nicht zurückfodern, die ich mit Ihnen genoß, und die die Erinnerung mir täglich wiedergebären kann. Möchte der, der an meine Stelle getreten ist, oder treten wird,

Sie für die Vergnügungen belohnen, die Sie mir verschafften! Möchte er Sie so lieben wie ich! Möchte er dafür zur Belohnung von Ihnen noch mehr geliebt werden als der es wurde, der nun nichts mehr ist als Ihr ꝛc."

„N. S. Ich bitte um die Zurückgabe meiner Briefe, die Ihnen nun gleichgültig sein müssen, da es Ihnen der ist, der sie schrieb und an Sie weiter keinen schreiben wird als den, welcher Ihre Antwort beantwortet. Meine Silhouette machen Sie zu einer Papillotte."

XIX. Kurzes Schriftsteller-Glück. Hoffnung auf größeres. Schriftsteller-Fleiß. Plage. Mühseligkeit. Noth. Schwarze Seite des Glücks.

Paul reisete im August nach Leipzig zurück und dem Erscheinen des zweiten Bändchens von seinen Skizzen entgegen, welches zu Michaelis heraus kam.

Er überschickte es am 24. Oktober, wo das noch fortdauerte, was er sein „Wetterkühlen" genannt hatte, dem Pfarrer Vogel, und schrieb dabei: „Zum Briefschreiben hat mir seit meinem Hiersein eben so sehr die Zeit gefehlet als Ihnen vielleicht der Wille."

„Auf das Büchelchen, das ich hier mit übersende, hab' ich sie weniger als auf die Satyren gewendet, die sich von meinen gedruckten an Bogenzahl, Titel und vielleicht auch Werth unterscheiden werden. — Ob dieses Bändchen, das kleiner, das theurer (ich bekam zum Honorarium 126 Rthlr.) als das erste, auch besser ist als das erste, werden Sie in Ihrer Antwort zu entscheiden nicht vergessen."

Hierauf erwiederte Vogel am 15. Januar des folgenden Jahres:

„Die Geschenke, sagt Moses, machen die Weisen blind und verkehren die Sachen der Gerechten; allein Ihr zweites Skizzen-Geschenk macht in diese Regel ein Loch, wenigstens bei mir. Will man die Sachen der Gerechten nicht verkehren: so muß ich geradezu urtheilen, daß Sie ein Meister in Ihrer Kunst sind und der Satyre, nicht blos der Deutschen, sondern im Allgemeinen einen ganz neuen Gang lehren und

einen so hohen geistigen Schwung geben als sie noch nie gehabt hat. Sie ist nicht das Resultat von der Schärfe ihrer Säfte, sondern ein Ausfluß ihres immateriellen Wesens, das ich ἐπουρανιον nennen möchte, und das Sie selbst so sehr zu verkennen gewohnt sind."

„Wenn ich aber auf dem einen Auge nicht blind bin: so werden Sie erlauben, daß ich es auch auf dem andern nicht bin. Ich bin nämlich nicht mit Ihnen der Meinung, daß der zweite Theil der Skizzen dem ersten Theile hochmüthig begegnen darf."

„Die Satyren des zweiten Theils werden nur von Kunstrichtern der Literatur gelesen werden, und weil sie keinen Bezug auf die übrige Welt haben: so werden Sie von dieser nicht goutirt werden. Sie sind ein wenig zu hoch und verursachen Kopfbrechen — nämlich den gewöhnlichen Weltbewohnern. Denn was uns Mühe macht, was uns erst durch ein Fernrohr sichtbar wird, was erst aus dem Schoße der Erde tief herausgeholt werden muß, behagt gemeiniglich nicht. Letzteres kann gutes Gold sein, aber die klingende Münze, die auf dem leichten Weg einer Erbschaft erlangt wird, ist wünschenswerther."

„Ein Paar Worte von meinem Buch! — sagte darauf Paul. Ihrem Tadel desselben fehlet zur völligen Richtigkeit nur größere Strenge oder doch Deut=

lichkeit. Er trifft erstlich die Wahl und dann die Behandlung der Materien, obwol Sie den Tadel der letztern in den Tadel der ersten ganz verlarven und verschleiern. Allerdings hätte ich — nicht zwar gar keine schriftstellerischen Thorheiten, aber doch — nur solche zu geißeln wählen sollen, die weniger allgemein sind und die mehr interessiren. Denn warum ich es überhaupt that, sagt die Vorrede deutlich: ich gebe mich so lange mit den Büchern ab, als ich die Menschen noch nicht genug kenne, um sie belachen zu dürfen und zu können. Dazu kommen ja in der „Bittschrift um Thorheiten" nur blos wieder solche Gegenstände vor, die den Kunstrichter nicht allein interessiren können. Da Sie aber doch diese Satyre nicht von Ihrem Tadel ausnehmen: so schließe ich, daß er außer der Wahl der Materie auch die Bearbeitung derselben versteckt angreife. Und Sie haben Recht, wenn Sie von den drei ersten Satyren etwan behaupten: daß darin des gezwungenen Witzes zu viel, die Aehnlichkeiten zu entfernt, der Ausdruck zu dunkel sei. Ich bin dieser witzigen Wollüste selber satt: nur zu sehr entstellen sie sogar auch meine vorigen Briefe an Sie. O wie lange muß man sich doch vom falschen Geschmacke irre führen lassen,

wenn man keinem Freund begegnet, der uns zum wahren Geschmack zurück begleitet! Ja! wollte es auch einer; würde man ihm folgen? Gewöhnlich folgt man nur seinen eignen Erfahrungen. Leider! ist aber zwar die Erfahrung eine gute Schule; allein sie fodert nur so entsetzlich viel Schulgeld." —

„Ich war eben im Begriff zu sagen, daß die Bittschrift um Thorheiten von diesen schimmernden Mondflecken großentheils gesäubert sei und daß ich daher der Hoffnung lebe, Sie haben in Ihrer kritischen Konduitenliste auf sie keine Rücksicht genommen. Fürchteten Sie aber dennoch, daß Sie denen, die Ihnen ähnlichen, zu schwer zu lesen käme: so würden Sie mich fürchten machen, daß meine künftigen, die in eben diesem, ja in einem noch versteckter ironischen Tone geschrieben sind, noch schwerer scheinen würden. Ueber diese Bittschrift erwart' ich also Ihre deutlichere Kritik. Zu Ostern kommt kein dritter Theil heraus; aber wenigstens vor Michaelis ein ganz neuer und sehr dicker Band anderer Satyren, unter einem neuen Titel."

Dies waren und sind die Teufelspapiere welche *), schon 1782 ausgearbeitet wur-

*) S. Wahrheit, 2. Heftlein p. 146.

den, aber nach sieben Jahren großen Misgeschicks erst 1789 erschienen, was Paul in dem Zeitpunkte, in welchem er das bisher Angeführte schrieb, keineswegs befürchtete, weil er voll Muth und voll Hoffnung auf einen ununterbrochen glücklichen Erfolg seiner Schriftstellerei war. Diese Hoffnung war es, mit welcher er in seinem Brief an Vogel ferner sagte:

„Es ist, glaub' ich, fast ein Jahr, daß ich Sie um eine schriftliche Sammlung von den Thorheiten zu bitten versuchen wollte, die Sie etwan an Ihren Amtsbrüdern, den Pfarrern und Schriftstellern zu Gesicht bekämen. Ich würde damals diese Bitte an Sie erstlich mit meiner Entfernung von theologischen Dingen und zweitens mit dem Rechte der Satyriker, die Schwarzröcke zu ihrem Schwarzwildpret zu machen, vielleicht haben rechtfertigen wollen. Und ich würde auch noch jetzt diese Bitte um Mittheilung theologischer Thorheiten wirklich wagen, besorgte ich nur nicht, daß Ihnen deren Erfüllung durch die Seltenheit, mit der die Narrenschellen nur hie und da auf theologische Perücken verstreuet sind, gar zu sehr erschwert würde. Indessen könnten Sie mir durch eine für mich veran=

staltete Sammlung derselben, wüchse sie auch noch so langsam an, doch den größten Gefallen thun."

Ungeachtet die Skizzen in zwei gelehrten Zeitungen, in der Gothaer und Berliner, so beurtheilt wurden, daß Paul, wie er sich ausdrückte, wünschte, „sie möchten in dem Lobe, das sie ihm gaben, seine Bescheidenheit mehr geschonet und ihn nicht in die Nothwendigkeit gesetzt haben, dreimal gleichsam zu erröthen:" so traf die warnende Voraussagung Vogels nur zu bald und zu sehr ein. Die Skizzen sagten dem größern Publikum, das nach leichter Kost begierig und nur durch sie zu befriedigen ist, nicht sonderlich zu; und es wurde überdies durch unverständig absprechende Rezensionen davor gewarnt oder davon abgeschreckt *).

*) Z. B. nur folgende: „Es mag vielleicht Vieles, wo nicht Alles wahr sein, was hier (in den Skizzen) der Autor in einem bittern Ton über Schriftstellerei, Theologen, Weiber, Stutzer u. s. w. sagt; allein die Sucht, witzig zu sein, reißt ihn durch das ganze Werkchen zu sehr hin, daß wir nicht zweifeln, die Lektüre desselben werde jedem vernünftigen Leser gleich beim Anfang so viel Ekel

Die Skizzen wurden daher nicht zu einem gangbaren Buchhandel-Artikel, so wie sie auch — obwol oder weil sie durch den Nachdruck, gleich den Teufels-Papieren, verbreitet wurden — unter allen Schriften Jean Pauls am spätesten, nämlich erst nach beinahe dreißig Jahren eine zweite Auflage erlebten. Daher mag es wol auch gekommen sein, daß Voß den Verlag des zweiten satyrischen Werks von Jean Paul ablehnte.

Dadurch ließ sich jedoch dieser seine Hoffnung

---

erregen, daß er sich solches aus der Hand zu legen genöthiget sehen wird." Allgemeines Verzeichnis rc. Leipzig, 1784. Es ist dies dieselbe Rezension, zu deren Verfertiger Paul in der oben angeführten Stelle aus der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Grönländischen Prozesse einen auf dem Baum sitzenden Affen macht.

Sonderbar! diese Rezension, die bei ihrem Erscheinen auf eine ephemere Aufmerksamkeit Anspruch machen mochte und sie wol auch erhielt, würde in ewige Vergessenheit gerathen sein, wofern sie derselben nicht auf kurze Zeit wegen eben derselben Schrift hätte entrückt werden müssen, welche jeder Leser, nach dem ersten Hineinblick, mit Ekel aus der Hand legen, oder vielmehr gar nicht in die Hand nehmen soll, die jedoch der bescheidene Verfasser derselben „seine Jugendsünden in zwei Oktavbänden nennt, die er in einer verbesserten Auflage abgebüßt." S. Grönländische Prozesse 2tes Bändchen zweiter Auflage, p. 217.

auf einen glücklichen Erfolg nicht nehmen oder auch nur schmälern. Gleichwie er alles Schlimme gern und leicht und viel leichter als andere Menschen vergaß — ungeachtet diese überhaupt weniger Gedächtnis für die peinigenden Einzelheiten des Unglücks und der Schmerzen haben als desto mehr ausmalende Erinnerung an das Freudige und Angenehme: — so hatte er auch schon die mühselige Kandidatur beim Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn und die vielen Ambitus, die er bei den Leipziger Buchhändler-Wahlherren vergeblich hatte machen müssen, ganz vergessen; und nur in frohem Andenken das Voßische Patronat und Protektorat behalten, durch das seine Skizzen an das Tageslicht gefördert worden waren.

Dies hatte seine Selbzuversicht so gesteigert, daß er wähnte, es könne ihm von nun an kein äußeres Verhältnis den Zutritt zu den ausgezeichnetsten Männern, in deren Nähe er lebte, und die Genossenschaft mit ihnen versperren. Er

überschickte daher seine Grönländischen Prozesse dem Hauptmann von Blankenburg, der damals in Leipzig privatisirte — ein ernster und alternder Mann, der nur außer Haus gesellschaftlich war — am 22. November 1783 — welches ungefähr der Kulminazionpunkt seines damaligen Schriftstellerglücks und der zuversichtlichen Erwartung von dessen Fortdauer war — und schrieb ihm dabei Folgendes:

„Der Verfasser dieses Briefs weiß seine Zudringlichkeit, Ihnen sich und seine Geburten bekannt zu machen, mit nichts als dem Gefühl vom Werthe dessen zu entschuldigen, der sie ihm vielleicht vergeben wird, wenn er aus dem ältern Produkte sieht, daß der Verfasser einen Lehrer der Kritik brauche; und aus dem jüngern, daß er einen verdiene. Hätte ich mir, dem Jahre, Bücher, Umgang und Vermögen fehlen, durch dieses gewagte Mittel das Glück verschafft, Sie dann und wann zu sprechen, und nicht blos der Schüler Ihrer wenigen Schriften sein zu dürfen: so würde ich auch hoffen, mir das größere verschaffen zu können, welches das Herz mit nichts vertauscht, mit dem Kopfe nicht einmal. Doch

ich kürze diesen Brief und wahrscheinlich auch Ihre Langweile mit ab; an seiner Wirkung ist mir zu viel gelegen, als daß ich ohne die Verunstaltung einer ängstlichen Gezwungenheit hätte schreiben können."

Sie blieb aus und der Brief unbeantwortet.

Von der kühnen Hoffnung, welche ihn in diesem Zeitpunkte belebte, ließ er nur langsam ab; und während der Zeit, die er dazu brauchte, ward ihm von Jahr zu Jahr das Leben saurer. Aber auch in dieser, für jeden andern gewiß überaus unglücklichen Lebensperiode fehlte ihm ein hohes Selbvertrauen und eine Gemüthsruhe und jene Freudigkeit nicht, die nur eine ungemeine Geisteskraft und eine ununterbrochene Geistesrichtung auf das Höchste gewähren können. Beide besaß Paul; und durch sie vermochte er alle Gedanken, die sich auf die unwillkommenen Aeußerlichkeiten des menschlichen Lebens beziehen, mit Blitzesschnelle abzuschneiden, und alle Noth, in der er war und die ihn umgab und täglich zunahm, als sei sie nicht da oder nie da gewesen,

wobei er zuweilen mit einer schmerzlichen Bewegung der Hand über die Stirne einen Ideengang, den er beseitigen wollte, gleichsam ab- und hinwegstreifte *). Dies vermögen nur höhere Naturen, zumal in der Einsamkeit, welche für geringere und untergeordnete so verderblich, weil sie so verführerisch zum Selbernagen an sich und zum Grübeln über persönliche Zustände ist.

Die Korrespondenz, welche Paul von nun an führen mußte, um sich die nähere Bekanntschaft ausgezeichneter Männer und durch oder ohne sie einen Verleger seiner vorräthigen Satyren zu verschaffen, diente ihm zuweilen, wegen der künstlichen und witzigen Wendungen, die er bei seinen Anträgen und Anfragen anbrachte, zu einer

*) Auch bei körperlichen Leiden that er dies, z. B. bei heftigem Kopfschmerz, von dem er (zumal in den dreißiger Jahren seines Lebens) sehr und auf eine Weise geplagt war, daß er das Haupt in gerader und steifer Richtung empor halten mußte, um jede Bewegung desselben und dadurch die Vermehrung der Schmerzen zu vermeiden. Nur an dieser Kopfhaltung erkannte man seine Leiden, während er mit Ruhe und Heiterkeit, wie sonst, an der Unterhaltung Antheil nahm und sie witzig und humoristisch belebte.

Art von unterhaltender literarischen Beschäftigung, obwol sie fort und fort um so unangenehmer, ja peinlicher werden mußte, je erfolgloser sie war und das vorgesteckte Ziel nicht nur unerreicht blieb, sondern auch immer weiter hinausgeschoben wurde.

Um dieselbe Zeit, in der sich Paul an Blankenburg gewendet hatte, schrieb er auch an Weiße: „Die Ursache, warum der Verfasser dieses Briefs Ihnen sich und seine Geburt bekannt zu machen wagt, ist der verzeihliche Wunsch, den Weg, auf dem er zeither so oft gestrauchelt, an der Hand des Kunstrichters sicher zurücklegen zu können."

Nachdem sich hierauf Weiße liebevoll mit Paul über dessen „Geburt" besprochen, schickte ihm dieser am 26. Februar 1784 eine neue Satyre, indem er dabei sagte: „Sie ist vielleicht eine Probe von meinem Bestreben, die Irrwege, die mir neulich Ihre Kritik mit so vieler Liebe zeigte, zu verlassen. Möchten Sie nach dieser Versicherung sich nicht mehr durch das Andenken an den vorigen Aufsatz vom Lesen des gegenwärtigen abschrecken lassen. Ich be-

schließe dies alles mit einer neuen Bitte an Sie: nämlich zu entscheiden, ob ein Bändchen solcher oder noch ein wenig besserer Satyren dem Verlage Ihres Freundes (Buchhändler Reich) oder ob es dessen würdig sei. Es thut diese Bitte der, dem Bekanntschaft, Jahre, Unterstützung, äußerlicher Gehalt und Alles fehlen."

Am 30. März schrieb er nochmals und zum letztenmal, aber auch erfolglos an Weiße.

„Nur eine leicht zu errathende Lage konnte mich unhöflich zu sein zwingen, Sie zum dritten, wiewol gewiß letztenmale mit neuen Bitten zu belästigen. — Die Kürze und die minder ernsthafte Ironie, die (wie Sie mir die Güte hatten zu sagen) manche Leser auf meine Kosten an den vorigen satyrischen Abhandlungen vermissen werden, hab' ich den hier beigefügten Anhängen zu geben gesucht, um mit ihnen die längern Satyren abwechseln zu lassen. Vielleicht sind diese Proben hinreichend, das Zweifelhafte Ihrer Entscheidung über H. Reichs Annahme meines Buchs in die Bestätigung entweder meiner Furcht oder meiner Hoffnung aufzulösen. Die Bitte um diese Bestätigung dringen mir Ursachen ab, die Sie schon längst werden errathen, mit denen Sie aber auch meine Zudringlich-

keit werden entschuldiget haben. Ihre Menschenfreundlichkeit ist gewiß nicht zum erstenmale die Zuflucht eines Menschen, der des Widerspruchs seiner Bestimmung mit den Mitteln, sie zu erreichen, müde geworden war."

Wir wollen der Zeit vorgreifen und anführen, was Paul, nachdem er Leipzig verlassen, am 25. Dezember 1784 von Hof aus an Oerthel schrieb: „Seit meiner Abreise hab' ich zwölf Bogen umgearbeitet, die neu gearbeiteten ungerechnet. Jede Umänderung, die ich machte, war eine Bestätigung von Weißens Tadel; und ich gab ihm jetzt in allem Recht. Ich habe schon so oft den Kritiken, über die ich anfangs die schiefen Achseln zuckte, zuletzt Folge geleistet, daß ich mir daher für die Zukunft vorsetzen werde, unter die Gründe, womit ein berühmter Mann seine Aussprüche unterstützet, auch sein Ansehen zu rechnen und auf seinen Ruhm mehr Gewicht als auf meine Einwürfe zu legen, d. h. meine Vernunft zuweilen gefangen zu nehmen. Im Grunde gibt es aber keine Gefangennehmung der Vernunft; und die Entschließung, einem andern aufs Wort zu glauben, ist eben ein Kind meiner Vernunft und verdankt dieser ihre Festigkeit."

Vergebens war sein Bemühen bei Weiße oder auch des letztern Fürsprache, so wie sein fortgesetztes Bestreben, einen Buchhändler-Gönner zu gewinnen. Zu den Versuchen, welche er von nun an deswegen machte, benutzte er auch die Buchhändler-Ostermesse 1784; die jedoch nichts weniger als gut für ihn ausfiel. Seinen eigenen Briefträger machte er bei einem Schreiben, welches er dem Buchhändler Hartknoch überreichte und in dem er sagte:

„Wenn Sie diesen Brief werden durchlesen haben, wird Ihnen der Ueberbringer desselben ein Paket Satyren übergeben, das ich Sie auch zu durchlesen bitte, Sie könnten Ihren Werth zum Theil errathen, wenn Ihnen die Grönländischen Prozesse, die ich neulich bei Voß in Berlin in zwei Theilen verlegen lassen, bekannt geworden. Das Buch, dessen Probe ich Ihnen hier sende, wird einen starken Oktavband geben oder besser in zwei kleine zerfallen. Ich hätte dieses, anstatt schriftlich, eben so gut mündlich sagen können, aber niemand ist unfähiger als ich, aus dem Stegreif oder vom Blatte zu reden. Sie können diese Unfähigkeit daraus abnehmen, weil ich meinen Brief ge-

schrieben, ungeachtet ich doch der Ueberbringer desselben, der jetzt mit einem sehr einfältigen Gesichte vor Ihnen steht, selber bin."

Bald darauf schrieb er Folgendes an Reiche:

„Vielleicht haben Sie sich bei dem ersten Anblick dieser Handschriften entschlossen, sie nicht zu lesen; aber wenigstens darf ich Sie bitten, lesen Sie nur diesen Brief. Aus einem Bande satyrischer Abhandlungen schick' ich Ihnen einige Proben vermischter Art, um von Ihnen zu erfahren, ob sie unter die Misgeburten oder ob sie unter die Geschöpfe gehören, welche die Wiedergeburt von Ihrer Hand verdienen. Der Verfasser, der nichts noch, als die von Voß verlegten Grönländischen Prozesse herausgegeben, darf so viel doch von den gegenwärtigen Satyren sagen, daß wenigstens die Zähne, womit sie verwunden sollen, keine eingesetzten und aus fremden Zahnlücken herausgebrochenen, sondern ihre eigenen sind; freilich aber ist die Politur und Schärfe derselben darum noch nichts weniger als erwiesen. — Und nun sollt' ich Ihnen nichts mehr sagen wollen. Denn auch noch von dem sonderbaren Zustande eines Menschen etwas hinzufügen, den bei jeder Anschmiegung das Glück auf die Seite stößet, der wählen muß, ob er lieber das Echo fremder Schellen oder das Opfer des breiten Gewehrs,

das jene gewöhnlich begleitet und rächt, sein will, das würde Ihrem Geschmacke, der doch allein über die Annahme dieser Satyren stimmen mag, ein überflüssiger Zusatz sein. Aber ist es wahr, daß sich an Ihrer Hand schon mehre Niedergedrückte aufgerichtet: so bestimmen Sie, außer Ihrem Geschmack, auch noch die Empfindung, die jenen Zusatz minder unverzeihlich finden und mich es nicht bereuen lassen wird, die todte Sprache der Aufrichtigkeit gesprochen zu haben. — Brechen Sie, wenn es sein muß, den Stab über meine Hoffnung wenigstens nur bald.

Folgendes schrieb er am 19ten Juni 1784 an Nikolai:

„Ich wage es Euer ꝛc. diesen starken Pack Satyren zur Prüfung und, wenn sie diese beständen, zum Verlage zu überschicken. Zwar sind Ihnen wahrscheinlich die vorigen nicht bekannt; allein wären sie es auch: so darf ich gleichwol hoffen, daß Sie nicht aus Unzufriedenheit mit ihnen die Prüfung der jüngern Produkte abschlagen, die doch auf den Schultern der ältern stehen. Es fehlt diesem Manuscript noch die Vorrede, welche Herr Kranz verfertigt, um darin zu beweisen, daß er der Dr. Swift ist, und die Ursachen anzugeben, warum er seine Satyren in Deutschland anders

schreibt, als sonst in England, und endlich um sich und mich darin mit Lobsprüchen zu überhäufen. Auch mangelt noch eine Satyre auf das Schweizerische Blumenreiche in der Theologie; und zuletzt die Abhandlung, welche einige Gründe für die Göttlichkeit der Fürsten beizubringen wagt, wiewol mit der Einschränkung, daß sie diese nur in die Klasse der Götter, welche die Manichäer glaubten, nämlich der b ö s e n aufnimmt. Ich setze zu allem diesen nichts hinzu, als daß Sie mit Ihrer Antwort den Hoffnungen eines minderjährigen Jünglings das Urtheil sprechen, den bei jedem Anschmiegen das Glück schon auf die Seite gestoßen und der ein Spiel des Widerspruchs seiner Bestimmung mit seinem Schicksal ist. Den Lohn meiner literarischen Uebung wird Ihr Geschmack, Ihre Uneigennützigkeit und Ihre Rücksicht auf den vorigen Perioden bestimmen."

Am 22. Juli wendete er sich hierauf, abermals vergeblich, an den geistesverwandten Lichtenberg.

„Wenn ein Jüngling von 21 Jahren, schrieb er, sich die Freiheit nimmt, Ew. ꝛc. eine Satyre für das Magazin zu senden, worin schon Ihre Satyren stehen: so kann er nicht das Geringste zu seiner Ver-

theidigung anführen und ich zweifle sehr, ob sogar die Satyre selber, hätte sie auch die größten Gaben, im Stande ist, seine Sache mit einigem Glücke zu führen und ihn von dem Vorwurfe der Unbescheidenheit zu retten. Die einzige Rechtfertigung mithin, worauf ich mich verlassen muß, ist, daß wol niemand noch von seinen Arbeiten die große Meinung geheget, die ich von der gegenwärtigen zu haben versichern darf; zumal da diese Ueberzeugung von der Schönheit meines Produktes nicht sowol von einem gewöhnlichen Autorstolze als von der Gewißheit herrühret, daß es mit den geistigen Geburten nicht anders als den leiblichen sein könne, welche, wie man sagt, desto wohlgebildeter ausgefallen, in je größerer Furcht die Mutter während der Schwangerschaft gewesen, daß sie eine verrenkte und mit Muttermälern entstellte Geburt der Welt schenken werde. — Ich wage diesem nichts hinzuzusetzen als die Bitte, daß Sie dem Brief den Ton der Laune und dem Aufsatze den Gehalt derselben verzeihen mögen."

Meißner gab damals eine Monatschrift unter dem Titel: „Für ältere Literatur und neuere Lektüre" heraus. Indem Paul für diese einige Beiträge überschickte (die auch in das dritte Quartal des

zweiten Jahrgangs aufgenommen wurden) bat er um dessen Vermittelung bei einem Verleger.

„Ich schicke Ihnen, schrieb er am 22. Juli, einige Satyren, weil ich es, ihrer vielleicht übertriebenen Bitterkeit ungeachtet, nicht für ganz unmöglich halte, daß Sie einige davon oder sogar alle in Ihre periodische Schrift aufnehmen. Sie sind indessen nicht sowol ein Beitrag zur neuern Lektüre als einer zur ältern, weil das Publikum wol an nichts weniger Vergnügen findet als an einem Spotte, der sein Gefühl, dem allein doch nur die Zwergfelle von jenem zu Gebote stehen, in eine ernsthafte Larve stecket, und weil man daher schon längst aufgehöret, die Satyre anders als mit einem durchsichtigen Schleier zu verdecken und ihre Entlarvung dem Leser mehr zu erschweren als sie gewöhnlich auf Redouten erschwert wird. Verdiente eine Schrift den Dank der Nazion: so verdienten ihn die Uebersetzer des Don Quixote und Tristram Shandy, welche die ironische Larve von beiden theils so geschickt durchlöcherten, theils so malerisch mit der pöbelhaften Hefe übertünchten, womit Thespis an seinen Schauspielen das launigte Gefühl ersetzte, daß wir alle über die komische Verschönerung in das größte Gelächter ausbrechen mußten. Diese Betrachtung hat mich abge-

halten, Ihnen eine andere ironische Abhandlung zu senden, welche dahin ausläuft, daß der Mensch allerhand Anlagen zur Tugend besitzet und daß diese Anlagen der Zunge eingepflanzet sind u. s. w.“

„Ich habe aber noch das Wichtigste zu thun, meinen Satyren einen Verleger zu verschaffen. Nun seh' ich voraus, daß ich mit ihrem bloßen Inhalte, der fast größtentheils ironisch ist, keinen Buchhändler zu ihrem Verlage werde bereden können. Die meisten von ihnen kennen keine andern Satyren als die, welche nicht blos für das Auge, sondern auch für das Ohr lacht und ihre Zwergfelle lassen sich nur vom Style eines Marots in Bewegung bringen. Mithin muß man ihren Augen mit fremden, welche die Stelle einer Brille vertreten und durch die sie besser sehen lernen, zu Hülfe kommen. Was ist jetzt leichter zu errathen als meine Bitte, daß Sie meinen Satyren durch Ihr Urtheil bei irgend einer Buchhandlung Zugang zu verschaffen die Güte haben möchten. Möchten Sie nicht in Ihrer Antwort den Stab über eine Hoffnung brechen, an die allein ich mich noch in einer Lage andrücke, die mich von allen meinen andern Hoffnungen weggerissen. Doch die Satyren müssen Ihrer Fürsprache auch erst nicht ganz unwerth sein; und daher erwarte ich Ihre Entscheidung, ob ich davon einige

Ihnen zur Probe schicken darf. Uebrigens hoff' ich, daß Sie mir meine Bitte wenigstens verzeihen werden, wenn Sie sie auch nicht erfüllen können. Auch werden Sie mir vielleicht die abschlägige Antwort noch vor Ende der Messe ertheilen, damit ich nicht, in Rechnung auf eine günstige, die Gelegenheit versäume, mit den jetzt anwesenden Buchhändlern zu unterhandeln. Ich mache nun meinen unbescheidenen Bitten ein Ende."

Wie die nachfolgenden Michaelismesse-Unterhandlungen, so waren auch diese Bitten vergeblich. Meißners theilnehmende Verwendung bei den Buchhändlern Breitkopf und Dyk blieben erfolglos.

„Ich sage Ihnen, so schrieb Paul am 19. Okt. an Meißner, wahren Dank für Ihre gütige und aufrichtige Antwort auf meine unbescheidenen Bitten, an deren Gewährung ich schon, ehe ich sie that, zu zweifeln Ursache hatte. Denn ich wußte schon vorher, daß Breitkopf sich mit belletristischen Verlagsartikeln nicht bemenget; und eben so bekannt war mir das Hinderniß, das meinen Satyren des Herrn Dyk übertriebener Französischer Geschmack sein muß; ein Geschmack, den er so lange vergeblich predigen wird als er den

Beitritt unserer besten Köpfe entbehren muß, welche dem deutschen Geschmacke das Uebergewicht geben und dessen Kredit seine eigenen Muster beinahe eben so sehr als Ihre entgegengesetzten zu schwächen scheinen. Dieses wußte ich und ich that doch meine Bitte. Allein so ist der Mensch — um nur einige Augenblicke die schwarze Seite des Glückes nicht im Gesichte haben zu dürfen, flüchtet er sich hinter die Hoffnung, heftet das feige Auge nur auf sie und gehet so lange hinter ihr her bis sie verschwindet und er sich auf einmal vor den gefürchteten Schreckenbildern stehen siehet."

„Es wäre für mich schmeichelhaft, wenn meiner satyrischen Abhandlung nichts den Eingang in Ihr Journal versperrte als ihre Größe; denn man könnte sie sehr leicht in zwei Hälften zerfallen lassen, deren eine von der Tugend unserer Zunge und deren zweite von der Tugend unsers Gesichtes handelt. Das Schicksal, das meine Abhandlung in Ihrem Journal erfährt, sei wie es will und wenn sie darin geviertheilet wird: so will ich zufrieden sein; mein Wunsch ist nur, daß sie hineingelassen werde."

„Der offenherzige Ton, dessen Sie mich würdigen, macht mir mehr Vergnügen als alles Lob, womit Sie

mich aufmuntern; denn es beweist, daß Sie nicht, wie man gewöhnlich thut, jedem, der oft mehr aus Nachahmerei als angeborner Neigung auf das Satyrisiren sich leget, ein zweideutiges Herz zutrauen. Wahrlich! könnte mich etwas meine geringe Geißel an die Wand zu hängen bewegen: so wär' es dies, daß der, so sie führt, nur kaum von denen nicht verkannt wird, die ihn kannten, ehe er sie in di? Hand nahm; von allen andern hingegen für ein Wesen gehalten wird, das Galle statt des Blutes hat."

„Ihrer Offenherzigkeit, die jetzt so etwas seltenes ist, glaub' ich mich nur durch ihre Erwiederung würdig zu machen. Es stehe also denn da, was ich sonst keinem Menschen ohne Bemäntelung sagen würde. Ich bin arm; und bin es jetzt, da mir so viele unreife Hoffnungen zu Grunde gegangen, mehr als jemals und als vermuthlich künftighin. Ich muß daher trotz der Ueberwindung, mit der man sich dem Schein der Eigennützigkeit unterziehet, zu bitten wagen, daß Sie mir durch eine Anweisung so viel Lohn für meine Abhandlung möchten zukommen lassen als Ihr Geschmack, der Debit Ihres Journals und andre Umstände, die ich nicht weiß, dafür etwan bestimmen mögen. Ich wünsche mir nichts als eine Lage, die mir das zu sein erlaubte, von dem

mich die jetzige das Gegentheil zu scheinen zwingt. Ich will Leipzig in acht Tagen verlassen; ich darf hoffen, Sie tragen dazu bei, daß ich es kann."

Dahin war es nun gekommen, daß Paul auf einmal die schwarze Seite des Glücks und die gefürchteten Schreckbilder desselben vor sich sah, nachdem er drei Monate lang sich hinter die Hoffnung so oft geflüchtet als er Unterhandlungen mit Verlegern anzuknüpfen oder Gönner zu gewinnen gesucht, die ihm die Gunst eines Buchhändlers zuwenden sollten. Nach allem diesen Fehlschlagen sah er sich aller Hülfsmittel beraubt, seinen Aufenthalt in Leipzig zu verlängern. Er mußte in der Stille auswandern mit Zurücklassung einiger unbedeutenden Schulden, die ihm jedoch als große erschienen und drückten und die er aus gutmüthiger Uebereilung drei- und mehrfach bezahlte; weil er, wenn er nur etwas erübrigen konnte, es den zudringlichen Gläubigern überschickte, voraussetzend, daß sie es in

ehrliche Abrechnung bringen würden. Allein unter solcher Tilgung wuchsen die Anforderungen, bis durch Freundes Vermittelung diesem Spiel mit Pauls zutrauenvoller Gutmüthigkeit ein Ende gemacht wurde.

XXI. Andachtsbüchlein vom Jahre 1784.

Während sich Paul in der letzten Zeit seines Aufenthalts in Leipzig in dem geschilderten Zustande zwischen Hoffnung und Furcht befand und jene dieser immer mehr weichen mußte; während seine Lage so ward daß sie andere zu Verzweiflung gebracht haben würde, schrieb er sich zu seiner Beruhigung und Selbstbekräftigung ein Büchlein nieder, welches er sein Andachtsbuch nannte.

Folgendes ist ein Auszug daraus nach den

Ueberschriften welche Paul über die einzelnen Abtheilungen gesetzt hat.

I) Schmerz.

Jedes Uebel ist eine Uebungsaufgabe und ein Lehrer der Standhaftigkeit.

Jede unangenehme Empfindung ist ein Zeichen, daß ich meinen Entschlüssen untreu werde.

Das Uebel verfliegt, wenn ich nach ihm nichts frage.

Jedes, dem ich Unaufhörlichkeit angedichtet, schloß sich mit Freuden.

Es wäre ein unmögliches Wunder, wenn dich keines anfiele; stelle dir daher seine Ankunft vor; jeden Tag mache dich auf viele gefaßt.

Man bereuet den vergeblichen Schmerz, wenn er gehoben ist.

Der Tod vernichtet die ganzen Leidenszenen.

Denke dir einen schlimmern Zustand als in dem du bist.

Nicht der Zufall, sondern ich verschulde meinen Schmerz.

Epiktet war nicht unglücklich.

Das Betrüben hilft nichts und ist gerade das eigentliche Uebel.

Denke dir die schlimmsten Folgen jedes Uebels: so wirst du dieses nicht fürchten, da du jene verachtest.

Denke dir das Weltenheer und die Plagen auf diesem Weltstäubchen.

Begehre nicht, was du vergeblich begehren würdest; verlange nicht, wie das Kind, den Mond in die Hände zu nehmen.

Eitelkeit, Unempfindsamkeit, Gewohnheit macht standhaft; warum nicht die Tugend noch mehr?

Kein einziger Augenblick wäre uns unerträglich, aber blos die Zusammenfassung aller macht es; nur die Gegenwart schmerzt.

Nach einem Leiden im Traume fragen wir nichts; warum nach denen im Traume des Lebens.

Wenn der Traum mich gegen das Aeußere blos durch meine eigene Kraft beglücken kann; warum nicht noch mehr die Vernunft?

Sage nie, wenn nur diese Leiden nicht wären, andere ertrügest du besser.

Frage nach den körperlichen Aeußerungen des Schmerzes nicht und behaupte nur die innere Standhaftigkeit.

Eine jede Entbehrung, jedes Leiden belohnt sich durch einen dadurch veranlaßten Genuß.

Was nützte dem Herkules seine Macht, ohne wilde Thiere zu besiegen? und was nützten dir die Gründe ohne Uebel?

Das Unglück hält wie das Glück gewöhnlich auf

der mittlern Stufe fest, wenigstens schleppt es dich zu hohen erst durch niedrige.

Die Nothwendigkeit, es kann nicht geändert werden, ist Resignazion.

Die Feiertage sind vorbei, folglich gehen die Passionswochen eben so schnell vorüber.

Was ist sechzig Jahre Schmerz gegen Ewigkeit?

II) Tugend.

Wenn du frei, froh, ruhig sein willst; so nimm das einzige Mittel dazu, das nicht in den Händen des Zufalls liegt, die Tugend.

Die Tugend kostet je länger je weniger Aufopferungen, das Laster je länger je mehrere.

Lasse dich von geringen Fortschritten nicht abschrecken; die Tugend ist nicht die Ernte eines Tages.

Das, worüber ich die Tugend verrathe, sind armselige, vergängliche Kitzelungen einer Begierde.

Zur Tugend bin ich da; wenn einer aber über seine Geschäfte alles vergisset und aufopfert, warum du nicht?

Sie ist die Freude des Siegs und der Vervollkommung.

Die Tugend ist die Aufseherin der Geschäfte, aber nicht das Geschäft selbst.

Sie befiehlt und lenkt deine Beschäftigung mit Din-

gen, die zwar nicht auf die Besserung abzielen (wie die Satyre) aber dich nähren und der Stoff zu Tugendübungen sind.

III) Ruhmsucht.

Die meisten Menschen urtheilen so elend; warum willst du von einem Kinde gelobt werden? Ist das Lob, das ein Tauber dem Klavierspieler geben kann, der Mühe werth?

Tausende müssen dich doch trotz deiner Beflissenheit tadeln. Du hast nicht die Wahl zwischen Lob und Tadel, sondern zwischen denen, die beides geben.

Eine Kleinigkeit nimmt das Lob; die Menschen sind veränderlich ohne Grund und ihre Hochachtung haben sie nicht tief gefühlt.

Wie selten reden überhaupt die Menschen Gutes und Böses von einem.

Die ganze Vorwelt und die jetzige kennt dich nicht.

Niemand achtet dich in einem Bettelrock; sei also nicht auf eine Achtung stolz, die man dem Kleide bezeigt.

Strebet man nach Ehre unter Papageien, Affen, Wölfen? warum unter ihnen ganz ähnlichen Menschen?

Das gewisseste Zeichen, daß man Stolz hat, ist, wenn man ihn nicht erträgt; er ist wenigstens edler als Geldgeiz, darum hasse ihn an andern nicht.

Erwarte nicht von andern desto mehr, je mehr

du bist, sondern denke, daß sie desto mehr von dir zu erwarten haben.

Denke mehr an die daseienden als fehlenden Vorzüge und erinnere dich des begierigen Verlangens nach denselben, wenn sie dir mangeln.

Warum gelüstet dir nach allen Vorzügen im höchsten Grade? da deren Erlangung schlechterdings eine Unmöglichkeit ist: so solltest du über die Ergänzung des Mangels bei einem andern nicht Neid, sondern Freude haben.

IV) Zorn.

Alle Menschen haben gute Seiten; warum hasse ich wegen Einer schlimmen zehn gute? Warum wende ich das Auge von diesen?

Der Sieg über den Zorn gibt außer der Tugend noch die süße Empfindung des Siegs und hebt das Uebel, das mich aufbringt; ich kann also die Anlässe des Zorns in Anlässe des Vergnügens verwandeln.

Denke ich mich an die Stelle des Beleidigers ganz: so wär' ich, wie er und ich würde an mir billigen, was ich jetzt an andern hasse.

Warum will ich nicht ohne Zorn und in Liebe strafen? Warum mit Zorn den Zorn ausschelten? Stelle dir die Tugend des Feindes, seine vorige Liebe gegen dich, gegen andre (bedenke, daß er doch noch

andre liebt) und deine vor und die Qual seines Hasses gegen dich.

Erweiche dich durch die Ausmalung der Leiden des Feindes; denke dir ihn als einen geistig Gebrechlichen, der Mitleid verdient.

Erwarte Beleidigungen, da die Menschen schwach sind und du selbst welche zufügst, zumal zu gewissen Stunden.

Du verdammtest allemal den Zorn, wenn er vorüber war, und sahest das Unrecht ein.

Der Zornige fesselt sich, seine Freunde, seine Tugend und Ruhe an die Willkür eines jeden.

Dein Haß richtet sich nicht nach der moralischen Häßlichkeit, sondern nach deiner Laune, Empfindlichkeit, Gesundheit; kann aber der andre dafür, daß du heute krank bist?

Du schiebest dem andern, anstatt seiner Bewegungsgründe deine unter, die ihn abhalten sollten; stelle dir ihn mit den Gründen vor, die ihn antreiben. Er beleidigt dich nicht so, wie du dir ihn denkst, sondern wie er sich denkt und vergeht sich also an einem viel schlimmern Wesen als du bist.

Und wenn er auch gerade so dächte und so moralisch schlimm wäre als du dir ihn vorstellst, warest du nicht oft so? und wie haßtest denn du dich da?

Der verletzende Mensch, nicht der verletzende Stein ärgert dich; denke dir also jedes Uebel als die Wirkung einer physikalischen Ursache oder als käme es vom Schöpfer, der diese Verkettung auch zuließ.

Aergere dich nicht, wenn du den andern nicht abgewöhnen kannst, was dir selber mislingt und weswegen du außer den schon angeführten Gründen, auch noch folgende beibringen mußt: Wir rächen uns so, als wären wir von Teufeln beleidigte Engel.

Nach einer kurzen Pause ist die Beleidigung kleiner geworden, nach Einem Jahre zu gar nichts.

Warum soll ein andrer mich so sehr als sich selber lieben?

Ist es denn etwas Wunderbares, daß Beleidigungen in der Welt sind und sollen unter den Millionen Beleidigungen keine auf dich stoßen?

Man hasset an dir die Schale, die Handlungen, die Reden, nicht dich; jene würdest du an einem andern heute, an dir morgen hassen.

Eben dann, wenn der andere die Bosheit übertreibt, fühlt er mitleidig sein Unrecht.

Was nützten dich diese Regeln, wenn dich der andre nie in den Fall setzte, sie anzuwenden?

Fliehe die giftige Süßigkeit des Zorns und wähle Mitleiden am Andern.

Sei stumm, lasse die Gährungen sich abreiben und denke, wenn dir die Besiegung des Zorns unmöglich ist, an etwas andres.

Frage nach den körperlichen Aufwallungen nichts und sei froh, wenn Vernunft nachher herrscht.

Mäßige die Stimme und übrigen Verräther des Zorns.

Stelle dir gewisse Fehler der Menschen als schlechterdings unheilbar und nothwendig vor.

Lasse dir im Anfang lieber Unrecht thun als daß du durch eine gerechte Gegenwehr dich in Hitze bringst.

Das verstärkt den Zorn, daß man den andern von seinem Unrecht zu überführen sucht, weil man deswegen sich die schlimme Seite desselben und alle ihn anklagenden Gründe lebhafter denken muß.

Du ärgerst dich über Handlungen, die dir blos unangenehm sind, aber gar nicht gegen dich gethan werden.

Warum zürnen wir über dasselbe Unrecht so sehr, wenn es uns wiederfährt, und so wenig, wenn es einem andern begegnet?

V) Allgemeine Regeln.

Thue ein Ding gar nicht oder mit aller Anstrengung.

Verschiebe nichts auf die folgenden Stunden, denn in diesen wird dir's nicht leichter.

Suche nicht alle deine Handlungen zu rechtfertigen. Bereue nicht.

Schätze nichts, weil es an dir ist, und siehe nicht immer auf dich.

Denke immer und zweifle immer.

Fürchte nicht einen Satz erwiesen zu finden, sondern liebe die Wahrheit.

Wenn du deine Empfindungen nicht zum Schweigen bringen kannst: so lasse sie reden, gehorche ihnen nur nicht.

Erwarte nicht außerordentliche Gelegenheiten zum Guthandeln, sondern nütze deine gemeine Lage — ein dauerndes Fortschreiten ist besser als ein kurzes Auffliegen.

Handle niemals aufs Geheiß der Empfindung, ohne vorher die Vernunft gefragt zu haben.

Habe stets Menschenliebe: so enträthst du alle Regeln leicht.

Du wandelst in einer Welt voll Unsichtbarer, im Kreis der mitarbeitenden, bessern, ähnlichen Geschöpfe und thust Gottes Werk.

Gewinne das Vergnügen nicht zu lieb, es erschlafft die Seele.

Brauche jedesmal eine andre Regel, z. B. gegen Zorn, aber nur im individuellen Fall, wo gerade ihre Anwendung nöthig ist.

VI. Lebensregeln.

Siehe jeden Tag für ein ganzes eigenes Leben, für keinen Abschnitt eines Lebens an und genieße ihn ganz, ohne ihn durch das Eilen zu einem vorausliegenden Abschnitt zu überspringen.

Gerade in der Fröhlichkeit ist Maßhalten sehr schwer.

Gieb deinem Drang nach gewissen Warumfragen in Gesellschaft nicht nach, sondern erwarte die günstige Minute.

Sei in Gesellschaft zugleich stolzer und liebender.

Sprich nicht sogleich viel, wenn du eintrittst und nicht schnell.

Ich will allzeit die Regel gegen den Fehler durchlesen, den ich gerade begangen.

Weise durchaus alle unangenehmen Empfindungen ab.

Befiehl nur sanft, sonst wirst du böse, und zweitens gehorcht man dir leichter.

Meide geselliges Verläumden.

Uebe dich in eigner Menschenfreundlichkeit gegen Freunde — Bekannte — Verwandte — Geliebte.

Versprich nicht, und biete dich nicht unnöthig an und nicht so, daß du es bereuest.

Werde schon, ehe jemand schickt, mit dir über die Antwort einig.

Gerade die Tugend suche in einem Monat zu erwerben, zu der du die meiste Neigung fühlest.

Bedenke was die Gewohnheit auch im Guten wirke.

Es verräth eine größere Seele, auf eine Satyre mit Geduld als mit Witz zu antworten.

Schreibe Briefe und alles langsam und kalligraphisch schön, dann wird's ästhetisch schön.

Rechne die Vortheile eines verrinnenden Lebens, einer dummen kurzen Freude für nichts gegen den langen Nutzen, den der aufopfernde Gehorsam gegen dein ästhetisches Ideal bringt.

XXI. Familien=Nothstand. Kindliche Leiden. Kindlicher Rath und Trost.

Bevor wir Paul nach Hof in die Wohnung seiner Mutter zurückbegleiten, wollen wir die Lage, in welche sie während seines Universitätlebens von dem Schicksal gesetzt und der sie nicht gewachsen war, überblicken.

Bald nach dem Verlauf des ersten Semesters mußte der hülfbedürftige Sohn, anstatt unentbehrlicher Unterstützung, Klagelieder von der Mutter über die Streitigkeiten vernehmen, in die sie verwickelt war, und über die Menschen, mit denen sie zu kämpfen hatte und die sie für nicht anders als bös halten konnte. Paul ging mit kindlicher Liebe und mit dem Ernst eines freundlichen Rathgebers ganz in ihre Denkart ein, indem er sie zu trösten und zu ermuthigen suchte, obwol er bald darauf ihre Sorgen durch Klagen über ausbleibende Nothhülfe vermehren mußte.

„Ach! — schrieb er ihr tröstend am 3. November 1781 — es kommt vielleicht noch ein Tag, wo Ihre Feinde nicht so glücklich sind wie jetzt und wo Sie mehr Ruhe, mehr Freude, mehr Vergnügen genießen. Wenn Sie eine Christin sind, und dies müssen Sie sein: wahrlich! so wüßte ich nicht, wie solche Sachen, die nichts als dies kurze Leben betreffen, Ihnen so viel Unruhe machen können. Dulden Sie die kleinen Leiden, die Sie jetzt treffen; erinnern Sie sich aber an den, der auch die geringste gute

That nicht unbelohnt läßt und auf jedes seiner Geschöpfe mit so viel Liebe herabsieht; der für alle einen Himmel, der allen einen versprochen hat und allen einen geben wird. Beten Sie, wenn Sie keinen Freund haben, dem Sie klagen können; klagen Sie es dem Freund aller Menschen; erwarten Sie von ihm die Hülfe, die lange verzieht, aber nie ausbleibt; denken Sie immer daran, daß auch alle unsere größten Trübsale uns nichts anders rauben können als das Leben und daß hernach der Tod uns die süße Ruhe gibt, welche uns das Leben nicht gab; daß wir hernach alle Leiden so ruhig verschlafen, bis wir dann von diesem Schlummer an jenem heiligen Tag erweckt werden, wo ein offener Himmel den Frommen erwartet, wo der Freund den Freund, der Gatte die Gattin, das Kind den Vater wieder findet, den es so lange verloren hatte, und wo eine ewige Glückseligkeit unaufhörlich das Herz der Frommen durchströmt."

Diesen ermahnenden Tröstungen mußte Paul nur zu bald, nämlich schon am 1. Dezember 1781, Klagen über seine eigene Lage nachfolgen lassen.

„Ich erwarte täglich von Ihnen, schrieb er an die Mutter; ich hoffe immer von Ihnen Nachricht

von dem zu empfangen, was zeither vorgegangen ist, und das Geld zu erhalten, um das ich Sie gebeten habe. Allein ich erfahre, ich sehe nichts von Ihnen. — Sie lassen mich zwischen Furcht und Hoffnung. Ich habe Ihnen schon neulich um Geld geschrieben, und da hab' ich schon viel geborgt gehabt; jetzt hab' ich noch keines, ich borge also immer fort. Aber auf was soll ich denn endlich warten? Sein Sie so gütig und verschaffen Sie mir Rath. Ich muß doch essen und kann nicht unaufhörlich beim Traiteur borgen — Ich muß einheizen; wo soll ich aber Holz bekommen ohne Geld? ich kann ja nicht erfrieren. Für meine Gesundheit kann ich überhaupt nicht sorgen; ich habe weder Morgens noch Abends etwas Warmes. Ich habe Sie um 20 Rthlr. sächs. gebeten, jetzt ist's schon lange; wenn ich's bekommen werde: so werde ich kaum das bezahlen können, was ich schon schuldig bin. Glauben Sie nicht, daß ich Sie unnöthiger Weise um Geld bitten werde, um verschwenderisch leben zu können — Ich weiß, wie nöthig Sie es jetzt brauchen; allein helfen Sie mir nur jetzt; ich denke, Sie sollen mir nachher, mit Gottes Hülfe, lange nicht helfen dürfen. Es muß gehen: vielleicht hilft mir das Mittel das ich im Kopfe habe *), zu Gelde. Allein jetzt muß

*) Dies war das Bücherschreiben.

ich Geld haben: ich wüßte wahrlich nicht, was ich anfangen sollte, wenn Sie mir entweder keines schickten oder mich doch lange warten ließen." —

Nun was machen Sie denn jetzt? Sind Sie schon in Hof? und wie geht's und wie gefällt's Ihnen darin? Und wie steht's jetzt mit Ihrem Streit? Gewinnen oder verlieren Sie? und haben Sie schon geschworen? Ich erwarte lauter Neuigkeiten von Ihnen; ich wünsche, daß Sie nur nicht traurig sein möchten. Schreiben Sie ja gleich; ich wäre sonst in doppelter Furcht, sowol wegen des Geldes als auch wegen Ihrer. Nehmen Sie Ihre Gesundheit in Acht; sein Sie standhaft und ertragen Sie die Leiden, die Sie vielleicht noch in großer Anzahl erwarten, mit Geduld und halten Sie meine Brüder recht zum Fleiß an; was wollten sie denn sonst anfangen?"

Als die Mutter sein Verlangen erfüllt hatte, sagte er ihr: „Ich empfing das Geld, welches ich von Ihnen erbeten — ich danke Ihnen um so viel mehr dafür, als es Ihnen so viel Mühe gekostet, es zusammen zu bringen. O wie gern möchte ich keines verlangt haben, und wie noch lieber möchte ich Ihnen das wieder zustellen können, was Sie so nothwendig brauchen. — Ihre Rechnung, die Sie Ihrem Briefe

beigefügt, möchte nun nicht so ganz richtig sein. Denn ich habe nicht alles von Oerthel *) empfangen; Sie selbst doch auch ein Ziemliches. Doch das thut nichts zur Sache."

„Meinen Bruder (Adam, der Barbier war) bedauere ich auf der einen Seite, daß er ein so elendes Leben hat; aber wenn ich bedenke, daß er sich das Schicksal wol auch selbst mit macht: so ärgert mich seine Aufführung. Jetzt zieht er nun so ohne Herrn in der Welt herum; lernt nichts, wird Ihnen immer einen Gulden nach dem andern ablocken und nichts lernen. Alt ist er genug, freilich klug noch nicht und wird es so bald nicht werden."

Bald darauf bekam er von der trostlosen Mutter den wehklagenden Bericht; daß dieser — von nun an zeitlebens und bis er im Grabe eine Ruhestätte fand, herumirrende — Bruder Soldat geworden sei; worauf er ihr mit eben so viel Kraft als kindlicher und mitleidiger Liebe antwortete:

*) Dieser (der oben erwähnte Vater von Pauls Freund) hatte als Lehnsherr den Kaufschilling eines von dem Großvater verkauften Bauernhofs in Händen und wollte lieber den Sohn als die Mutter darüber verfügen lassen.

„Ich bin weniger darüber erschrocken, daß mein Bruder ein Soldat ist, als daß Sie sich darum so sehr ängstigen. Freilich wär' es besser, wenn er bei seinem Metier geblieben wäre; aber doch, wenn man bedenkt, wie liederlich er immer war und daß ihn kein Herr lang behielt; wenn man dies bedenkt: so ist der Schaden so groß nicht. Denn Sie irren sich sehr, wenn Sie den Soldatenstand für etwas Verächtliches halten. Sind denn nicht Edelleute, Grafen und Fürstensöhne Soldaten? Ein Soldat ist etwas besseres als ein Barbier. Adam kann ja wol auch avanciren, wenn er lang ist und sich gut aufführt. Ist ja der eine Sohn der alten Frau Pfarrerin in Ködiz auch einer und hat es vielleicht besser und bequemer als der andere, der Pfarrer in Ködiz. Ein Soldat hat es selbst im Kriege besser als andre Leute; die müssen sich plündern lassen und können sich mit nichts gegen ihren Feind vertheidigen, allein ein Soldat nicht. Mein Bruder wird es nun auch wol bleiben. Aus dem Himmel und der Hölle ist keine Erlösung. Jede Verwendung hilft so viel als nichts. Schreiben Sie meinem Bruder, daß er sich gut aufführen soll; für das Uebrige wird Gott sorgen. Und kümmern Sie sich ja nicht so sehr darüber; es ist doch nicht zu ändern, und legen Sie nur die falschen, verächtlichen Begriffe vom Soldatenstande

ab, ohne den der Staat gar nicht bestehen kann. So-bald nach Hof werde ich wol nicht kommen. Viel-leicht zu Ostern; zu welcher Zeit ich auch, ich weiß es aber noch nicht gewiß — und es ist überhaupt noch sehr ungewiß — die Universität Göttingen beziehen will."

„Ich wollte Ihnen gerne Kaffee schicken, aber mein Geldmangel ist so groß als der Ihrige. Ich borge halt darauf los, und kann nicht anders. Wenn nur mein Mittel anschlägt, wie ich hoffe; aber frei-lich ist es nicht sogleich geschnellt. Höchstens in vier Wochen ist es mit meinem Mittel entschieden; und da weiß ich gewiß, ob ich Geld habe oder nicht. — Ueber-haupt hat mir der Rektor in Schwarzenbach lauter Lügen von Leipzig weißgemacht und wenn ich mir nicht selbst zu helfen gedächte: so würde mir wol keine In-formazion helfen, weil man keine kriegt. Und wie steht es denn mit meinen Brüdern? was wird denn aus ihnen? vielleicht nichts."

„Schreiben Sie bald und kümmern Sie sich nicht so sehr, da Sie mit allem Ihren Kummer nichts ge-ändert und immer der Gesundheit geschadet haben."

„Heute bekam ich, schrieb er der Mutter darauf am 27. Mai 1782, Ihren Brief, und eben heute Abend beantworte ich ihn schon wieder, um Sie von der Ge-

wißheit meiner Gesundheit zu versichern. — Lassen Sie den N** (den Schwager, mit dem sie wegen der elterlichen Erbschaft Prozeß führte) in Frieden ruhen — er ist im Grab, hassen Sie ihn nun nicht mehr. Der Tod endigt alles, auch die Feindschaft. Hat er Ihnen unrecht gethan — nun so hat er gefehlt wie andere Menschen.“ —

Von neuer Noth war die Mutter durch die Flucht Adams und Paul durch die Wehklagen darüber bedrängt, weswegen der letztere am 10. Juli 1782 schrieb:

„Meinen armen Bruder bedauere ich; vielleicht aber hat er es doch besser, als Sie es jetzt aus Kümmernis sich vorstellen. Er kann an einen guten Herrn gerathen sein; er kann jetzt sich besser aufführen, weil er keine mütterliche Hülfe mehr zu erwarten hat. Daß er nicht schreibt erklär' ich mir daher, weil er oft, da er bei Ihnen war, gesagt hat, er wolle nichts von seinem Aufenthalt schreiben. Sie brauchen sich also nicht so sehr zu kümmern — tausende wandern wie er in der Welt herum — und was hilft all ihr Kümmern? Mir aber können Sie die Schuld nicht beimessen, daß er fort ist. Wegen meiner Vermahnung

hat er sich nicht fortgemacht, sondern weil Sie ihm durch mich schreiben ließen, er sollte sich jetzt nicht auf Ihre Hülfe verlassen. — Und was hab' ich wegen Leipzig für eine Antwort geben sollen? — Hier wär' er ja nicht fortgekommen *).“

„Ich weiß nicht, äußerte Paul nochmals am 21. August 1782, ob mein Bruder, der so hülflos und krank in der Welt umherirrt, sich durch sein jetziges Elend wird bessern lassen. Ich bedaure ihn zehnfach und wünsche ihm bald glückliche Veränderung, aber daß Sie sich der Nachrichten von ihm wegen bald in den Tod legen und abhärmen und abgrämen, da handeln Sie nicht billig gegen sich selbst und noch weniger gegen meine andern Brüder. Diese brauchen doch am meisten Ihre Hülfe — und um diese bringen Sie sie, wenn Sie sich durch Gram Ihr Leben abkürzen. Gewöhnen Sie sich doch Geduld an und erinnern Sie sich allzeit, daß es allemal eine Sünde ist, sich dem Schmerze ohne Ziel und Maß zu überlassen.“

„Mein Rath wegen der Verkaufung ihres Wohnhauses ist allerdings gut. Bedenken Sie die Steuern

*) Die geplagte Mutter hatte von ihm verlangt, daß er dem verirrten Bruder in Leipzig eine Unterkunft verschaffen und auch noch einen andern Bruder daselbst als einen Handelslehrling unterbringen sollte.

und Gaben, die Sie jetzt geben müssen, und daß dieses baufällige Haus von Tag zu Tag baufälliger wird und also immer mehr von seinem Werthe verliert, oder wenigstens mit vielen Kosten zu repariren ist."

„Sie glauben ich lege Kleidung ab; ja wie will ich dies können, da ich mir keine neue anschaffen kann — ich habe wol zerrissene Kleidung aber keine abgelegte. — Nun muß ich auf mich selbst kommen. Wenn Sie nur wüßten wie ungern ich daran gehe, Sie mit Geldbitten zu belästigen! Aber könnte ich anders! Und doch will ich gar nicht viel, weil ich Ihren Geldmangel kenne und weiß, wie viele Unterstützung meine Brüder brauchen. — Ich will nicht von Ihnen Geld, um meinen Speisewirth zu bezahlen, dem ich 24 Thlr. schuldig bin, oder meinem Hauswirth, dem ich 10 Thlr., oder andere Schulden, die über 6 Thlr. ausmachen — zu allen diesen Posten verlang ich von Ihnen kein Geld; ich will sie stehen lassen bis zu Michaelis, wo ich diese Schulden und die noch künftig zu machenden unfehlbar (er hoffte dabei auf das Honorar der Grönländischen Prozesse) zu bezahlen in Stand gesetzt sein werde. — Also zu dieser großen Summe verlange ich von Ihnen keine Beihülfe — aber zu folgenden müssen Sie mir Ihre Hülfe nicht abschlagen. Ich muß alle Wochen die Wäscherin bezahlen, die nicht borgt;

ich muß zu früh Milch trinken; ich muß meine Stiefeln vom Schuster besohlen lassen, der ebenfalls nicht borgt; ich muß meinen zerrissenen Bieber ausbessern lassen vom Schneider, der gar nicht borgt; ich muß der Aufwärterin ihren Lohn geben, die natürlich auch nicht borgt — und dies muß ich nur jetzt alles bezahlen und bis auf Michaelis noch weit mehr. Nun sehen Sie, zur Bezahlung dieser Sachen werden Sie mir doch wol hülfliche Hand leisten können — ich wüßte gar nicht was ich anfangen sollte, wenn Sie mich stecken ließen. Glauben Sie denn, daß ich Sie mit Bitten plagen würde, wenn ich es nicht höchst nöthig hätte. Ich mag ja auch nicht viel; acht Thaler sächsisch Geld sollten mich zufrieden stellen und gewiß werd' ich dann Ihre Hülfe nicht mehr so nöthig haben. Denn das dürfen Sie nicht glauben, daß mein Mittel, Geld zu erwerben, nichts tauge; weil es etwan noch nicht angeschlagen hat. O nein! durch eben dieses getraue ich mich zu erhalten; und es kommt nur auf den Anfang an. (Wie schwer ward aber dieser unserm Paul!) Von diesem Mittel mehr zu schreiben verbietet mir der enge Raum meines Briefs; sonst wollt' ich Ihnen deutlich zeigen, daß man mit Informazionen hier wenig fortkommt."

Das Mittel, welches Paul mit so viel ge-

heimnisvoller Zuversicht angekündigt hatte, bewährte sich nun; denn es erschienen die Grönländischen Prozesse und mit ihnen überschwengliche Hoffnungen auf fortdauernden, unfehlbaren Gebrauch des Mittels, wodurch er Schulden tilgen und eine Reise nach Hof machen konnte.

„Sie wollen wissen, schrieb er am 3. April 1783, was ich für Bücher schreibe? Es sind weder theologische, noch juristische: und wenn ich Ihnen auch den Namen hersetze: so ist es Ihnen damit doch nicht deutlich: Satyren oder spashafte Bücher sind es."

„Fast mußte ich lachen, als Sie mir den erbaulichen Antrag machten, mich in Hof in der Spitalkirche hören zu lassen. Denken Sie denn, es ist so viel Ehre zu predigen? Diese Ehre kann jeder miserable Student erhalten und eine Predigt kann jeder im Traume machen. Ein Buch zu machen ist doch wol zehnmal schwerer. Uebrigens will ich Ihnen nur berichten, daß jeder Student, wie ich, in Hof gar nicht predigen darf, ohne vorher für 14 Gulden in Baireuth die Erlaubnis dazu gekauft zu haben."

„Wenn ich zu Pfingsten nach Hof komme, schrieb Paul am 3. Mai: so werd' ich Ihnen nicht nur mich,

sondern auch alte Wäsche mitbringen! Sie schicken ja meinen Strümpfen und Hemden gar keine Rekruten nach. Ich habe keinen ganzen Strumpf; ich lasse wol einige flicken, aber was ist das. Grobe Hemden hab' ich genug; nur nicht viel feine; und blutwenig zerrissene Strümpfe." —

„Sein Sie nicht böse, daß ich so lustig bin: denn ich schreibe den ganzen geschlagenen Tag spashafte Bücher und da kann es denn nicht anders kommen als daß ich auch spashafte Briefe schreibe. Noch eins. Ich bin nicht mehr in meinem alten Logis, sondern auf den Sommer in einen schönen Garten vor dem Thore gezogen. Ich wohne aber immer noch bei demselben Herrn, dem mein voriges Logis gehörte; der Garten gehört nämlich ihm."

Die Mutter, die den Sohn in ihrer Vaterstadt glänzend und berühmt sehen und als eine andächtige Zuhörerin unter der Kanzel sitzen wollte, von der er herunter predigen sollte, beruhigte sich nicht bei seiner abschlägigen Antwort, weswegen er sie nochmals wiederholte und daher Folgendes schrieb:

„Sie haben mir eine Strafpredigt gehalten, da-

mit ich in Hof eine Bußpredigt halten soll. Sie glauben, es ist so leicht ein satyrisches Buch zu schreiben. Denken Sie denn, daß alle Geistlichen in Hof eine Zeile von meinem Buche verstehen, geschweige machen können? Glauben Sie, daß ich umsonst so viel dafür habe bezahlt erhalten? Und daß der Pfarrer in Rehau und andere die Sache nicht verstehen, welche mich so sehr deswegen loben? Wenn ich nun Theologie studirt hätte, von was wollt' ich mich denn nähren? Noch einmal, die Erlaubnis zu predigen kostet ungefähr 14 Gulden; fragen Sie nach. Ich verachte die Geistlichen nicht — allein ich verachte auch den Leinweber nicht; und mag doch keiner werden. Ihnen habe ich deswegen kein Buch geschickt, weil es Ihnen zu nichts helfen würde. Ich getraue mir noch Bücher zu schreiben, wo ich für ein einziges so kleines, wie das jetzige, 300 Thlr. sächsisch bekomme. — Weil Sie auf Ihre zwei vorigen Briefe nicht franco gesetzt haben: so mußt' ich es bezahlen; die Posten machen es nicht anders. — Ihnen ist es nicht recht, das ich spashafte Bücher schreibe; und Sie schreiben doch spashafte Briefe; über das Ende Ihres letzten mußte ich lachen."

Am 20. Dezember 1783 mußte er der bedrängten Mutter, die von ihm Unterstützung

verlangte, sagen: „Ich hätte Ihnen eher geantwortet, wenn ich Ihren Brief hätte so beantworten können, als ich und Sie es wünschten. Neulich schon hab' ich meinen gänzlichen Mangel an Geld Ihnen bekannt. Schlechterdings nichts hab' ich, womit ich Ihnen helfen könnte und ich habe noch Mühe, für mich selbst so viel geborgt zu bekommen, als ich brauche. Also wie wollt' ich auch für Sie gelehnt erhalten? Zumal da ich hier keine Bekannten habe, bei denen ich so etwas suchen könnte; und der einzige Oerthel hat mir ohnehin schon mehr als zuviel, oft so, daß er selbst darüber sich in Noth steckte, borgen müssen. Ich bitte Sie also, verlassen Sie sich ja niemals auf mich. Wenn ich etwas habe, das ich geben kann: so thue ich es von selbst, ohne daß Sie es vorher zu verlangen brauchten." —

Als die Mutter ihr Heil in der Lotterie suchen wollte und fast mit einiger Zuversicht hoffte, ihre Umstände dadurch verbessern zu können, schrieb er ihr am 2. April 1784.

„— — Wenn Sie wegen der Lotterie mir doch nur folgten! Glauben Sie denn nicht, daß wenn es nur darauf ankäme, hineinzusetzen, um zu gewinnen: jeder sogleich würde reich werden können, denn er

brauchte ja nur etwas Geld aufzuwenden? Aber man wird durch Lotterie so selten reich, daß Tausende schon arm geworden. Die Lotterien sind schon so eingerichtet, daß man allzeit wenig dabei gewinnen kann. Und Sie wagen nicht wenig, wenn Sie in die hiesige setzen. Der erste Einsatz ist zwar nur gering, aber man muß fortfahren und dann steigt es sehr hoch. Ueberdies ist jetzt die Zeit nicht, wo Sie gut einsetzen können; Sie müßten wenigstens noch etwas warten. Dazu ist ja in Baireuth auch eine Lotterie; warum wollen Sie lieber in die hiesige einsetzen? Glauben Sie in dieser etwan viel zu gewinnen? Aber das können Sie ja auch in der Baireuther, wenn Sie nur viel einsetzen wollen."

XXIII. Rückkehr nach Hof. Aufenthalt daselbst. Zunehmendes Misgeschick.

„Ueberdies — schrieb er aus Leipzig am 21. Juni 1784 — bin ich jetzt in verdrießlichen Umständen, denn ich habe kein Geld; doch habe ich dafür nicht

wenige Schulden und gebe mir täglich Mühe, die alten mit neuen zu vermehren. Doch hoff' ich bald Geld zu bekommen *); und ich kann darauf um desto eher rechnen, weil es mir neulich wirklich geträumt hat, daß ich in kurzem der reichste Mensch auf Gottes Erdboden werden solle."

Nun bereitete er die Mutter auf seine Flucht aus Leipzig vor, ungeachtet er noch einige Hoffnung hegte, sie abwenden zu können. — — „Wenn ich nun einmal, sagte er, wieder, wie gewöhnlich gefahren käme, wo sollte ich doch in dem Hause, wo Sie jetzt (nach Verkauf des eigenen) wohnen, Platz nehmen? Benachrichtigen Sie mich also, ob ich mir versprechen dürfe, ein bequemes Loch zu finden, in das ich bei meiner Ankunft kriechen könnte." —

„Mein Buch in H** ist nur ein abgeschriebenes aus andern Büchern **) und ich frage also wenig dar-

*) Durch den Verkauf des Manuscripts vom zweiten satyrischen Werk.

) Schon im Dezember 1783 hatte er der Mutter geschrieben: „In H liegt ein blau eingebundenes Schreibbuch von mir mit dem Titel: „Verschiedenes aus den neuesten Schriften. Zwölfter Band." Ich gab es Sophien zu lesen; fordern Sie es zurück; vergessen Sie es ja nicht." Die Mutter konnte es aber nicht zurück erhalten.

nach. Ich schenke es also der Mademoiselle von Herzen gerne und muß es wol, da ich mich (Sie werden in Hof unfehlbar schon davon gehört haben) entschlossen habe, dieselbe nächstens zu ehelichen. Den Hochzeittag werd' ich Ihnen gewiß im nächsten Briefe melden. Sie geht hier ganz im Stillen vor sich und meine Braut wird wol den 11. Julius schon vom Hause abreisen. —

Sie sehen, ungeachtet es mir toll gehet, bin ich doch lustig und fahre wohl dabei. Sie sollten es auch sein."

„Ich habe zu diesem Brief nur einen elenden Wisch genommen, wie Sie sehen; und ich ersuche Sie, mir das abzugewöhnen. Meines Erachtens sollte ein junger Mensch, wie ich bin, sich ordentlicher halten. — Wegen der Lotterie schreib' ich Ihnen, wenn Sie mir geantwortet haben; vielleicht antworten Sie mir darum desto eher. In der Hoffnung, daß Sie mir wenigstens in einem Vierteljahre wieder schreiben, verharre ich Ihr gehorsamer Sohn."

Pauls Aufenthalt in Leipzig dauerte, nachdem er diesen scherzhaften, oder bittersüßen Brief geschrieben hatte, nicht viel länger als noch ein Vierteljahr.

Schon am 16. November befand er sich in Hof und schrieb an Oerthel: „Ich schicke Dir hier Deinen Mantel und blos die kalten Winde, von denen ich mir keine Vorstellung in Leipzig gemacht hatte, sind schuld, daß ich Dir für ihn, so wie für die Ueberziehhosen weit mehr danken muß als ich anfangs nöthig zu haben glaubte; ohne beide wäre ich — um ohne Hyperbel zu reden — sicher ganz hart gefroren bei den Meinigen angekommen, statt daß ich jetzt nur blos die rechte Hand erfroren habe. Ich kann kaum mit ihr mehr schreiben, wie Du leicht sehen wirst. Kehret diese Unbeweglichkeit derselben, wie es bei allen erfrornen Gliedern gewöhnlich ist, jeden Winter zurück: so bin ich gezwungen, nur im Sommer Satyren zu machen und dem bekannten Stachelschweinmenschen in London zu gleichen, der seine Stacheln allzeit im Winter abwarf und die Umarmung seiner Frau auf seine Mauserzeit verschob."

„Der Zwickauer Postmeister hielt mich wegen meiner Haare für einen Griechen und fragte, ob ich des Handels wegen nach Plauen ginge."

„Ich reisete unter Hermanns Namen hieher und erst unter dem hiesigen Thore gab ich meinen an."

„Ich hörte unterwegs einen Bauern zu einem an-

dern, der unter der Oberherrschaft seines Weibes stand, sagen: „Du hast an ihr deinen **Mann** gefunden.“ Ich halte das beinahe für ein Bonmot. Nichts kann wol mehr ein schönes Gesicht verschönern als eine schmale Binde, die eine Verletzung anzeigt, quer über die Stirn gebunden; ich sah dies an einem schönen Mädchen unterwegs. Man sollte sich dadurch fast versuchen lassen, seiner Frau von Zeit zu Zeit geschickt einige Stirnwunden beizubringen, um sie in die Nothwendigkeit zu setzen, sich mit dieser Bandage zu zieren.“

„Ich werde Dir bald mein Manuskript zuschicken, damit Du es an Reich übergibst. — Meine Hand, die sich immer mehr verschlimmert, und die Post, die abgehen will, verbieten mir, dieses Papier aus einem bloßen Frachtzettel in einen Brief zu verwandeln; Du hast also noch nichts zu beantworten, bis ich Dir wieder geschrieben habe.“

„N. S. Ich habe meinen Brief nach der Regel Swifts geschrieben: wenn man an einen Freund schreibt: so muß man sich nie dazu auf den Arm stützen als höchstens bis der Brief fertig ist.“

An demselben Tag, am 16. Nov. knüpfte er wieder an oder setzte vielmehr fort die alte Ver-

bindung mit dem Pfarrer Vogel durch einen Brief, der freundlicher war als der, womit er bei seiner letzten Rückkehr nach Leipzig von ihm Abschied genommen und die Seltenheit seiner Besuche nicht so wol entschuldiget, als erklärt hatte.

„Es hat nicht viel gefehlt, schrieb er, so wär' ich statt dieses Briefes selbst gekommen: denn ich bin nun schon wieder in Hof. Aber ich weiß kaum, ob ich mit dem Bewußtsein der Saumseligkeit, mit der ich Ihre Aufträge ausrichte oder vielmehr nicht ausrichte, Ihnen unter die Augen treten darf, und Ihr künftiger Brief wird mir erst der Erlaubnisschein zu einem Besuche sein. Meine Bemühungen um den Verkauf Ihrer Bücher hatten nicht einen Erfolg, der sehr geschickt sein könnte, Sie von dem Eifer, womit ich ihn betrieben, zu überzeugen. Aber ich habe noch das Schlimmste zu entschuldigen, oder vielmehr nur zu beichten. Den Katalogus Ihrer Bücher hab' ich jetzt nicht mitbringen können, weil — ich will es nur gerade herausgestehen — weil er nicht in Leipzig, sondern von einem Antiquar mit nach Dresden fortgenommen worden ist."

„Wenn Sie ihn nicht abgeschrieben haben und

nicht folglich seine Stelle, bis wir ihn wieder erhalten, durch einen andern vertreten lassen können: so hab' ich wahrlich nicht den Muth zu Ihnen zu kommen. Ich wünschte fast, Sie verstellten sich, um mich zu beruhigen, ein wenig in Ihrer Antwort auf dieses; und wenn Sie können: so treiben Sie die Verstellung so weit, daß Sie mir das Lob ertheilen, ich habe mich jederzeit als Ihren gehorsamsten Diener — unterschrieben; denn wahrlich als so einen bewiesen hab' ich mich noch niemals."

„Wenn Sie aber einen, der weder Bücher Ihnen kauft, noch verkauft, doch noch welche zu lesen geben können: so würde ich Sie bitten um Klopstocks Gelehrtenrepublik — um den 2ten oder 3ten Theil von Fueßlins Ketzerhistorie oder um Bielefelds Staatswissenschaft oder um das neueste Register zur Allg. deutschen Bibliothek. —

Ich bin mit wenig Hoffnung, daß Sie so viel auf einmal, Bitten, Fehler und Entschuldigungen verzeihen werden, in größter Hochachtung rc."

Vogel antwortete noch an demselben Tag:

„Ich bin so erfreut über Ihre Ankunft in Hof, daß ich für Freude nicht zu mir kommen, viel weniger einen Brief schreiben kann. Ich meine, daß von

Hof nur zwei Stunden nach Rehau sind und daß ich also meinen besten Freund morgen noch zu sehen bekommen werde; und sehen Sie, so hängt meine übermäßige Freude mit Ihrer Ankunft in Hof zusammen. Daß Sie sie aber nicht zu Wasser machen — weil man jetzt überall Wasser braucht! daß Sie ja morgen noch und zwar bei rechter früher Tageszeit dahier eintreffen und persönlich den Prozeß, den Sie in Ihrem lieben Brief schon berührt, in Form Rechtens anhängig machen! Vorläufig sei Ihnen gesagt, daß Sie einen billigen, bestochenen Richter finden werden."

Wie Vogels Bibliothek die Stelle bedeutender Lehrer ersetzt hatte, bevor Paul auf die Universität gegangen: so trat sie, nachdem er zurückgekommen war, wieder in ihre früheren Rechte ein; und Paul schrieb daher, indem er vier Bücher zurückschickte, am 11. Dezember 1784.

„Mein Bruder wird Ihnen die vier Lehrmeister in der Serviette getragen bringen, die Sie meiner Belehrung gütigst verwilliget.

Ihre Bibliothek ist (jetzt) meine Akademie und ich darf bei allen Ihren Büchern Kollegien hören, die ich obendrein gratis bekomme."

„Allein in Ihrer Bibliothek ist die Stelle eines Professors, der mit theologischem Räsonnement zugleich Witz verknüpfet und der Theologie, statt ihres schwarzen Rocks ein schönes Gallakleid schenket, seit Erasmus Tode unbesetzt geblieben; und wahrhaftig, diese wichtige Stelle darf nicht länger ledig stehen als höchstens bis zur künftigen Ostermesse. Ich ersuche Sie daher, daß Sie mich zum Muster im Fleiße sich vorstellen und nicht so gar saumselig als es, leider! Ihre Gewohnheit ist, in der Verfertigung jenes Professors, mit dem Sie jene Stelle längst schon hätten besetzen sollen, zu Werke gehen möchten; denn ohne meinen Nachtheil kann ich die Hörung eines solchen Professors wol nicht länger anstehen lassen."

„N. S. Meine Mutter räth mir an, die Höflichkeit doch nicht so ganz aus den Augen zu setzen, sondern ein schönes Postskript auszufertigen, und in demselben Ihnen glückliche Feiertage zu wünschen; ich stelle aber meiner Mutter vor, daß ich Ihnen lieber glückliche Wochentage wünschen will, deren es doch mehrere gibt. Dafür ersuche ich Sie, auch höflich zu sein und mir Verschiedenes zu wünschen, unter andern dies, daß ich oft von Rehau Briefe bekommen möge; jedoch kein Wunsch trifft ein. Ihrer lieben Gemahlin die ich jetzt mit einem H schreibe, wünsch' ich zum neuen

Jahre, daß ein gewisser Herr Richter aus Hof selten nach Rehau komme: denn der verursacht stets Beschwerlichkeiten, er mag kommen oder schreiben und will immer was haben, bald Essen, bald Bücher, bald gar — Briefe."

Bei einer Schrift, die Vogel unter dem Titel „Raffinerien" herausgab, besonders aber bei einer andern, welche unter dem Titel: „Mixturen" erschien und Aufsätze von Vogel und einigen Freunden (wozu auch der brave Pfarrer Völkel und Paul selber gehörten) enthielt, ward der letztere ästhetisch kritischer Rathgeber.

In Beziehung auf den ersten Band der Raffinerien schrieb ihm Vogel: „ich habe an den Briefen noch gewaltig herumgefeilt; und nicht nur Ihre Feile genützt, sondern auch aus Ihrem unerschöpflichen Witzmagazin etliche Gleichnisse gestohlen — welche? werden Sie einst aus dem gedruckten Buche ersehen. Es ist genug, daß ich mich einstweilen als homo trium literarum angebe, und tröstlich, daß ich um fünf geraubter Gleichnisse willen nicht werde gehängt werden."

„Noch ein Wort, erwiederte ihm Paul, von der

Wilddieberei, der Sie sich unglücklicherweise zu ergeben scheinen und für die Sie die Strafe des Stranges ganz wol verdienen dürften. Denn ich kann Ihrer Hoffnung nicht beitreten, daß man Sie wegen fünf gestohlener Gleichnisse nicht hängen könne. Ich glaube vielmehr, es giebt keine vernünftigere Halsgerichtsordnung als die einiger Wilden, von der ich neulich gelesen. Je größer nämlich der Werth des Diebstahls ist, desto gelinder bestrafen sie ihn: denn, sagen sie, desto größer war die Versuchung und desto schwieriger der Sieg darüber und desto verzeihlicher die Niederlage. Je geringfügiger hingegen der Gegenstand des Diebstahls ist, mit einer so größern Strafe rächen sie ihn. Wenn Sie das überlegen und besonders den Punkt nicht aus den Augen lassen, daß Sie nicht einen Pope oder sich selbst (in diesem Falle würde ich selber für eine mildere Bestrafung Ihres Raubes sein), sondern mich bestohlen haben: so werden Sie leicht begreifen, warum ich es recht sehr wünsche, daß man Sie wegen des Diebstahls einer so werthlosen Sache aufhängen möchte, wie den Dr. Dodd *)."

„Die Christen des vierten Jahrhunderts, schrieb

*) Er wurde gehängt, weil er Banknoten nachgemacht und in Umlauf gesetzt hatte. Seine Geschichte machte damals sehr großes Aufsehen.

Paul am 28. März 1785, (und noch jetzt thun es die griechischen) löschten in der Vigilie vor Ostern alle Lichter aus und zündeten mit Feuer, das sie für himmlisch hielten, eine gewisse Kerze an, die sie cereus paschalis hießen. Ich habe diese Aehnlichkeit geschickt und ungezwungen an den Locken herbeigezogen, um Ihnen zu sagen, daß es sich wol für Ihren Verleger schickte, sich einige Mühe zu geben, daß ich Ihr Buch zu Ostern bekäme, von dem ich den Gebrauch eines geweihten Osterlichtes machen würde, um dabei zu sehen. Wenn ich ein Jude wäre: so würde ich wol gar Ihr Osterbuch mit einem Osterlamme vergleichen, dessen Genuß ich begehrte." —

Nun noch zu einer Sache, von der unter uns beiden selten die Rede sein kann. Denn so viel wir auch von Köpfen reden, so kommen wir doch niemals auf diejenigen Köpfe, welche nichts als Gold oder Silber verewigt, d. h. auf die fürstlichen, d. i. auf das Geld. Meine Mutter hat mir nämlich aufgetragen, Sie zu bitten, daß Sie von irgend Jemand ihr ungefähr 25 Gulden auf Obligazion auszuwirken die Güte haben möchten, oder daß Sie, falls niemand diese Gefälligkeit hätte, sie durch Ihre eigne ersetzten. Auch mit der Hälfte der Summe würde Sie jetzt, bis die zweite nachfolgte, vorlieb nehmen. Sie kann diese zu-

dringliche Bitte mit nichts als dem Zusammentreffen nachtheiliger Umstände rechtfertigen, die sie außer Stand setzen, die Ausgaben, welche meine Brüder und das bevorstehende Osterfest ihr machen, mit ihrem Vorrathe zu bestreiten. Vielleicht bewilligen Sie mir eine Bitte, an deren Glück mir so viel liegt und deren Gewähr ich nicht vergessen würde, wenn meine Mutter die Schuld auch schon wieder abgetilgt hätte. Möchte Ihr Brief die Abdrücke von zweierlei Köpfen mitbringen! Ich meine den Abdruck ihres eigenen Kopfes und die Abdrücke von fürstlichen Häuptern: beide setzen nie große Länge Ihres Briefs voraus."

Von dieser Voraussetzung konnte gerade der erwünschteste Theil nicht wahr werden, weil Vogel am 21. März 1785 — er wußte nicht, wie sehr er dadurch den 22sten Geburtstag Pauls verfinsterte — erwiedern mußte:

„Mein Leihhaus steht Ihnen stets offen und zu Befehl. Das werden Sie aus dem Transport von Büchern, der bei Ihnen heute noch eintreffen wird, aufs neue erfahren. Wäre mein Leihhaus auch auf Abdrücke von fürstlichen Köpfen angelegt: so sollten Sie auch hier wahrlich keine Fehlbitte gethan haben. Mehr brauche ich nicht zu sagen, denn ich hoffe,

daß Sie meinen Charakter kennen, wenn Sie gleich nicht wissen sollten, daß mein Haus, was die Abdrücke goldner Brustbilder betrifft, ein wirkliches passives fürstliches Leihhaus ist, worüber ich selbst ausgestellte Dokumente in die Welt, aber leider! nur nicht zu meinem Besten habe fliegen lassen. — Sollten aber aktive Leihhäuser auszufinden sein: so will ich sie aufsuchen, um wenigstens meinen Diensteifer dadurch zu bezeigen."

Dies that er in der Folge auch wirklich mit einigem Gelingen; es konnte aber nicht so oft, als es nöthig gewesen sein möchte, wiederholt werden und vermochte daher immer nur eine vorübergehende augenblickliche Hülfe zu gewähren.

Unter solchen Bedrängnissen erwachte in Paul die, obwol ungegründete, Besorgnis, daß ein Leipziger Bücherverleiher ein Manuskript, das er ihm zur Verschaffung eines Verlegers anvertraut hatte, als ein Unterpfand zur Sicherung seiner kleinen Forderung zurückbehalten wolle.

Er schrieb ihm daher am 8. Mai 1785 — und zwar in einem Zeitpunkte, in dem er durch

unwahre Zusicherung des damaligen, ganz unzuverlässigen Buchhändlers in Hof zu übergroßen Hoffnungen verlockt und im gleichen Grade getäuscht wurde — Folgendes:

„Ihr Stillschweigen lässet mich vermuthen, daß Sie den Theil des Manuskripts noch nicht untergebracht haben, den Ihnen Herr Hermann übergeben. Zum Glücke habe ich hier, mit meinen Bemühungen einen Verleger bekommen. Ich bitte Sie daher recht sehr, Herrn Hermann das Manuskript wieder so bald als möglich zuzustellen, weil jeder Aufschub mich an dem Verkauf desselben hindern würde. Ich bin überzeugt, daß Sie mein Manuskript nur darum unterzubringen versprochen haben sollten, um ein Pfand zu erhalten, das Ihnen die Bezahlung meiner Schuld zusicherte. Denn ohne den Verkauf meines Manuskripts kann ich Sie nicht bezahlen und jeder Aufschub des erstern ist auch ein Aufschub des letztern."

„Trauen Sie aber den Worten eines Jünglings nicht, der seine Rechtschaffenheit nicht für zwölf Thaler Preis geben wird: so fordern Sie irgend eine schriftliche oder andere Versicherung; ich werde Sie Ihnen geben. Wäre mein Verdacht ungegründet: so bin ich Ihnen doppelten Dank für Ihre Bemühung schuldig."

In der That war, wie Paul selbst äußerte, dieser Verdacht voreilig gewesen, denn der Leihbibliothekar hatte, bevor er noch diesen Brief empfangen, das Manuskript, das er nicht anzubringen vermochte, zurückgegeben.

Die Nachricht von diesem Misgeschick erhielt Paul, als er — der ein Feind jeder Verzögerung und Unentschiedenheit war — sich denn doch allmälig der Wahrnehmung nicht entziehen konnte, daß von Seiten des Höfer Buchhändlers alle versprochenen Anstalten, welche zum Erscheinen eines Quartbandes neuer Satyren nöthig waren, unterblieben, und daß er durch Zusicherungen, deren Erfüllung unmöglich war, hintergangen worden sei.

Hatte er kurz zuvor gewähnt und verkündiget, „daß er nächstens und auf einmal aus zwei Buchhandlungen zwei Bände seiner satyrischen Werke hervorgehen lassen könne und werde: so fing er nun doch an zu bezweifeln, daß diese Werke so bald an das Tageslicht kommen möchten.

Er schrieb daher am letzten Juli 1785 an Vogel:

„Ich hätte beinahe vergessen, Ihnen für das Geschenk Ihres Buchs (der Raffinerien) schriftlich zu danken; aber ich werde nicht vergessen, Ihnen dafür thätiger zu danken, wenn ich Ihnen (aber nicht bald) selbst ein Buch von mir sende."

„Um ein gutes Buch zu machen, schrieb er am 10. Septbr. 1785 an Vogel, muß ein guter Autor da sein; aber es nur zu bessern, dazu gehört blos ein mittelmäßiger. —

Eier legen kann nur eine Henne, aber sie ausbrüten und reif manchen, das kann auch Hühnerkoth, das kann ein Hund und ein Kapaun. Ich erinnere Sie an die Erlaubnis, die Sie mir versprochen, Ihr Hühnerkoth sein zu dürfen; außer der Hausapotheke, die ich Ihnen angeboten *), steht Ihnen also noch ein Brütofen für Ihre Raffinerien (d. i.

---

*) Paul hatte ihm geschrieben:

„Uebrigens hoff' ich, daß unser neuliches Hahngefecht — in England bewaffnet man die Hähne, ehe man sie auf einander hetzet, mit Sporen — keinem eine dauerhafte Wunde versetzt haben möge; wäre aber dennoch eine bei Ihnen nicht zugeheilet: so biete ich Ihnen meine Hausapotheke an, wiewol es besser wäre, wenn Sie lieber freudig in den Teich zu Bethesda sprängen.

für den zweiten Band) zu Diensten. Sollten Sie auch noch nicht viel von Ihrem Buche zu Stande gebracht haben: so werden Sie doch wenigstens — Nichts fertig haben; und um dieses ersuch' ich Sie."

Im November mußte er an eine sehr geachtete Person folgenden Brief ablassen:

„Mich kränket selbst jeder Brief, den ich in der Furcht des Misfallens an Sie schreiben muß. Ach! ich hoffte, mir durch mein Manuskript den Weg zur nähern Bekanntschaft mit dem Mann zu bahnen, den ich so liebe und bewundere; und jetzt muß ich durch jedes Blatt, das ich seinetwegen ablasse, Sie noch mehr von mir abzuwenden fürchten. Aber was kann ich nun dafür, daß ich die Fortsetzung meines Fehlers nicht aufhalten kann? Denn ich muß Sie bitten, mir zu antworten, falls Sie mein Manuskript gar nicht bekommen hätten, damit mir nicht durch die Länge der Zeit der Weg, es wieder aufzufinden, ganz versperret werde — oder falls es Ihnen misfallen hätte, damit ich es verbessere oder vernichte — oder falls Sie an dem Glücke desselben arbeiteten, damit ich Sie nicht mit einer undankbaren Aengstlichkeit beleidige und mich nicht damit quäle. Wäre meine Bitte zu zudringlich gewesen: so werden Sie mich doch nicht so hart durch

ein längeres Stillschweigen und durch eine längere Verbalterrizion bestrafen wollen."

„Mir that es allzeit wol, wenn ich die Sonne mit einem menschlichen Gesicht im Kalender gemalet sah. Diese Art von Menschwerdung milderte ihren Glanz und brachte sie dem Menschen näher." — —

„Aber Sie haben ja ein Menschenangesicht! und vielleicht doch auch für mich, ungeachtet man sonst den Satyriker, dem man, weil man das Geschäft mit der Denkungsart vermengt, kein menschenliebendes Herz zutraut, immer mit einer Art von Kälte hilft; wie die Kinder, die mit Zähnen geboren werden, schwer Ammen bekommen."

Leben Sie wol und vergessen Sie meine Bitten nicht. Wenn Sie wüßten, wie viel und wie Vieler Glück auf ihrer Erfüllung beruht.

Hof im Voigtlande im Nov. 1785.

J. Paullus Fried. Richter.

Indessen ging — nicht sowol als ein heiliger Christ, denn als das Versprechen eines Christgeschenks — am 25. Dezember 1785 — die Nachricht ein, daß mit dem Verleger der „Mixturen" eine Uebereinkunft getroffen sei und

Paul ein Honorar für seine Beiträge zu erwarten habe; aber auch auf dieses so geringe Honorar mußte er länger als ein Vierteljahr warten und daher, ehe er es einnahm, mehrmals ausgeben und daher erborgen.

An demselben Tag schrieb er an Vogel:

„Ungeachtet der Igel nicht erst ein Stachelhalsband bedarf, um gehörig stechen zu können: so werde ich doch Ihren raffinirenden Satyr mit Vergnügen von meinem begleiten lassen und Ihnen eine Satyre auf die geistliche Kleidung machen, wenn Sie nur vorher über die Beschaffenheit, von der Sie sie verlangen, sich deutlicher erklärt haben.“

„Sie sind der Pabst, von dem ich in dem für die Seele so nahrlosen Hof von Zeit zu Zeit eine wohlfeile Fastendispensazion einhole; ja Sie gehen weiter als der Pabst, Sie geben selbst die Speise, die Sie erlauben; diesmal vielleicht nun diese: **Haereticorum Catalogus**, **Belisaire** oder auch **Lightfooti horae hebraicae** u. s. w.

„Salomo bat um Weisheit früher als um Reichthum; und erhielt beide; ich ahme ihn in diesem Brief nach — möchte ich auch sein Schicksal haben!“

„Nämlich meine Mutter ist in der größten Verlegenheit; die Feiertagsausgaben und die jetzt fälligen Steuern haben sie ganz erschöpft.

O lieber Freund! wenn ich ihr helfen könnte! Ich meine, wenn sie doch Sie veranlassete, mir und ihr eine sehr große Gefälligkeit zu erweisen, indem Sie ihr aus Ihrem Gotteshause etwan 25 Gulden auf eine hypothekarische gerichtliche Versicherung vorstrecken. Lieber Freund, wenn Sie können: so lassen Sie mich nicht."

„Sonst hab' ich Ihnen, schrieb Paul am 7. Febr. 1786, nichts Neues zu berichten, außer etwan, daß sich die Nachricht von der wirklichen Zerstörung Hofs (sie war prophezeiet) leider immer mehr zu bewähren scheint. Ich will wünschen, daß in diesem kurzen Raum zur Buße wir uns beide aufrichtig bekehren; besonders muß man wünschen, daß die Frau Pfarrerin selig werde, welche bisher zu viel Verstand für eine Christin hatte und daher durch ihren guten Kopf den Himmel einzubüßen waget, den sie durch ihr gutes Herz verdienen mag. Uebrigens geschähe mir der größte Gefallen, wenn ich noch nicht sobald in den Himmel käme: denn ich hätte gern vorher noch einmal den in Rehau genießen mögen, wo ich so frei leben durfte

und von keiner Höflichkeit zum Reden gezwungen wurde, wenn ich schweigen wollte. Ginge aber das Erdbeben gar nicht vor sich und wären wir so glücklich, daß wir nicht erschlagen oder verschüttet würden: so besuchte ich Sie in der nächsten Woche und frisirte am Kopfe Ihrer geistigen Kinder; denn zuweilen lässet sich einer sein Haar von einem andern schön aufdrehen und mit falschen Locken zieren, nicht weil er von selber nicht frisiren kann, sondern weil er es aus Bequemlichkeit nicht mag. Leben Sie wohl! Ich bin seit meinem zwölften Jahre (also damals seit eilf Jahren) mit besonderer Hochachtung &c."

„Ich bin sehr begierig, schrieb Paul am 14. März 1786, an die übrigen Blüten zu riechen, die in meiner Abwesenheit an Ihren Raffinerien gar ausgeschlagen; auch den Gärtner selbst möcht' ich wieder sehen. — — Locke! wenn dein Geist mit dem Herrn Pfarrer in diesen Brief hineinsieht: so regiere ihn auf's Beste und bringe ihn so weit, daß er mir dein Werk über den menschlichen Verstand schicket, damit mein eigner sich bessert; denn ich weiß es wol, daß du auch sonst ihn inspirirst!" — —

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre: so wendete ich diese Seite gar nicht um."

„Denn, lieber Himmel! was kann jetzt anders kommen als etwas, das Sie nicht freuen kann? Da ich den Locke schon einmal gebrauchet habe: so muß ich mich nothwendig an einen andern wenden und es ist sehr gut, daß mir die H. Anna beifällt, die (nach den Katholiken) bereichert. Die will ich geschickt anrufen. Denn wahrhaftig, H. Anna! sage selbst, würde es sich wol für mich schicken, den H. Pfarrer Vogel in Rehau, der den zwei Bestandtheilen meines Wesens schon so viele Nahrung zugeführt, wieder im Namen meiner Mutter um acht oder zehen Gulden aus dem Gotteshause anzusprechen? Wenigstens ist es für dich weit schicklicher, wenn du im Namen der Wohlthätigkeit eine ähnliche Bitte vorträgst. Du bist weit heiliger als ich, der ich, wie bekannt, nur ein gemeiner Satyrenschreiber bin, und er kann dir es also weniger versagen. Dazu bedenke genugsam, daß du ein Frauenzimmer bist; als dieses kannst du noch mehr auf die Erfüllung deiner Bitte dringen. Wenn nun der grämliche Kirchenvater in seine Stube tritt: so brauche — sonst ist alles verloren — deine Allmacht und thue (welches sogar deine Reliquien vermögen) ein wahres Wunder, indem du meiner Mutter in den Augen des alten Kirchenvaters (dieses treuen Thiers, das auf dem ganzen Schatze als Wächter sitzt) die Gestalt des

H. Pfarrers leihest; und dies ist leicht, du ziehest ihr nämlich ein Paar Hosen an und einen Schlafrock und gibst ihr viel Heterodoxie und Verstand und Lustigkeit."

„Sollte die H. Anna es vergessen, Ihnen zu sagen, daß die ganze Sache wegen eines äußerst dringenden Zufalls nur bis auf Walpurgis verlangt wird: so thue ich es hiermit."

Dieses so freundliche als hülfreiche Verhältnis, wodurch nicht sowol der Mutter Pauls als vielmehr unter jener Namen diesem selbst manche Nothhülfe zu Theil ward, nachdem aller Kredit verschwunden war, außer der, welchen Pauls Werth bei den Wenigen verschaffte, die ihn näher kannten und daher achteten und liebten: dieses nothhelfende Verhältnis, sagen wir, sollte gestört werden durch Verleumdungen, die man ausbreitete und auch an Vogel gelangen ließ, der sie jedoch ganz ungläubig von sich abwies und dem Beschuldigten vertrauensvoll am 10. Mai 1786 folgendes schrieb:

„Man erzählt mir (und er nannte den, gegen Paul sonst wohlgesinnten Erzähler) „Sie sagten

aller Welt in Hof, daß Sie (N. 1.) zu Rehau die Raffinerien hätten machen müssen; und daß Sie (N. 2.) noch keinen Heller für Ihre Arbeit von mir bekommen hätten — und auch je zu bekommen hoffen könnten. — Das letzte könnte sich fügen; aber ob sich das Erste (N. 1.) je gefügt hat, daran zweifle ich so lange als ich Sie meinen Freund nennen werde, das ist — immer und ewig. Sie brauchen sich deswegen auch gar nicht zu verantworten oder den Erzähler zu widerlegen."

Unter solchen Widerwärtigkeiten lebte Paul in Hof, während er mit kaum augenblicklich unterbrochener Heiterkeit unablässig studirte; schriftstellerische Aufgaben machte und ausführte; und nie die muthige Zuversicht und Hoffnung aufgab, daß das, was er in so drückender und schmählicher Verborgenheit that, unfehlbar einmal an das Tageslicht hervordringen müsse.

Paul sehnte sich immer nach Gesellschaft oder vielmehr nach Geselligkeit; nach neuer Bekanntschaft war er lüstern und, überall das Höchste voraussetzend und nach der Nähe der Besten und

— von Innen heraus oder wol auch von Außen her — Ausgezeichnetsten begierig verlangend, überschätzte er den Werth Einzelner vor und bei der — zuweilen mit Mühe errungenen — Annäherung an dieselben, gleichwie er wol auch, nach näherer Betrachtung, die neue Bekanntschaft fast zu gering schätzte und fast zu bald übersättiget war. Paul war und blieb mehrere Jahre, als ein Fremder, ausgeschlossen von solch' ersehnter Gesellschaft der Wenigen, die sich auszeichneten in der kleinen Stadt, welche gerade damals durch den Einfluß eines geistreichen Staatsmannes*) und derer, die ihm zunächst standen, einen Glanzpunkt, wie nie zuvor und nie nachher hatte.

Daß Paul abgesondert von diesen Wenigen

*) Von Weitershausen, Landeshauptmann und in der letzten Regierungszeit des Markgrafen Alexander zugleich Minister und Gouverneur des Fürstenthums Baireuth. Paul achtete ihn so, daß er in einem späteren Tagebuche sich aufzeichnete, wenn ihm die Gunst des Zufalls ein Gespräch mit ihm verschafft hatte.

blieb; daß er kaum etwas von ihren nicht unbedeutenden Büchersammlungen erfuhr und mithin auch von dem Gebrauch derselben ausgeschlossen war, daran waren die geschilderten Verhältnisse Schuld und außerdem der französische Geschmack, dem sie huldigten und von dem sie unsern Hans Paul — als einen lauten Verehrer Swifts, Sterne's u. s. w. — für einen Antagonisten ansahen.

Mit seiner Mutter und zuweilen zugleich mit mehreren Brüdern, immer aber mit Einem lebte er in einer ärmlichen Wohnung, d. i. in einer einzigen Stube zusammen; und dies fand sogar noch statt, als — nach dem Erscheinen der Mumien — sein Glückstern aufzugehen anfing, um immer höher zu steigen und nie wieder unterzugehen. Wo entweder nie große Leiden vorhanden waren, oder wo sie lange erduldet werden mußten, da sucht man, wenn sie aufgehört haben, sie gleichsam zu ersetzen durch kleine, die zuweilen — weil sie augenblicklich wiederkeh-

rende sind — empfindlicher verletzen als jene; man will sie nicht und lauert doch fast auf sie; man ist misvergnügt, wenn sie ausbleiben, wie es Paul in seinem Siebenkäs und früher in seinen Mumien in der Geschichte seines Vetter Thürmers geschildert hat.

Gleich wie Paul in den Charakteren von Walt und Vult — diese Andeutung hat er wörtlich hinterlassen — sich selber schildern wollte: so darf wol auch bemerkt werden, daß ihm bei der Schilderung Lenettens seine Mutter in dem Zeitpunkte mit vorschwebte, wo die durch lange Leiden gedemüthigte und niedergedrückte Frau wieder aufzuleben und sich einigermaßen emporzurichten begann *), weil sie an der Wahrheit

*) Ganz empor richten konnte sie sich nie mehr; und in stiller Demuth und sich den lauten Ausdruck der Freude versagend, erlebte sie noch und genoß furchtsam und freudig zweifelnd die Wonne, den Werth des Sohnes noch öffentlich anerkannt und diesen von den bedeutendsten Menschen aufgesucht und auch sich dabei, wie zuvor nie, geehrt zu sehen.

seiner (oben erwähnten) Vorausverkündigung einer beglückenden Schriftstellerei nicht mehr zu zweifeln vermochte. Sie besorgte nun auch um so emsiger in einem und demselben Zimmer, worin Paul schrieb und studirte, kochend, waschend, reinigend und den Besen rührend, die häuslichen Geschäfte und spann, wenn diese vollbracht waren, Baumwolle. Ueber den kümmerlichen Erwerb, den sie sich dadurch verschaffte, führte sie Buch und Rechnung. Ein solches Einnahme-Büchlein ist unter dem Titel: „Was ich ersponnen," über die Monate vom März 1793 bis zum September 1794 noch vorhanden. Darin ist die Einnahme vom März des ersten Jahrs mit 2 Fl. 51 Xr. 3 Pf., die vom April mit 4 Fl. 3 Xr., die vom Mai mit 4 Fl. 9 Xr. 3 Pf. u. s. w., zuletzt die vom August 1794 mit 1 Fl. 24 Xr., die vom September desselben Jahrs mit 2 Fl. 1 Xr. aufgeführt und noch auf der letzten Seite des Büchleins bemerkt, daß Samuel (der jüngste Sohn) am 9. des nämlichen

Septembermonats (wo die Einnahme 2 Fl. 1 Xr. betrug) neue Stiefeln bekommen, die drei Thaler kosteten.

Der Staat hatte der Mutter einen Jahrgehalt von Zwölf Gulden fränkischer Währung ausgesetzt. Als sie am 25. Juli 1797 starb, bekamen die Erben einen Gulden und funfzig Kreuzer auf $1\frac{5}{6}$ Monat, nämlich vom 1. Juni bis 25. Juli, zur — so lautete die vorgeschriebene Quittung — Bestreitung der Leichenkosten von der Königlich Preußischen Pensionskasse in Baireuth. Der Werth der ganzen mütterlichen Verlassenschaft wurde angeschlagen zu Drei und dreißig Gulden und zwei und dreißig Kreuzern.

Anhang.

Vom Rektor Werner.

Schwarzenbach an der Saale den 5. September 1781.

Denken Sie, ich soll auch mit Hochedeln rc. um mich herumschmeißen? Bewahr mich der Himmel. Ich schreibe nach dem Gebot, Gefühl und Ueberzeugung meines Herzens: Theuerster Herr Gevatter! Schätzbarster Freund! Werden Sie einmal **Doctor, Decanus, Professor publicus ordinarius etc.** sein: so werde ich nun wol, wenn ich lebe, die Saiten ein wenig anders und höher stimmen müssen; aber die kurze Zeit erlauben Sie mir immer, daß ich in Briefen an Sie mein Herz ausdrücken darf. — Und haben Sie mich lieb (wie ich es denn gewiß überzeugt bin): so lassen Sie auch in Ihren schätzbaren Briefen an mich, wie in allen, also auch in Titulaturen, Ihr Herz reden, und lassen das Hochedelge-

boren ꝛc. nicht mehr die ersten Zeilen anfüllen, sondern etwan: alter guter Freund! ꝛc.

Aber schreibe ich wol nicht zu viel, wenn ich mich Ihrer Liebe jetzo noch gewiß versichert halte? Könnte sie wol nicht durch mein langes Stillschweigen bei Ihnen — — — erloschen sein oder eine merkliche Abnahme gelitten haben? Nein! mein Zutrauen ist zu groß zu Ihnen, als daß ich dieses glauben sollte; vielmehr glaube ich, das größte Mitleiden bei Ihnen rege zu machen, wenn ich Ihnen melde, daß ich ganzer sieben Wochen an einem Gichtfluß am linken Arm vor großen Schmerzen Tag und Nacht keine Ruhe gehabt und vor Zittern nicht zu schreiben im Stande war.

Nun auf die Beantwortung Ihres Briefs mit Wenigem zu kommen: so freue ich mich innigst, daß Ihre Ankunft in Leipzig glücklich und gesund war; daß Sie so gute Begleiter gehabt, die manches zu Ihrem guten Fortkommen beigetragen ꝛc.; daß Sie Höflichkeit und das meiste so angetroffen haben, wie ich Ihnen vorhergesagt.

Daß aber die Mode dort zu Ihrem Unwillen tyrannisire, bei den meisten nicht viel Kopf und Herz sei, daß Berg und Thal zu Ihrem Vergnügen nicht abwechseln, und daß endlich das **Exspectari** so einen gewaltigen Eindruck auf Ihr Herz gemacht habe, das

bedauere ich eben so herzlich, als mich ersteres innigst erfreute. Indessen lebe der Hoffnung, daß Sie in Ihrem ersten Briefe an mich vielleicht wenig oder gar nichts mehr über Angeführtes klagen werden; wenigstens nicht mehr über das unbestimmte Exspectari. Ihre beste und immer über Verfolgung thränende Fr. Mutter, deren einzige Freude und Trost Sie noch auf Erden sind, hat mir mit Blicken, Miene und Worten, die ihr ganzes mütterliches Herz ausdrückten, schon ein „Exspectatum" (das Bücherschreiben und namentlich das Lob der Dummheit war darunter verstanden) von Ihnen verkündiget, in der Stille mit dunkeln Worten verkündiget. Gott gebe, daß es wahr, daß es wichtig sei und daß ich bald deutlichere Bestimmung davon erfahre. Mein Herz hüpft im Voraus darüber. Gott thue doch Barmherzigkeit und Treue an Ihnen in der Ferne nicht nur um Ihret- sondern auch um der braven Fr. Mutter und der verlassenen Geschwister willen, daß Sie ein rechter anderer Vater an ihnen insgesammt werden können. Und er wird's thun! — — —

Doch ich komme zu weit von meinem Vorhaben ab. Ich sollte Ihnen nun noch die Empfindung, die Ihr Abschied meinem Herzen gemacht, beschreiben; aber das

vermag ich nicht. Ich stimme in Ihr schönes Gleichnis ein *). Der Tag aber müsse verloren sein, an dem ich nicht an Sie gedächte, oft gedächte, lebendig und segnend gedächte. Nur schonen Sie, Bester! Ihre Gesundheit; lassen Sie Ihre Muse manchmal feiern, daß Ihre Geschicklichkeiten den Mitmenschen einmal großen Nutzen schaffen. Leben Sie tausendmal wohl, gesund, glücklich! Ich drücke Sie in der Entfernung an meine Brust, ich küsse Sie in Gedanken unzähliche Mal, Sie der ich Sie wahrlich als meinen leiblichen Bruder liebe und daher unausgesetzt bin

Ihr redlicher, wärmster Freund und Diener

Karl August Werner.

An Adam Lorenz von Oerthel in Leipzig. Hof den 2. Juli 1783.

Endlich ist Dein Brief gekommen; freilich lang für den, der ihn schrieb, aber immer zu kurz für den, der ihn liest. Nur weiß ich nicht, warum Du gleich einer

*) Paul hatte ihm geschrieben:

„Ich war neulich, da ich mich von meinen Freunden in Schwarzenbach trennte, so kalt; ich schien's wenigstens. Ich konnte mir es damals nicht erklären. Jetzt kann ich's. Ich will ein Gleichnis desselben hersetzen: je ruhiger auf dem weiten Weltmeer alle Wellchen, alle Lüftchen sind, desto mehr wüthet der Sturm, der auf die Stille folgt. —

jungen Wittwe einen fröhlichen Brief schwarz gesiegelt. Ich folge meiner Regel, die ich Dir neulich mitgetheilt, die Du aber nicht befolget, und beantworte ihn gleich, nachdem ich ihn kaum viermal gelesen. Da Du über den meinigen etwas Lügen mit vorgebracht: so möcht' ich Dir fast folgen und von dem Deinigen die Lüge sagen, daß er mir nicht gefallen. Mit der Lüge fahre ich vielleicht besser als mit der Wahrheit, die gleich den Musen sich der Nacktheit schämt und für die ich doch die seidene Einkleidung nicht zu kaufen und zu bezahlen im Stande bin. Du hingegen verstehst Dich auf's Loben so gut, daß immer der halbe Theil auf den Lobredner wieder zurückfällt und der Priester genießt den Weihrauch besser als die hölzerne Gottheit; Dein Lob verhüllt seine Reize in ein Kleid, das dem Tadel welche leihen würde, es schmeckt dem Gaumen eben so gut als der Nase, d. h. dem Geschmack und der Eitelkeit. Was kann aber der arme Satyriker? nichts als Gestank um sich verbreiten; er kann gleich den Vögeln, die nicht singen, d. h. gleich dem Papagei 2c. nichts als schimpfen und einen Herrn einen Spitzbuben und die Madame eine Hure nennen. Schiltst Du diese Wahrheit Schmeichelei: so geb' ich Dir, gleich dem Echo zu Oxford, den Vorwurf vervielfältigt zurück. — Ich schmeichle z. B.

nicht, wenn ich den Satz in Deinem Brief: „der Docht kann dem Oele keine Nahrung geben" zum Beispiel einer glücklichen Kürze anführe, die, wie ich schon oft gesagt, nicht im Zusammendrängen der Worte, sondern der Gedanken besteht: denn dies Lob loben heißt weniger geschmeichelt als es geben. —

Mir fällt immer Voltaire ein, der alle große Männer tadelte, weil er sie beneidete, und alle jungen Leute lobte, um sie nicht beneiden zu dürfen; er ging mit Geisteskindern um wie Zauberer mit leiblichen; er lobte sie um sie zu tödten. —

Allerdings hemmt das heftige Bestreben einer Kraft ihre Thätigkeit; aus einem physischen und aus einem psychologischen Grunde. Die Bewegung des Nervengeistes vergrößert sich verhältnismäßig durch Dein Bestreben bis zu einem Grade, wo die Lebhaftigkeit der Ideen in Unordentlichkeit derselben übergeht. Ein wenig Opium spornt die Nervengeister zum Trabe, höchstens zum abbrevirten Gallop, und geschwinder dürfen unsere Pegasusse nicht gehen; denn jagst Du sie durch mehr Opium in den langen Galopp: so stürzen sie die Phantasie, die sie tragen sollten. Daher macht die Erweiterung des Weinglases aus dem aufgeweckten Gesellschafter den betrunkenen. Daher bist Du nach dem Genusse einer starken Porzion Kaffe nicht sogleich des

Denkens fähig, sondern erst nach einigen Stunden; die Unordentlichkeit Deiner Lebensgeister muß sich nämlich zu geordneter Lebhaftigkeit abschwächen. — Aus einem psychologischen Grunde: das heftige Bestreben, eine Sache gut zu machen, raubt seiner eignen Genugthuung einen Theil der Aufmerksamkeit und Deine Ideen dienen zwei Herren, dem Willen und der Phantasie, auf einmal; natürlich, daß alsdann die getheilte Kraft schwächer wirkt. Ueberhaupt hindern alle Leidenschaften das Denken, und nur einige können es anfangen, aber weiter reicht ihre Nützlichkeit nicht; sie können gleich dem Wind das Licht anblasen, allein wenn sich dann ihre Heftigkeit nicht bricht: so machen sie das Licht geschwinder verbrennen oder löschen es wieder aus.

Den 4. Juli.

Ich habe dreimal eingetunkt, ehe ich auf den Einfall kommen konnte, Dir es zu melden. Ich bin so schläfrig, daß ich nicht einmal was Dummes sagen mag — diese zwei Zeilen ausgenommen. Ich führte vor dem Sprüchwort: „aller Anfang ist schwer," alle meine Ideen, wie Gott vor dem Adam alle Thiere, vorbei, um für dasselbe unter ihnen eine Frau d. h. ein Gleichnis auszukiesen; allein ich fand so wenig eine, wie Adam, der sich mit seiner Ribbe mußte ko-

puliren lassen und der genöthigt war, mit seinem Körper die Frau zu zeugen, eh' er die Kinder zeugen konnte; der erste Mensch pflanzte sich da noch wie die Polypen durch Abschneidung fort. — Was thue ich nun, um mich aus dem Schlafe auszumuntern? Ich will statt einen trojanischen Pegasus zu schnitzen einen Nürnbergischen *) machen, dessen ganze Harmonie im Schwanze wohnet — d. h. ich will die Einbildungskraft ruhen lassen und nur Epigramme drechseln, deren ganzer Werth sich in dem Schwanz konzentrirt. Voltaire überschickte dem König in Preußen in jedem Briefe einige frischgebackne Aehnlichkeiten zwischen dem Helden und Gelehrten. Ungeachtet nun der alte Mann seinen Saugrüssel in jede Falte einer so witzreichen Blume geschossen: so lasse ich mich doch von einer Nachlese dadurch nicht abschrecken. Uebrigens mag das Beispiel eines solchen Dichters der ganzen Pointenkrämerei zu einigem Werth verhelfen, so wie in England der Kopf eines Helden (nach dem Bericht Young's) die spitzigen Nadeln den Käufern anpreiset. Die Pointen schicken sich eben wie die Nadeln am besten für die Weiber; ein Witziger handelt höchstens mit schnei-

*) Ich meine die kleinen, mit Blumen bemalten und mit einem pfeifenden Schwanze versehenen Nürnbergischen Pferdchen.

dender **Waare**, aber ein Genie verhandelt die Begriffe **en gros**. —

Du — ich meine nicht Dich, sondern den König in Preußen — reitest sowol auf dem Pegasus, um zu dichten, als auf dem Buzephal, um zu siegen, und springst gleich den englischen Reitern, die ich mit Oerthel in Leipzig sah, von einem Gaul behende auf den andern. — Deine Hand ist mit Dinte und Blut zugleich befleckt und hält bald den Degen bald das Federmesser — Gleich den Bienen, gibst du mit deinem Munde Honig, aus alten Dichtern gesogen, und mit deinem Heldenstachel Schmerzen oder Tod — du missest Sylben und Soldaten und zwingst deine Truppen und deine Verse unter eine gleich strenge Regelmäßigkeit — du gleichst dem Adler, wenn dich deine Flügel gegen den Phöbus tragen, und gleichst ihm, wenn du deine Klauen auf die Bewohner einer niedrigern Sphäre herunterhängst — du bist bald ein Raubvogel, bald ein Sangvogel — du singst wie die, welche du besiegst und deckst am Ende der Schlacht den Rückzug so glücklich wie am Ende des Verses den Reim rc.

Den 5. Juli.

Ich bin mit dem letzten Absatze nicht sehr zufrieden; allein durchstrichen würde er diesen Brief so gut entstellen als jetzt undurchstrichen. Ich schrieb ihn ge-

stern, um etwas besseres schreiben zu können und um aus dem Seelenschlafe, den uns manche Theologen erst nach dem Tode drohen, aufzuwachen; allein ich schlief dabei so fest ein, daß Du gewiß auch mein Gähnen wirst akkompagnirt haben. Kinder des Schlafs werden Väter des Schlafs. — So was nenne ich Hausmannskost — denn wahrlich Du bekommst meine Briefe (selbst das französische Postscript) aus der ersten Hand, und ich mundire sie zwar allzeit, aber nicht für Dich, sondern für mein Korrespondenzbuch — aber bei Deiner Hausmannskost fällt mir Deine Frau Mutter ein. Sie bedauerte neulich, da ich sie um 11 Uhr überraschte, daß sie mich blos mit Hausmannskost abspeisen könnte. Die Hausmannskost bestand nämlich in Reiß, Henne und beinahe nur so viel Braten, daß man satt hatte; den Wein des h. Abendmahls (das Gleichnis verwandelt das Mittagsmahl in ein Abendmahl, so wie umgekehrt die Christen das Mahl, das Christus zu Nachts einsetzte, in eine Mittagsmahlzeit, oder falls man wie die Pariser um 5 zu Mittag isset, in ein Frühstück umgewandelt und transsubstanziirt) also den Wein des h. Abendmahls rechne ich nicht; weil ich gleich den Katholiken keinen dabei trinke und ihn wie sie schon im Eßbaren existirend glaube. . . . Ich vergesse über meinen Brief beinahe

Deinen. — Das Dasein des neuesten Buchs hatte mir neulich schon Seiler bekannt gemacht; nur den Titel desselben nicht, weil er ihn nicht wußte. Ich verspreche mir von allen solchen Büchern nicht viel Neues; die Materie hat sich unter der Behandlung so scharfsinniger Männer als fast alle Gegner der christlichen Religion gewesen, völlig erschöpft. Allein die Wiederholung der Gründe härtet doch wenigstens den Lesepöbel gegen das Anstößige in der Sache ab; vielleicht daß die Wiederholung der Antworten in etlichen Jahrhunderten das Christenthum umsonst vom Schicksale anderer Religionen wird zu retten versuchen. Weißt Du was für neue Religionen nach unserm Tode das Licht der Welt erblicken? Das Christenthum trieb seine Gipfel zwischen den Ruinen des Judenthums hervor! warum sollte es nicht ebenfalls einer neuen Pflanze zum Boden dienen können?"

Den 19. Juli.

„Was ist der Witz? ein elendes Ding.

Tausend Hindernisse unterbrachen mein Pasquil auf den Witz, welches jetzt noch fortzusetzen sein Stiefbruder, der Verstand, nicht willens ist; auch würd' ich dadurch nur meinen Brief und mein Stillschweigen zugleich verlängern. Du hast Recht in Deinem letz-

ten Brief, meine Nachlässigkeit mit einem sanften Fächerschlage zu bestrafen; allein ich bin eigentlich nicht im Briefschreiben, sondern nur im Briefschicken nachläßig und je länger Du von mir nichts gelesen, desto mehr bekommst Du auf einmal zu lesen. So fastet man am Bußtage, allein wenn man isset, isset man mehr als sonst und beschließet die Enthaltsamkeit mit Schwelgerei, die Tugend mit dem Laster, so wie die Schwindsucht in Wassersucht auszuarten pflegt.

Ich gehe gern von einem Gleichnis in das andere über, wie die schlechten Organisten aus einem Ton in den andern fallen, allein das Ende des Präludiums weiset sie und mich doch wieder in den Ton des prologirten Lieds zurück. Ich war Dir schon einen Brief schuldig und gestern bekam ich durch die Post von Dir den andern geliehen; so wie das Geld.

Beinahe möcht' ich doch mein Stillschweigen entschuldigen, damit es nicht der Waffenträger des Deinigen würde. Alle Tage ziehe ich mein Buch mit meinen chirurgischen Instrumenten etliche Linien weiter aus seiner Umhüllung heraus; allein ich gebäre länger als ich trage und das Kind wächst immer größer in der ewigen Geburt, die noch nicht zu Ende ist. Die Nachgeburt sind Briefe, die ich jetzt bald da- bald

dorthin an dumme Leute zu schreiben habe, welche gleich den Jakuten, die Nachgeburt, aber nicht das Kind verzehren — mögen oder können. Meinem Witz hätte ich sonach durch diese Anmerkung ein gültiges **Testimonium Paupertatis** gemacht, wodurch er von Dir erhielte, daß Du für ihn in Deinen Briefen gratis läsest. Nimm es also nicht übel, wenn ich Dir von einem fließenden Talglicht, das sich in aufhörlicher Erleuchtung das Leben abfrisset, nichts als das abgekratzte Fett, welches in den Leuchter heruntergeträufelt, frankirt nach Leipzig schicken kann. Ich fühle bei meiner Sisyphus-Arbeit zwar nicht Erschöpfung, aber doch Ermüdung; und wenn gleich der Brunnen noch nicht leer wird aus dem ich pumpe: so wird doch der Arm müde, mit dem ich pumpe. Vom hiesigen Volke mag ich Dir nichts schreiben und es Dir nicht einmal mit dem Storchschnabel in Miniatur abzeichnen. Und doch war ich vor einiger Zeit Willens, den Midas zu meinem Pegasus zu machen. Ich wollte nämlich beim hiesigen Buchhändler etliche Bogen drucken lassen, vor deren Verfertigung mir aber jetzt ekelt. Denn wie wenig würde der Rücken, den plumpe Prügel kaum rühren, für eine Reitpeitsche empfindlich sein! So hält ein hiesiger Kaufmann wenig von den Skizzen, weil man, um ein Wort zu verstehen, erst

eine Stunde sitzen muß; und das einzige Lob, welches mir mein Buch bei ihm einträgt, ist, daß ich ein Freigeist bin. Ich würde Dir die erste Hälfte dieses Urtheils, falls es aus einem klügern Munde gekommen wäre, aus Bescheidenheit verschwiegen haben; allein bei so einem ist es nicht nur keine Ehre, nicht verstanden zu werden, sondern würde auch die größte Schande sein, wenn man es würde.

Die übrige Beantwortung Deines Briefs sollst Du von mir nicht lesen, sondern hören. Bald werd' ich an dem Orte sein, nach dem ich mich sogar sehnen würde, wenn ich Dich da nicht anzutreffen fürchten müßte. Ich muß bald in das Paradies, das ich so bald verlassen werde, das Du so bald verlassen wirst. Die Zeit, die uns unserer Trennung entgegenreißt, braucht keiner neuen Flügel, und wir müssen uns nicht vorher trennen, eh' uns das traurige Schicksal trennt.

Hätte ich mehrere Köpfe wie Geryon und mehrere Hände wie Briareus, oder wenigstens den Kopf und die Sekretaire Cäsars: so würdest Du statt eines Briefs sieben bekommen und Du würdest die Verzögerung, sie zu beantworten, wenigstens mit dem zeitfressenden Lesen derselben entschuldigen können, statt daß Du jetzt die Briefe so weitläuftig schreibst, wie künftig Deine juristischen Arbeiten und das Sterlingsgold, das Du

nach der juristischen Terminologie Scheidemünze nennst, zur Breite eines Bogens schlägst.

Liskow ist ein herrlicher Satyriker, er übertrifft Rabener und erreicht Swift; von ihm hab' ich eine bessere Ironie gelernt, die ich meinen nun gedruckten und meinen schon abgeschriebenen Sachen geben zu können gewünscht hätte.

Den 1. August 1783.

Lieber Polygraph! Ich bin ein solcher Oligraph, daß ich schon neun Monate an meinem künftigen Teufel gezeugt, ohne noch weit gekommen zu sein. Vielleicht dauert die Schöpfung des Jungen so kurz wie das Leben desselben. Auf ähnliche Art schließen die Mystiker, welche behaupten, daß die Welt nur sechstausend Jahre leben werde, weil sie in sechs Tagen geschaffen worden. Und falls man den Theologen den fidem pastoralem, der ihnen bei den Geburtscheinen der Kinder zukommt, auch bei dem Geburtschein der Erde zugestehe, den sie von Anno 1. den 1. September datiren: so ließe sich das Ende der Welt nach der Analogie voraus weissagen. Später fällt wol der jüngste Tag nicht, aber vielleicht eher, vielleicht im Sommer, wo zu gleicher Zeit die Schnitter das Korn in ihre Scheuren und die heiligen Engel die Schnitter in die himmlischen Scheuren

sammlen könnten. Immer glaubte ich sonst, das Autodafe der Erde würde im November, wo ohnehin jeder das Leben verwünscht, gehalten werden; diese Muthmaßung gab ich jedoch neulich auf, da ich bei einem guten Rechenmeister las, daß die Sündfluth, die alle Menschen wie junge Hunde ersäufte und zu deren Andenken die Engländer sich am häufigsten im November ersäufen, am 7. November hereinbrach und auf der ganzen Erde nicht ein einziges Ufer übrig ließ. Es wäre aber ganz wider die Kleiderordnung, daß die Erde in demselben Monate sollte verbrannt werden, in dem sie ersäuft wurde, und daß sie die Wasser- und Feuerprobe — oder die Wasser- und Feuertaufe bei den ersten Christen — zu einer Zeit sollte auszustehen haben. Verzeih' übrigens, daß ich deine bunten juristischen Ideen mit den schwarzröckigen theologischen geärgert. Sind doch auch im Baireuther Konsistorium Juristen und Theologen unter einander gequirlet: und übrigens wie weit ist denn ein heterodoxer Wolf im Schafkleide, der den geistlichen Hirten angreift, von dem juristischen Wolf im Bärenpelz verschieden, der nicht den Hirten, sondern die Schafe anpackt und auch, falls er das bürgerliche Recht fleißig studirt hat, glücklich verzehrt. Das kanonische Recht lehret den juristischen Wolf, im Nothfall statt

des Schafs den geistlichen Hirten anzugreifen. Wären meine Muskeln unter den Barthaaren weniger auf den lachenden Ton gestimmt gewesen: so hätt' ich um keine Verzeihung der eingemischten Theologie bei Dir angehalten: denn als ein Christ bist Du ohnehin nicht blos verpflichtet zu lernen, daß, sondern auch wann? der jüngste Tag einbricht. Ueber das „daß" hab' ich Dich belehrt, indem ich Dich über das wann belehrt: denn wie wär' es möglich, daß der jüngste Tag am 7. November nicht, sondern zu einer andern Zeit käme, wenn er gar nicht käme? Die Ernsthaftigkeit spricht in meinen Briefen selten zu; behandle sie daher im jetzigen wie einen seltnen Gast.

An das Ende der Welt erinnerte mich blos das Ende der Menschen, dessen Anblick sich jetzt in unsern Gegenden vervielfältigt. Wasser verursachte die große Mortalitätstabelle im 1. Buch Mosis; bei uns (in Hof) scheint dies zu Dünsten paraphrasirte Wasser uns Geschöpfen, die wir darin waten, denselben Untergang zu drohen. Seit meinem Aufenthalt ist die hiesige (und auch andre) Gegend mit Nebeln umschleiert, die die Atmosphäre einer Stube voll dampfender Tabakraucher ähnlich machen. Diese Nebel nahmen uns das Licht, jetzt das Leben (andere Lesart. Lebenslicht); so war in Aegypten dicke Finsterniß die eine Landplage

und ein Würgengel die andre. Du wohnst im geistlich lichten Gosen; ich hoffe, daß Leipzig auch wie Gosen vor dem Würgengel Gnade finden wird. Die Juden in Gosen mußten Osterlämmer schlachten, um von dem himmlischen Mezger der Menschen nicht geschlachtet zu werden. Ich rathe Dir daher, hinten im Schlosse (wo Oerthel speisete) alle Wochen etlichemal Lammsbraten zu fordern; ich thue zum Ueberfluß noch Schöpsenbraten hinzu. Die hiesige Partikularkrankheit und doch gibts keine Universalmedizin — ist die Ruhr. Das Vomiren der Erde wirkte das Purgiren der Menschen. In Eger wüthen die Ungerischen Flecken; und der Türke macht würgende Engel zur Avantgarde der Janitscharen, vielleicht daß seine kranken Krieger tapferer verwunden als seine gesunden; vielleicht daß er mit Leichnamen den Kaiser besiegt. — Was vermögen alle Säbel in der Welt gegen die Sense des Todes, vorzüglich wenn sie erst vom Schwertfeger gekommen? — Der Nebel soll den Gewächsen eben so übel mitspielen als den Menschen; sterben wir nicht am Durchfall: so sterben wir am Gegentheil an der Verstopfung d. h. am Hunger. Sterb' ich: so mußt Du — die Fragmente von meinem zweiten satyrischen Teufelchen herausgeben und sie mit einer Vorrede versehen, worin Du meinen gan-

zen, aber leider! kurzen Lebenslauf mit beigefügten Anekdoten, die über meinen Charakter einiges Licht werfen können, kurz aber gut erzählen und mich ungleich mehr loben als ich es in meinen Vorreden thun darf und Dich zuletzt als Adam Lorenz v. Oerthel unterschreiben. Diese letzten Perioden kannst Du in Deiner Vorrede als eine Weissagung einrücken. — Vor dem Tode vielleicht, aber nicht vor dem frühen sollte man sich scheuen. Ob ich 60 oder 20 Jahre gelebt, das ist, sobald ich sie gelebt, immer einerlei; und eine lange Vergangenheit hilft dem, der eine unendlich lange Zukunft hofft, so wenig wie die noch längere Ewigkeit a parte ante. Unser Leben gleicht der Gelegenheit; der vordere Theil trägt noch jugendliche Fruchtbarkeit, auf der hintern Seite aber ist alles kahl. Der weiße Schädel ist der weiße Grabstein des Gehirns.

Den 5. August.

Heute kam ich von einem Dir unbekannten Ort, wo ich drei Tage und drei Nächte gewesen war und also drei Tage wenigstens nichts gedacht hatte, zurück und fand Deinen Brief, der Dein letzter von Leipzig aus und nach meinem Gefühl Dein schönster ist. Ueberhaupt schien mir die Güte Deiner Briefe mit ihrer Anzahl zuzunehmen. Das Gleichnis von Gold, von den Höhen der Berge, vom Soupiren und vorzüglich

das vom Nachtwandler hat mir, der ich jetzt, wie der Dachs im Winter von keinem andern als meinem eignen Fette lebe, ausnehmend gefallen; nur Schade, daß sie schöner als wahr sind, diese Gleichnisse; daß die wohlriechenden Lorbeerblätter einen Kopf bekränzen, für den sie nicht passen.

Deine Kritik über das Epigramm — die übrigens nicht nöthig gehabt hätte, sich durch ein Kompliment anmelden zu lassen, da sie wie ein guter Freund geradezu hätte gehen sollen — ist falsch und richtig zugleich, nämlich so: meine Ansicht war nicht, vom Könige von Preußen in dem ihm angemessenen Tone zu reden und auf der Flöte eines Friedrichs das poetische Lob eines Friedrichs herzublasen. Der Anfang des Epigramms ist vielmehr lächerlich und soll es sein. Das wäre denn die unrichtige Seite Deines Tadels. „Aber alsdann passet wieder das Feierliche zum Lächerlichen nicht!" Freilich; und dies ist die richtige Seite desselben. Das Epigramm sollte also seinem Gegenstande noch weniger angemessen sein, noch mehr mit demselben kontrastiren. Du zieltest mit Deinem Tadel auf den Schatten des Ziels und trafst eben deswegen das Ziel. Gleichnis: „aber es muß schwer sein, die Scheibe mit einer Kugel zu treffen, die erst vom Wasser auf sie zurückprallt?" — sagte ich vorgestern

zu einem alten versoffenen Invaliden der Diana; „bewahre! sagte er, man darf nur auf den Schatten halten, den die Scheibe ins Wasser wirft, so trifft man das Schwarze akkurat."

Den 18. November 1784. (Nach der Flucht aus Leipzig.)

Durch eine Saumseligkeit, die nicht die meinige ist, kommt dieser Brief und Dein Mantel um einen Posttag später als er eigentlich ankommen sollte. Unter der Zeit war ich bei Deinen lieben Eltern, die ich nicht gelegener hätte besuchen können als jetzt; denn ich konnte ihnen die Sorge um Dich benehmen, in die Dein letzter Brief sie gesetzt hatte und welche noch überdies durch verschiedene Fälle und Schläge, die seit einiger Zeit in Deinem Zimmer geschehen, sehr vermehrt wurden. Möchte ich mit Deiner Gespensterzeitung Deinem in der That schrecklichen Unglauben einigen Abbruch thun! denn ich bin fest überzeugt, wenn man einmal so weit wäre, daß Du mit inniger Ueberzeugung das Dasein der Gespenster und der Teufel annähmst: so würde man nur noch einen Schritt zu thun haben, Dich zum Glauben an die Existenz Gottes zu bringen. —

Bei dieser Sache fiel mir noch die Vermuthung ein: ob nicht gewisse Geister uns auch andre Dinge

als körperliches Ungemach durch Zeichen weissagten? Denn warum sollten sie nicht vielmehr die Unpäßlichkeit der Seele anmelden, welche sie sicher noch besser kennen? Ich habe diese zwei Fragen vorausgeschickt, weil ich in der That der Meinung bin, daß die Schläge und Fälle, die es in Deinem Zimmer gethan, nicht die Krankheit Deines Köpers, wol aber den schlechten Zustand Deiner Seele andeuten; und sie mögen nun bedeuten, daß ihr das kalte Fieber, oder der Beinfraß, oder auch der Unglaube an Vorbedeutungen zugestoßen ist und zustoßen wird: so ist doch so viel gewiß, daß sie etwas bedeuten.

Dein H. Vater hat mir drei Frauenzimmer genannt, die nichts mehr als Deine Rückkunft wünschen: denn sie sind alle drei gesonnen, Dich zu ehelichen. Mein Rath wäre indessen doch, nur eine einzige von diesen zu heirathen.

In der Hoffnung, daß Du diesesmal es nicht wie allzeit mit dem Briefschreiben halten, sondern mir so selten als möglich eine Zeile schicken werdest, schließe ich diesen Brief noch einmal, aber ohne den gewöhnlichen Endtriller. Lebe wohl, mein guter Oerthel!

Den 5. Dezember 1784.

Es ist ordentlich als wenn ich nach langer Zeit Dich wieder einmal sähe, da ich Dir schreibe. Aber

wir wollen jetzt noch nichts mit einander reden, sondern stillschweigend zuhören, was unsere Briefe, dieser und Dein letzter mit einander reden werden. Doch kann ich auch protokolliren, was sie sagen.

Angenehmes Gespräch, das dieser Brief mit Deinem letzten (vom 27. Nov.) gehalten hat; Dein vorvoriger Brief kommt zuletzt auch dazu und macht die Unterredung noch lebhafter und lauter.

Die beiden Briefe gehen mit einander die Stube auf und nieder und meiner fährt so fort: Aber, lieber Brief, sage mir, von wem hast du dein Deutsch gelernt. — Dein Brief: Warum? Mein Brief: weil du einen guten Sprachmeister mußt gehabt haben.

Dein Brief: ich habe gar keinen gehabt: mein Bischen Deutsch hat mir mein Vater, der Herr von Oerthel, beigebracht; es ist nur meine Vatersprache.

Mein B.: So ist dein H. Vater ein geschickter Mann und er sollte ein Sprachmeister werden.

Ich habe in der vorigen Messe mit verschiedenen geschickten Büchern zu sprechen Gelegenheit gehabt; aber wahrhaftig, ich höre dich weit lieber. Mein Papa, der H. Richter hat mir zwar auch im Deut=

schen Stunden gegeben — denn er hält viel auf Privatinformazion; — aber mein Vater ist doch in allem ein sonderbarer Kauz. Er hat sich blos auf das Deutsche geleget — neulich sagte er sogar zu mir: „die wahre Bestimmung des Menschen ist eigentlich, daß er, ehe er die Welt verlässet, gut Deutsch reden lerne; aber wie viele verfehlen sie und wie wenigen kann man die Grabschrift setzen: hier ruht ein Mann, der Deutsch reden konnte. Darum, lieber Brief, lege dich blos auf deine Muttersprache; mit der kannst du überall fort und jeder wird dich schätzen — er ist daher bei allen guten Sprachmeistern Deutschlands herumgezogen und einem gewissen Lessing gab er für jede Woche, den Tag 14 Stunden, beinahe Einen Groschen Informirgeld — gleichwol — — du weißt es ja. Indessen hätt' er doch endlich wol etwas gelernet; aber unglücklicher Weise wurde er in Leipzig mit einem alten Uebersetzer, der 4 oder 5 Treppen hoch (d. i. fünf Fächer hoch im Repositorium) bei Seilern wohnte, bekannt. In diesen alten Mann verliebte er sich nach und nach; und er lag zuletzt den ganzen Tag bei (über) ihm; von diesem ließ er sich gewisse Bonsmots eines gewissen alten Spaßmachers, Swifts, verdolmetschen, wiewol ich glaube, der alte Uebersetzer hat ihn manchmal zum Narren gehabt. Allein wenn

er nur nicht darüber auch zugleich die **alte, hohle, stammelnde Stimme** des alten Mannes lieb gewonnen hätte! Denn seitdem spricht er völlig wie der alte Uebersetzer und es bringt ihn nichts davon ab. — Uebrigens weiß ich wol, ist mein Vater ein vortrefflicher Mann, ein Mann von den größten Talenten und er sagte mir gestern: er habe noch nichts geschrieben, was nicht auch gleich in seiner ersten Gestalt seinen ersten Beifall völlig erhalten hätte. — Aber ich rede ja allein in Einem fort und verstoße gegen die Regel des theatralischen Dialogs mit meinem langen Monologe so sehr als H. Prof. Hempel in seinem russischen Drama, dem Dein H. Vater einen schönen Stock aus Vergessenheit geschenkt, ich ersuche Dich daher, doch auch ein wenig zu reden.

Dein Brief

Ich bin Deiner Einkleidung schon müde. Was ich mit Einem Worte sagen könnte, das sagt sie in zehn. Dazu sind Deine zwei Briefe nicht der Art, daß ich sie im lustigen Tone beantworten könnte.

Deine Klagen über Intoleranz (auf dem ersten Blatt Deines letzten Briefs) hast Du gewiß nicht ganz auf mich gerichtet; sie wären alsdann wol gelinder; auch habe ich Dir niemals — die einzigen Augenblicke

der Hitze des Disputirens ausgenommen — offenbaren Anlaß zu ihnen gegeben. O! wenn man sich vom Ehrgeize so leicht loszuwickeln vermöchte als vom Eigennutze, wie leicht wäre dann die Tugend! Aber so tritt der erstere auf die Bühne wieder auf, von der man mit Mühe den letztern verjagte; und alle Fehler, die diesen begleiteten, vermehren wieder das Gefolge von jenem. Ich beneide wol schwerlich dem Nächsten sein Glück, noch gönn' ich ihm sein Elend; auch werd' ich wol schwerlich ihn bestehlen, noch auch mich je entschließen, ihn zu peinigen, oder sonst hart zu sein — aber lieber Moralist! das alles bin ich nur dann nicht, wenn von Geldsachen die Rede ist. Sprichst Du hingegen von Ehre und guter Meinung des andern — wahrhaftig dann ziehe ich meinen alten Adam wieder an, den ich eben bei Seite gelegt hatte und nun hält mich nichts mehr ab, wieder neidisch zu sein — wiewol blos auf den Verstand des andern — wieder schadenfroh zu sein — wiewol blos über seine Demüthigung, wenn ich im Disputiren das Feld behielt — ihm Qual durch meinen Tiefsinn und meinen Ruhm zu machen und dem letztern ihm wo möglich zum Theil zu mausen. So eine Besserung kann ich aber keinen Tausch des Lasters gegen Tugend, sondern höchstens einen Tausch der Schwärze gegen Flecken nennen.

Allemal laß ich das, was ich unterbreche, unvollendet. Ich wollte Dir noch viel auf Deine zwei vortrefflichen Briefe antworten: aber ich muß es verschieben. Denn ich bin überhaupt durch das immerwährende Brüten über meinem Manuskript ganz entkräftet und sieche an aller Hitze und Kraftlosigkeit einer sitzenden Henne. Das Verbessern ist gegen das Schaffen, das Brüten gegen das Legen, wahre Hundsarbeit; und in der That hätte ich den Renzensenten die Ausbrütung meiner Satyren überlassen sollen. So hab' ich schon oft gelesen, daß man Hunde zum Aussitzen der Eier nimmt, wiewol auch Kapaunen sehr wohl dazu angehen.

Es ist kein gutes Zeichen für meine Seelenkräfte, daß ich in Paragraphen schreibe. — Der Pfarrer zu Rehau gibt zu Ostern ein Buch heraus und hat schon einen Verleger.

Ueber das Vergnügen, mich bei der Schöpfung desselben zu Rathe ziehen zu können und durch den gücklichen Zufall meiner Flucht eines so geschickten Akkoucheurs habhaft geworden zu sein, hat er mir es gern vergessen, daß ich ihm seinen Katalogus verloren habe. Er hat einmal ein Buch unter der Feder gehabt, das besser war als sein jetziges, wel-

ches er indessen auch noch nicht vollendet hat. Wenn ich ihm doch allzeit meine wahre Meinung sagen dürfte, oder allzeit ihn von derselben überzeugen könnte! Aber glücklicher Weise stelle ich mir Dich zum Muster vor und halte meinen Tadel so höflich zurück als Du den Deinigen: denn gewöhnlich wartest Du erst, bis andre meine Fehler aufdecken, ehe Du gestehest, daß Du wol nicht umhin könntest, sie auch zu sehen. —

Aber die eigentliche Ursache, warum ich von Vogels Buch schreibe, ist, ich will Dich etwas bitten. Er will nämlich einen gewissen alten Aufsatz von mir („über die vielen Religionen in der Welt") in dasselbe einrücken (ich thue mir indessen auf das Glück dieses Aufsatzes wol nicht viel zu gute, wenn ich wache; aber gestern war's mir doch so im Traume, als ob ich mit der Einrückung desselben an verschiedenen Orten stark geprahlet hätte). Dieser Aufsatz ist nun sehr verbessert unter meinen Papieren zu finden, aus denen Du ihn hervorgraben sollst. Das ist aber nur meine erste Bitte. Meine zweite ist: oben auf dem Gesimse der Kammer steht mein Kästchen mit Briefen; in diesem ist eine bogenlange Antwort und Widerlegung des gedachten Aufsatzes, deren Verfasser der Pfarrer ist; das will er auch haben. (Beides brauchst Du nur in Deinem Wäschkästchen mit beizulegen;

sollte es auch nur wegen gewisser witzigen Aehnlichkeiten sein, die ich zwischen beiden nicht umsonst will gefunden haben). Indessen kann ich für diese zwei Bitten wenig oder nichts. Die dritte ist: trage das Paket an Herrn von Archenholz in die Gelehrtenbuchhandlung. Die vierte ist: trage das andere zu Reich. Die fünfte ist: trage den Brief zur Weinertin (der ängstigenden Speisewirthin). Die sechste ist: trage einen andern Brief zu Hermann, dem das Gesicht und die Stimme seines Vaters, den ich nun gesprochen, wahrhaftig keine Schande macht. Die siebente und letzte Bitte ist: thue einmal selber eine an mich. Im Vaterunser sind auch sieben Bitten, wie mir jetzt erst einfällt, zu meinem größten Vergnügen. Doch möchte ich Dich auch noch ersuchen, gesund zu sein.

Aus meiner künftigen Antwort auf Deinen letzten Brief will ich doch das ausheben, daß mir Deine Bemerkung von denen, „die glauben, Gott könne die Tugend aus bloßer Liebe zur Vollkommenheit lieben, und gleichwol leugnen, daß es die Menschen, ohne Rücksicht auf Belohnung auch können,“ ausnehmend gefällt ꝛc. Schreib mir doch Urtheile derer, die sich durch meine Flucht von mir bestohlen glauben. Dieser leere und kurze Brief — gleichwol werd' ich ihn mir einmal wieder zurückgeben lassen, um ihn

in mein Korrespondenzbuch einzutragen, weil ich ihn noch nicht abgeschrieben; und selbst diese letztern sechs Worte will ich mit abschreiben — verdient kaum Deine Antwort. Dennoch wird es Dein Schade nicht sein, wenn Du dem Beispiele, das ich Dir vor'm Jahre gab, nachzueifern fortfährst und mehr schreibst als der, an den geschrieben wird. Auch kannst Du von den Sinesern immer die Sitte annehmen, nach der sie an die Vornehmsten am kleinsten und engsten schreiben; je größer der Mann, desto kleiner die Buchstaben; und je enger Du schreiben wirst, desto höflicher wirst Du schreiben, wiewol ich schwerlich hoffen darf, daß Du an mich etwan so höflich schreiben wirst, daß ich es gar nicht lesen könnte. Deine Briefe haben für mich noch einen andern Nutzen, den Du gewiß mir am meisten gönnen wirst; den Du aber nicht erräthst.

Nicht blos vale, sondern cura ut valeas: bei Dir ist dies nicht einerlei, wie bei Cicero. Möchtest Du so zufrieden leben können, wie Dein

Fried. R.

Den 21. Januar 1785.

Anstatt einer langen Klage über Dein Stillschweigen will ich vielmehr ein Mittel dagegen hersetzen. Ich habe nämlich an mich selbst geschrieben, wie etwan Sonnenfels seine Werke seinem eignen Herzen

zueignete. Diesen Brief, den Du an mich ablässest, schließ' ich hier bei; es kostet Dich mithin, wenn Du mir antworten willst, nichts als die Mühe des Abschreibens. Dein Brief lautet ungefähr so:

„Lieber Richter!

Endlich fang' ich wieder an zu reden und ich trete aus meiner einsamen Zelle vor das Sprachgitter, um zu sehen, wer da ist und um mit Dir zu sprechen. Aber Hermann ist daran schuld, daß ich mein Gelübde des — Redens so breche; alle Zeit zum Schreiben nimmt er mir weg und ich lasse sie ihm auch gern."

„Eine Neuigkeit, die vielleicht noch nicht bis nach Hof gekommen. Der Professor Klodius ist todt. Ich erwarte ein kleines Leichengedicht auf ihn von Dir, denn Du mußt nun anfangen, in Versen Dich zu üben; und er ist ein Gegenstand, der zum Glück so groß nicht ist, als daß Du mit Deinen unausgewachsenen Flügeln noch nicht zu ihm hinaufkönntest."

„Meine Bücher vermehre ich täglich und mit der Zeit hoff' ich eine hübsche ansehnliche, juristische Bibliothek aufstellen zu können, der ich eine andere satyrische Bibliothek, welche Dich zum Verfasser hat, gegenüber setzen werde. Du wirst dem Hiob gleichen, der nach allen Versuchungen und nach allem

Kreuztragen, doch noch Söhne und Töchter zeugte."

„Ich schrieb Dir einmal: ich könnte Dir nur Hausmannskost vorsetzen; dieser Brief trägt gar nur Schauessen auf. Wenn ich heute nachlässiger, unpolirter als sonst schreibe: so verdiene ich einiges Lob dafür: denn ich habe Deinen Briefstyl mir zum Muster vorgestellt, der, was Konstrukzion und Wohlklang angeht, kaum nachlässiger sein könnte. Lebe wohl, unsere wechselseitigen Scherze thun unserer Freundschaft nichts."

Ich weiß, einen geschriebenen Spaß verzeiht man eher als einen gesagten; aber wenn Du wüßtest, daß ich mehr Scherze aufopfere als niederschreibe und nicht dem Geschmacke, sondern der Freundschaft aufopfere: so würdest Du völlig dem Feinde Luthers, dem Tezel gleichen, der eine Ablaßkrämerei trieb und mithin auch Sünden gegen die Freundschaft gern vergab.

Sei so gut und gib den Brief an Archenholz auf die Post und frankire ihn; glaube aber nicht, daß ich nicht heimlich Dir die Porto's nachrechne, die Du für meine Briefe gibst; ich kann das nicht wol unterlassen, weil ich zu sehr besorgen muß, Du möchtest in der Rechnung, die Du mir über Deine Auslagen machst, mich doch — betrügen; ich bin hierin durch

traurige Erfahrungen längst gewitziget und klüger gemacht worden, wo Du mir statt 3 Groschen nur 2 Groschen anrechnetest und Dich lieber selbst um Einen Groschen betrogest, um nur das Vergnügen zu haben, auch mich zu betrügen.

Lebe wohl mein Freund! Wenn ich allzeit so gegen Dich wäre, wie ich mir vorsetze zu sein, wenn ich nicht bei Dir bin: so hätte ich gar niemals gesündiget wider den Namen Deines Freundes

J. P. F. R.

N. S. Die Weinertin hat an mich geschrieben, aber ich kann ihr unmöglich helfen. Sage ihr doch — wie oft wird sie Dich überlaufen — daß sie ihre Briefe Dir zustellt; sonst gelangen sie nicht an mich und werden wie der vorige vorher von andern erbrochen. Wenigstens muß sie darauf setzen: in der Klostergasse.

Den 1. Februar 1785.

Mein Oerthel! Ich habe mir vorgenommen, wenn Du todt bist und ich nicht, Deine Briefe an mich zum Drucke zu befördern; ich dürfte sie sogar, falls ich keinen Verleger dazu fände, auf meine eigne Kosten drucken lassen. Eine kleine Vorrede würd' ich ihnen vorausschicken, die ich lieber jetzt ausfertigen will, ehe Du noch todt bist; denn wenn Du schon hin wärest

ins entfernte Land: so glaub' ich beinahe nicht, daß ich die Vorrede noch machen könnte; mein Herz würde es meinem Kopf nicht zulassen und ich ginge dann den ganzen Tag blos mit dem Gefühle des Ausspruchs herum: „es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sei.“ Nur der lebt einsam, der ohne Freund lebt; und am allereinsamsten ist er, wenn er dabei etwan noch gar unter recht vielen Menschen ist.

Aber die Vorrede, auf die Du mit Recht so begierig bist:

„Ich habe die Ehre, hier dem Leser ein Päckchen Briefe mit einiger Grazie darzureichen, die aber nicht an ihn, sondern an mich geschrieben sind. Was meine Antworten darauf anlangt: so sind sie schon größtentheils gedruckt und ich habe sie stückweise in meinen satyrischen Aufsätzen verschlagen mit einfließen lassen; nichts gehöret also von diesem Büchelchen mir als etwan die Vorrede. Es ist eine bekannte Regel, daß eine Vorrede solche Dinge enthalten muß, die sie nach und nach voll machen; und mich dünkt, der meinigen wird man den Vorwurf der unfigürlichen Leerheit wol nicht machen.

„Mein Freund starb an der Hypochondrie, die er auffing, weil er das Studium der Rechts- und Un-

rechtsgelehrsamkeit mit zu viel Allotrien verband; und vielleicht auch, weil er einem gutgemeinten Rath von mir ein wenig zu viel Gehör gegeben. Ich rieth ihm nämlich, als wir beide uns vor dem Tische, wo Bücher aufgetragen wurden, niedersetzten, seiner Seele recht viele Speise zu geben, ihr nichts an den Fastenspeisen (der Jurisprudenz) abzubrechen und an der Tafel wenigstens bis um 12 Uhr zu Nachts sitzen zu bleiben, wie alle Vornehme thun. Zum Unglück für seine Gesundheit willfahrte er meinem Rathe, den ich seither oft bereuet."

„Ich selbst habe mich durch diese geistige Schwelgerei zu Grunde gerichtet und ich muß dem Publikum sagen, daß ich zwar einer der scharfsinnigsten, aber auch leider! einer der kränklichsten Autoren bin."

„Aber diese Hypochondrie nahm auch die Kräfte seines Geistes merklich mit und sein Kopf und sein Herz litt viel darunter. Ich berufe mich auf vorliegende Briefe selbst, worin er beides ausdrücklich versichert; und in der That ist diese Versicherung auch gar nicht überflüssig. Denn der Inhalt der Briefe selbst scheint sie schlecht zu bestätigen; und sie haben mich oft zu dem Irrthum verleitet, daß sie gar Gesundheitspässe seiner Seele wären. O! entfernter Freund! wie oft haben Deine Briefe mein Herz

erwärmt, das der Tugend wenig mehr zu geloben im Stande ist als Entschlüsse! Wie oft erwärmte es Deine Menschenliebe! Wahrhaftig, wenn Dein elender Körper eine bewegliche Leiche war: so war Dein Geist eine Begräbnislampe, die das ewige Feuer der Griechen aushält! Indessen bleibt dem ungeachtet das wahr, was er selbst von sich sagt; denn er muß sich selbst wol am besten kennen."

„Um nicht in Uebertreibung des Lobes zu fallen, hab' ich den gedachten Briefsteller diese Vorrede selbst vorher wohl durchsehen und prüfen lassen. Indessen muß ich sie jetzt beschließen, weil die Post abgeht, die sie zu ihrem Verleger führt, der nicht wohl thut, daß er mich so gar sehr treibt. Weimar, den 12. Mai 1832.

Jetzt muß ich wieder wie gewöhnlich eilen, weil ich gewöhnlich von der Post getrieben werde. Unter Hermanns Namen ging ich von Plauen ab; und meinen gab ich unter dem hiesigen Thore an.

Den 9. Februar 1785.

Von literarischen Neuigkeiten lese und höre ich hier sehr wenig. Ich habe zwar erwartet, Du würdest ein genaues Tagebuch über alle Neuigkeiten des Par-

nasses führen; ich glaubte sogar, Du würdest es mir hernach gern mittheilen; allein so viel ich sehe, hast Du Lust, mir besagtes Tagebuch gar vorzuenthalten und ich werde mit der Lesung desselben wol so lange warten müssen, bis ich Dir es einmal selber stehle.

Deine Antwort auf den meinigen ist so kurz wie ein Kommandowort und ist im Grunde nur eine geschickte Abbreviatur eines Briefes; allein das ist eine Kürze, die man wol so wenig wie die Senecaische empfehlen kann. Cicero gab auf die Frage: welche Rede des Demosthenes die schönste wäre, die Antwort: die längste. Aber eben diese Schönheit der Bogenzahl, die allen andern Schönheiten erst die Krone aufsetzt, vermiß' ich an Deinen Briefen nur gar zu sehr; träten sie einmal gedruckt ans Licht, so würd' ich sie gewiß rezensiren, aber dann vielleicht diesen Fehler nicht sehr freundschaftlich rügen. Ich würde ihn indessen doch entschuldigen, diesen Fehler, wenn ich nur nicht wüßte, daß Du ihn freiwillig begehest, oder blos um einige Dreier Papier zu erkargen.

Kant ist in gewissem Betrachte eine Misgeburt. Neulich las ich von einer Person in Frankreich (glaub' ich), die ein Herz hatte, das so groß war wie der Kopf selbst; die ähnlicht Kant völlig. Sein Herz gibt seinem Kopf wenig nach. Ich will die Ironie

verlassen. Hast Du einen Aufsatz von ihm über eine neue Art von Geschichte in der Berlinischen Monatschrift gelesen? Da find' ich den edlen Geist des Alterthums, durch welchen Herder, Garve entzücken, eine Vaterlandsliebe der ganzen Welt und nur den Epikur nicht; diesen Zizisbeo von der Jungfrau Europa. Dasselbe Gepräge trägt auch jene Stelle in seiner „Kritik," wo er von den Idealen und von Plato's Republik (die ich jetzt auch gelesen habe; über die Tugend ist gar noch nichts so geschrieben worden wie diese Republik; ich weiß, Du bist außer Dir, wenn Du sie lesen wirst) spricht; oder auch das Ende derselben, wo er den Sätzen, deren schwache Stützen er zerbrochen hatte, bessere unterstellet. Ich weiß aber nicht, wie Platner ihn mit Hume vergleichen können, da er nichts weniger als ein Skeptiker ist; es müßte denn jeder einer sein, der etwas leugnet.

In der Allg. Deutsch. Bibliothek stehet eine Rezension der „Kritik", die bescheiden ist und gute Erinnerungen macht, an der aber immer das zu tadeln bleiben wird, daß sie nicht so dick ist wie das Buch, welches sie berichtigt und lobt.

Von Kant, von seinen Büchern und von seiner Existenz weiß hier zu Land niemand etwas; indessen würde der Schluß, daß man daher in Hof wol wenig

lesen und denken müsse, nicht sehr richtig sein; vielmehr werden die „Reisen eines Franzosen" hier herum allgemein gelesen und von Personen beiderlei Geschlechts glücklich beurtheilt. Um Dich mit dem Landeshauptmann auszusöhnen, meld' ich Dir, daß er viel Gutes von Dir spricht und auf Deine Bekanntschaft begierig ist. Wie gut ist es, daß der Vorschlag des Momus, an der Brust des Menschen Fenster einzusetzen, nicht durchging! Könnten die Leute hier durch eine Glasthüre in Deine Brust hineinsehen: sie würden alle den Kopf schütteln und zu einander lächelnd sagen: „dem Menschen sein Herz ist doch ein wenig gar zu groß." Auch dürfte Dir, falls Du eine hiesige Gesellschaft mit feinen Scherzen belustigen wolltest, der Kriegsrath Kranz die besten Dienste thun.

N. S. Die Weinertin hat an meine Mutter geschrieben; sie wird ihr bald antworten. Noch einmal frankire ich meinen Brief nicht; aber wahrlich! ich — kann nicht anders.

Den 13. Februar 1785.

Mein Oerthel! Ich habe Dir wenig zu schreiben, aber ich wollte den Brief an die Weinertin nicht ganz ohne Begleitung lassen. Dieser Brief enthält die Nachlese von dem vorhergehenden.

Dein H. Vater sagte mir neulich, daß er Dich auch noch die Universität Erlangen beziehen lassen wollte; Du würdest Mühe haben, ihn von diesem Entschluß abzubringen *).

Der letzte Sommer, den wir mit einander hier verleben wollen, soll für uns recht viele Galatage haben und beinahe aus lauter Flitterwochen, (statt daß jetzt uns Zahlwochen peinigen) bestehen. Vielleicht wird Dir dann hier nichts fehlen als der Hermann, den Dir niemand ersetzen kann. Ich werde wol nicht eher ruhen als bis ich mich mit ihm verloben dürfen **), denn ich glaube, Montaigne hat doch

*) Oerthel kehrte zu Ostern desselben Jahres auf die Güter seines Vaters zurück, wo er, wenn der väterliche Vorsatz — was jedoch seiner zunehmenden Kränklichkeit wegen nicht geschah — ausgeführt worden wäre, nur ein halbes Jahr verweilen sollte.

**) Ich spiele auf die Gewohnheit der Morlacken an, bei denen ein Paar Freunde sich ordentlich kopuliren und feierlich einsegnen lässet. Bei den Griechen war die Freundschaft der Männer oft im eigentlichen Sinne eine Ehe; aber daß das Gesicht mit ins Spiel kam, das that der Freundschaft gewiß keinen Eintrag. An etwas Körperliches müssen alle unsere Empfindungen sich halten und das griechische Feuer der Freundschaft würde gewiß bei uns noch häufiger sein, wenn es sich noch von der körperlichen Schönheit mit nährte, an deren Stelle man jetzt lieber Geld und Ehre treten lassen. Was ist die Liebe der Freundschaft mehr als ein zeremoniöses Feuerwerk, wenn man sich die Liebe des Geschlechts denket, diese Glut von Brenn-

nicht ganz Recht, wenn er meint, man dürfe nur so viel Freunde als Weiber nehmen. Wenn (ich komme von einem aufs andere; aber Du wirst mir die fliegenden Gemsensprünge meiner Phantasie so gerne verzeihen als den ziehenden Faulthiergang meines Briefsstyls) wenn nicht Aehnlichkeit des Kopfes, sondern bloße Aehnlichkeit des Herzens die Freundschaft machen können soll: so fehlet hier doch noch manches. Bloße gegenseitige Tugend kann Hochachtung erregen, aber eine Vereinigung wie zwischen Montaigne und Boethie stiftet sie wol schwerlich. Wenn ich einen fragte: warum liebst du nicht lieber dieses Mädchen,

---

spiegeln, welche die Sonne auf die Erde herunterziehen? daß sich dieses Feuer zuletzt mit einem Sinnenkitzel und Triller endigt, kann nur dem anstößig sein, der das Geschlechtsvergnügen an sich für etwas niedriges hält. Wer die Reinheit und Höhe kennt, zu der einige unserer Empfindungen nur ein oder zweimal im ganzen Leben getrieben worden; wer das Hinkende, Niedrige, Mangelhafte, Kraftlose, Flüchtige und Unbeständige, das unsere edlern Empfindungen immer entstellt, mit den Idealen zusammenhält, die in seiner Seele davon liegen, der muß gestehen, daß dieses Leben ein elendes Spiel- und Flickwerk ist und daß wir bestimmt sind, hier auf der Folter unserer Wünsche und des Gefühls unseres Unvermögens zu liegen, wofern es nicht ein zweites wahres Leben gibt, wo unsere Empfindungen aus einem ungesunden dunstvollen Winterhaus ins Freie und in die Strahlen einer größeren Frühlingssonne kommen, wo die Freundschaft die Flügel der Liebe nimmt u. s. w.

das wenigstens eben so schön, gut und klug, wie das ist, an dem du hängst: so würde er mir nichts zu antworten wissen; ich aber würde an seiner Statt sagen: mit der Liebe ist's wie mit der Freundschaft und wie mit allen Empfindungen, die auf tausend unsichtbaren und im Freien schwebenden und fliegenden Fäden ruhen. — Platner empfiehlt eine gewisse feine und höfliche Zurückhaltung, eine gewisse Etikette in der Freundschaft und warnet vor großer Vertraulichkeit; Du wirst aber gewiß fühlen, daß diese Regel auf Montaigne's Freundschaft gar nicht passet; passet sie freilich auf die gewöhnliche: so ist es ein Beweis, daß sie wenig tauge und daß Freunde, die zu diesem wohlthätigen Betrug ihre Zuflucht nehmen müssen, entweder viele Fehler haben, von deren Verlarvung die Dauer und der Grad ihrer Freundschaft abhängt (d. i. also ihre Liebe hat Vorzüge zum Gegenstande, die beide gar nicht haben) oder sonst Vollkommenheiten an einander wenig genug kennen, um sich zu weigern, dafür Fehler zu übersehen.

Ich komme von der Freundschaft, nach einer bekannten poetischen Figur, auf die Hofleute und erzähle Dir eine schöne Anekdote von einem. Unter dem vorigen Markgrafen war einmal ein Hofmann, der hatte einen schönen Hund. Der schöne Hund war

einmal mit dem Markgrafen und seinem Herrn und vielen Hofleuten in Einem Zimmer und ließ seinen Urin ans Bein des gedachten Markgrafen. Die ganze stehende Armee desselben fiel jetzt mit Waffen über den Hund her; besonders that sich unter denen, die ihn hinausprügelten, sein Herr hervor. Zuletzt ging auch der Markgraf den Weg des Hundes und sein Herr hielt an die Anwesenden folgende Rede: „Wenn ich je etwas gethan habe, was eines ächten Hofmanns nicht ganz unwürdig ist: so war es jetzt. Der Hund, den wir miteinander hinausprügelten, ist mein; ich habe kein Weib, kein Kind, keinen Freund; aber den Hund hab' ich statt des allen und lieb' ihn. Sehen Sie indeß, da der Hund in die Ungnade meines Fürsten fiel: so kannt' ich ihn nicht mehr und schlug ihn mit."

Mein voriges Geschwätz sagte Dir nichts, was Du nicht wußtest; aber wenn ich Dir das nicht sagen soll, was Du schon weißt, warum sagst Du mir so oft und ich Dir, daß ich bin Dein Freund R.

Schwarzenbach an der Saale
den 9. März 1785.

Ich bin, wie Du siehest, nicht in Hof; gleichwol mach' ich mir diese Gelegenheit nicht zu einer Erlaubnis zum Stillschweigen.

Deinem Einfall: „vielleicht wäre (durch Deine Gesundheit) einem Bewohner des Sirius Abbruch geschehen" setze ich eine Fabel entgegen, deren Ausbildung Du mir aber erlassen wirst.

Schwerlich kannte jene Purpurschnecke, von der ich jetzt erzählen will, die Menschen, die ihr viel zu groß vorkommen mußten, um ihr nur Riesen zu scheinen und die in ihren Augen Welten sein mußten, welche sich nicht bewegen; die Purpurschnecke konnte mithin ihre Verbindung mit dem Menschen so wenig fassen als ich oder Du die unsrige mit dem Sirius. Indessen nahm einmal ein Römer einen Stein und erschmiß die Schnecke. Eine philosophische Schnecke ließ einige Trostgründe für unsre Schnecke fallen, die mit den schmerzlichsten Empfindungen rang, und suchte sie durch die Vorstellung des wohlthätigen Einflusses, den ihre Leiden auf das Ganze haben könnten, geschickt zu beruhigen. O! rief das leidende Geschöpf mit einem Spotte aus, den man dem Schmerze gern, aber schwerlich Voltairen verzeiht, vielleicht wird durch den Untergang einer Schnecke wol gar eine Welt (sie meinte einen Menschen) ihrem Untergange wieder abgejagt." Und das war auch wahr. Denn der Römer hatte sie getödtet, um ihr Blut in das Schreibzeug seines Kaisers einzuliefern. Dieser unterschrieb damit (mich dünkt,

das Blut, womit Friedenstraktaten unterzeichnet werden, ist wol nicht von Schnecken) eine Schrift, deren rothe oder kaiserliche Unterzeichnung einem angeblichen Missethäter das Leben errettete. — „Aber die Vernunftmäßigkeit dieser schmerzlichen Verbindung und Verkettung, gegen die das offenbare Unvermögen unsers Blickes, sie nach allen Linien oder auch bis ans Ende einer einzigen fort zu verfolgen, noch kein Einwurf sein mag, auch zugestanden: was ist das für mich für ein Trost, wenn ich unglücklich bin, damit es andere nicht sind? Höchstens kann er die beruhigen, die von meinen Schmerzen diesen Nutzen ziehen, und deren Glück ich mit meinem Unglück erkaufe!" Wer über die Nothwendigkeit, daß seine Leiden die Bedingung eines fremden Wohlseins sind, unwillig ist, der muß auch die übrigen Aufopferungen für das Vergnügen des andern scheuen und misbilligen und es muß ihm unbegreiflich sein, wie jemand Zeit, Kräfte und Gesundheit blos dem Vortheile eines fremden Ichs geloben könne; indessen ist diese ganze Aufopferung sogar noch überdies blos scheinbar und für das Vergnügen, das mich das Kasteien meiner niedrigen Triebe kostet, entschädigt mich die Befriedigung gewiß genug, die eben dadurch der edelsten Regung, der Menschenliebe, widerfähret. Und wer sagt, daß mein Schmerz

die Quelle eines fremden Vergnügens ist, der sagt auch zugleich das mit, daß der Schmerz eines andern wieder oft die Quelle eines Vergnügens für mich sein wird; und dieser wechselseitige Einfluß und Tausch der Schicksale erstattet wol zuletzt gar auch dem niedrigen Triebe seine Auslagen wieder.

Ich weiß, Du würdest Dich für einen andern sogar körperlichen Leiden unterziehen; wenn Du nun glauben könntest, daß Deine jetzigen andern vortheilhaft sind, würdest Du sie nicht durch eine höhere Rücksicht adeln und den unfreiwilligen Verlust der Gesundheit durch eine menschenfreundliche Einwilligung in eine tugendhafte Aufopferung verwandeln? — Uebrigens habe, wenn nicht mit der Hypochondrie, doch mit meiner Trostpredigt Geduld und ertrage wenigstens die letztere gesetzt; sogar die Beantwortung derselben muß ich von Dir fodern, welche mein letzter poetischer Brief vielleicht weniger verdiente.

Es ist hohe Zeit, daß ich Dir für Deinen Verweis (wegen des Doktor-Adepten) einen ordentlichen Verweis gebe. Ich wollte wetten, Du hast nach dem Lesen meines Briefs über den Doktor so zu Dir oder zum Hermann gesagt: „Richter ist doch auch gar zu leichtgläubig und lässet sich was anderes weißmachen; sowol in der Leichtgläubigkeit als in der Tracht ist er

einem Engländer nicht sehr unähnlich.“ Alle die Schwachheiten, die Du an ihm (dem Adepten) findest, erklären wol seine Verschlimmerung und geben ihr vielleicht eine verzeihlichere Gestalt; aber sie bleibt doch noch immer. Ferner: die Anekdote mit dem medizinischen Buche habe ich von einem, der sein Freund war und dem er das Buch (und noch andere) vorlas. Die medizinischen Geschichten, die darin vorkamen, waren zum Theil im Bezirke seiner Zuhörer vorgefallen, welche über die Verfälschung derselben am ersten urtheilen konnten.

Ich möchte Dich bald sehen; denn jetzt haben wir viele Materie, ehe wir uns ausreden. —

War mein Manuskript schon beim Kayser in Erfurt?

Ein gewisser noch lebender Jude in Baireuth wurde einmal von einem Consistorialrath mit der Erdichtung aufgezogen: die Türken hätten viel verloren, und um sich eine höhere Gunst zu verschaffen, opferten sie und zwar allzeit einen Juden und einen Esel mit einander. Der Jude antwortete: „es ist für uns alle beide gut, daß wir nicht dort sind *).“

*) Dieser Jude hat sonderbare Einfälle, z. B. da einmal in ein Gericht lauter junge Räthe kamen, hieß er es das jüngste Gericht.

In Schwarzenbach sagte man, ehe Du Deinen letzten Brief schriebst, daß Du todt wärest; welches ich aber wol nicht glaube, weil Du davon in Deinem letzten mit keinem Worte redest; indessen könntest Du doch in Deinem künftigen nur ein Paar Worte über den Werth jenes Gerüchtes verlieren. — Lebe wohl lieber Geplagter und erscheine oder schreibe bald Deinem R.

N. S. Die Weinertin hat wieder geschrieben; ich weiß sie mit nichts zu besänftigen.

An Oerthel in Töpen.

Hof den 9. April 1785.

Mein Brief wird wie eine sehr gute Geschichte nichts anders als Geschichte enthalten.

Ich ersuche Dich daher, daß Du mir in allem glaubst und es nicht wie die Jansenisten machst. Diese lassen die Untrüglichkeit des Papstes nur in Glaubenswahrheiten, aber nicht in historischen gelten. Ich darf aber vielleicht hoffen, daß Du nicht eher glaubst, ich lüge, als nur bis ich von metaphysischen und andern Glaubenswahrheiten rede; denn in historischen wirst Du mir das Vorrecht des Papstes wol nicht entziehen.

Ich sprach neulich mit dem hiesigen Buchhändler *). Er klagte über die Ungerechtigkeit des Herrn Pfingsten, der sich für eine Uebersetzung, welcher er den Namen einer eigenen Arbeit gab, vier Gulden für jeden Bogen bezahlen ließ. Ich machte ihm den Antrag, mein Buch zu verlegen und er nahm ihn mit vieler Bereitwilligkeit an, die mir natürlich scheint, weil er mich schon oft um Arbeiten gebeten und auch jetzt erst mir den Auszug aus einem französischen Buche angetragen. Ich lasse die Satyren in Quart drucken. Er läßt mir überhaupt in allem (in der Bogenzahl) freie Hand. Er hofft sogar, sie vielleicht mit einer neuen Presse drucken zu können. Meine Satyre für sein Intelligenzblatt wird wegen ihrer Länge erst in die besondere Sammlung eingerückt, die er nächstens von den bessern Aufsätzen seiner Zeitung veranstalten wird **).

---

*) Dieser war wegen äußerer Umstände und vielleicht auch aus Charakterschwäche sehr unzuverlässig.

**) Von allen diesen täuschenden — zum Theil aus Selbsttäuschung des unwahren Versprechens entstandenen — und zu freudig aufgenommenen Verheißungen ging keine in Erfüllung, so daß Paul, welcher angenehme historische Wahrheiten zu erzählen glaubte, blos Glaubenswahrheiten berichtet hatte. Indessen hat sich die für das Intelligenzblatt bestimmte Satyre noch vorgefunden, und wir lassen sie diesem Brief als Beilage auch deswegen nachfol-

Vorgestern bekam ich von Seiler (Besitzer einer Leihbibliothek in Leipzig) einen Brief, worin er mir, falls ich ihm oder dem Hermann das Manuskript in acht Tagen schicken würde, es anzubringen verheißet. Ich habe daher an beide geschrieben und den Hermann gebeten, einige Stücke dem Seiler in die Hände zu geben. — Sonach werd' ich wol nicht zwar Ein Manuskript (so sehr ich es übrigens nach allen Regeln einer gesunden Moral auch dürfte) aber doch zwei Manuskripte an zwei Verleger verkaufen und mit zwei Kindern, an jeder Hand eins, in die eben so vernünftige als närrische Welt hineintreten *).

Auf diesen Brief antworte mir so eilig als ich ihn geschrieben. Bist Du indessen noch nicht von Deiner geistigen Krankheit (der Trägheit) wieder hergestellt: so werd' ich gerne Dein Stillschweigen auf die Rechnung Deiner körperlichen setzen. Uebrigens solltest Du

gen, weil sie zeigt, wie früh sich in Paul eine Vorliebe für medizinische Studien entwickelte, woraus die für medizinische Selbhülfe entstand, von der in der Folge die Rede sein wird.

*) Auch Seiler konnte (wie schon erwähnt worden) so wenig das Manuskript anbringen als der Buchhändler seine prahlerischen Verheißungen zu erfüllen vermochte.

wol bedenken, daß alle Tage in Töpen Posttage für den sind, der nach Hof ein Schreiben zu bringen wünscht.

Beilage. Die mörderische Menschenfreundlichkeit.

Wenn der Bauer gesund ist: so sucht man ihm nichts zu nehmen als Hab' und Gut; wenn er krank wird: so trachtet man ihm gar nach dem Leben — an jenem erkennt er seine Feinde, an diesem seine Freunde. Ich meine hier keinen Bader, der einen tödlichen Aderlaß und einen guten Groschen will, keinen Apotheker, der statt der Arzneien Rezepte macht; sondern ich meine Pfarrer, Edel- und Amtleute, die den Landmann tödten, um zu beweisen, daß sie ihn haben heilen wollen, und die den Himmel zu verdienen suchen, indem sie andere hinein jagen.

Wenn ich bei einem Dorfhonorazior einer Haus- oder Reiseapotheke begegne: so fahre ich zusammen, weil ich weiß, es steht die Batterie und die Todtenorgel vor mir, womit der Tod in ein ganzes Dorf feuert. Denn sie ist offenbar geladen mit der Schweerschen Essenz, mit den Hallischen Arzneien, mit dem Ailhaudschen Pulver, mit dem rothen Pulver, mit Theriak, mit stärkenden Magentropfen, mit — Giften. Diese Arzneien, die ein guter Arzt jetzt selten

und dann nur gegen langwieriges Leben verordnet, probirt der Dorfhonorazior an jedem Kranken Nummer nach Nummer durch und rufet sie für Universalarzneien aus, ob es gleich nicht einmal Universalgifte gibt. Er sieht nicht, daß er an Universalarzneien glaubt, blos weil er an Universalkrankheiten glaubt und z. B. von Fiebern nichts anders weiß als daß sie, wie die Weiber, in kalte und hitzige eingetheilt werden. Er sieht nicht, daß man, wenn es Universalarzneien gäbe, nichts vernünftigeres thun könnte als alle Doktorhüte zerschlitzen und alle Apotheken umschießen und mich und diesen anmuthigen Aufsatz außerordentlich auslachen, weil Eine Universalarznei — und der Dorfhonorazior denkt gar, er verwahre sie zu Dutzenden — besser und wohlfeiler wäre als selbst ein Kirchengebet für Kranke, das, wenn es hundertmal geholfen, doch Einmal nicht hilft.

Der Dorfhonorazior sieht zu meinem Jammer nicht und sollte doch sehen, daß jene Arzneien, wären es auch die besten, unter den Händen eines andern als eines Arztes schlechterdings zu Gift ausarten müssen und nur etwan so oft heilen wie der Blitz, der zuweilen Gelähmte und Schwachsichtige kurirte und die übrigen erschlug. Denn nicht die Ausforschung einer Arznei erschweret die Rolle des Arztes — Eine

Krankheit umringt er mit einem Kongreß von Mitteln — sondern die Ausforschung der Krankheit, die so schwierig ist, daß selbst fünf Jahre Kollegienhören, Doktorhut und Bücherkaufen das Genie dazu nicht ersetzen können; was hat nun der Dorfhonorazior (Ausnahmen abgezogen) statt der fünf Jahre, statt des Doktorhutes, statt der Bücher, statt des Genie's? — nichts als einen alten Löffel, womit er dem Tode, wie mit einer Ladeschaufel, die Kanone lädt.

Der Dorfhonorazior sieht noch nicht, daß er nichts sieht, sondern will mir den Sieg auf diesem Intelligenzblatte durch den Einwurf nehmen: „der Landmann hat eine wahre Natur von Eisen, die was verträgt." Nun so wird er auch die Krankheitsmaterie vertragen, wenigstens leichter als deine Arznei. Aber es ist nicht einmal wahr. Der Landmann verträgt alles, Hunger, Arbeit, Wetter, Wunden — aber nur Krankheit nicht. Eben seine Stärke, seine Ueberfüllung mit dichtem Blut werfen ihn aus bekannten medizinischen Gründen dem Tode desto schneller unter die Sense. Wenn der epidemische Todesengel (Ruhr, Faulfieber, Scharlachfieber ꝛc.) herumfliegt: so schleicht er — wie vor den mit Blute bestrichenen Häusern der Juden — vor den Wohnungen der vornehmen ausgequetschten Städter vorbei und lässet diese, die vor

Nervenschwäche nicht stehen können, sitzen; aber in die ägyptische Hütte des starken Bauers bricht er ein und hauset da nicht wie ein Christ, sondern wie ein Türk. Eine nervenschwache, hysterische, bleichsüchtige Frau kann länger leben als irgend ein Leser dieses Intelligenzblattes und ich möchte sie nicht; aber bei einer feurigen rothwangigen, wie z. B. bei des gegenwärtigen Verfassers seiner, ist auf etwas besseres zu passen, und ich habe deswegen gern in die Todtenlotterie eingesetzt; so wie eine dicke saftvolle Pflaume vom ersten Windstoß fället, aber eine welke zusammengerunzelte — die schüttele der Teufel ab.

Wider mein Gefühl werd' ich lustig und es machen es die Städter; denn die Dornen, womit man den Landmann gewöhnlich nicht gekrönt, sondern gar umpanzert erblickt, lassen wahrlich wenig Lust zum Scherz. Ich wollte noch sagen, daß da gerade die eben gedachten Krankheiten dem Landmann am gewöhnlichsten und gefährlichsten sind, weil sein dichteres Blut das Fieber so leicht bis zur Auflösung treibet, und da mithin ihn schwächen so viel wie ihn heilen ist, daß, sag' ich, jene stärkenden und hitzigen Arzneien gerade das Holz sind, das man einem flammenden Gebäude unterstellet, um es zu befestigen und wodurch man eben der Glut zuschürt. Ja gesetzt, jene

Arzneien schadeten nichts: so schaden sie doch dadurch, daß sie den Kranken durch eine lügende Hoffnung vom Rathfragen beim Arzte entfernen.

Es ist sonderbar, den Chirurg wagt niemand zu spielen, aber jeder den Arzt; und doch ist die Heilung einer Wunde zehnmal leichter, bestimmter und gefahrloser als die eines Fiebers. Noch zwei Fragen und eine Antwort auf eine Dritte.

Der Landmann hat durch Erbschaft so viele medizinische mörderische Irrthümer von seinen 32 oder 64 Ahnen bekommen — z. B. die von der Heilsamkeit des Branntweins in der Ruhr, des Warmhaltens in Fiebern und Blattern rc.: — wär' es denn eine Todsünde und völlig gegen die symbolischen Bücher und gegen die Kanzel, wenn auf der letztern oder auch unten der Landgeistliche solche Irrthümer bekriegte, da man zumal gar nicht einwenden und sagen kann, es wären theologische?

Da adeliche Gutsbesitzer so oft die Dorfgemeine zusammenheißen und ihr so viel billige Befehle eröffnen lassen, warum wollen sie nicht einmal eine unschuldige Ausnahme wagen und ihr in Epidemien einen unbilligen Befehl ertheilen lassen — nämlich zum Doktor zu gehen? Und wenn neulich jemand schon einen solchen gab, warum geben ihn nicht mehre?

Da ich also von euch, ihr Dorfhonoraziores, nichts unchristliches begehre und hoffentlich euch nicht ansinne daß ihr dem Landmann etwas zu leben, sondern nur ihn leben lasset; da ich nicht die Absicht, sondern die Wirkung eurer Menschenliebe anfeinde; was werdet ihr heute am Donnerstag (welcher der wöchentliche Markttag auch für das Intelligenzblatt war, das an diesem Tage ausgegeben wurde) nach der Lesung dieses Blattes thun? Lachen und den Pachter, der es euch mitgebracht, fragen, wo er die Schweersche Essenz hat, und morgen das Intelligenz-Komtoir, wer doch der närrische Kerl ist, der R.

Den 21. April 1785.

Lieber Oerthel, der für mich nicht blos krank, sondern gar todt ist!

Inzwischen thut das gar nichts: denn wie alle Todten besuchst Du mich im Schlafe und wir haben gestern zu Nachts uns doch wieder einmal ganz satt gesprochen. Ich ging ausnehmend vergnügt über das pythagorische Stillschweigen, das Du zu beobachten anfängst und das sowol die Weisen als die Mönche so sehr empfehlen, zu Bette. Dieses Vergnügen muß sich nun in den Traum verwandelt haben, den ich

hier jetzt mittheile, um Dich in einen ähnlichen zu wiegen.

Mir träumte, Du wärest zu mir gekommen. Anfangs hielt' ich Deine Erscheinung gar für einen Traum, bis mich endlich Deine Annäherung überführte, daß Du es wirklich selber seist. Meine erste Frage war: „hast Du keinen Brief von Dir, denn Du hast mir lange nicht geschrieben; ich wollte wetten, Du bist Dein eigener Briefträger geworden.“ Deine Antwort war: „von mir hab' ich keine Briefe an Dich, aber hier ist der große Pack (Du zogst ihn sofort aus der Tasche) von Briefen, die andre an Dich geschrieben. Da ist auch der Don Quixotte, auf den ich Dich nicht länger warten lassen will. Ich schreibe Dir übrigens gern; aber ich habe so viel zu thun und ich muß besonders so viel Zeit mit der Lesung Deiner Briefe verzetteln. Wenn Du ihrer weniger an mich abließest: so hätte ich vielleicht mehr Zeit, auf sie zu antworten. Indessen wird mein Kutscher statt der Briefe 24 leere Bogen nachbringen, die Deiner Feder den weitesten Spielraum anbieten und mit denen Du meine Briefe ordentlich durchschießen kannst, um Deine eignen Anmerkungen einzutragen.“ —

„Aber, sagte ich, so mußt Du öfter selbst kom-

men. — Eben das wollte ich Dir jetzt sagen; ich habe mir vorgenommen, beinahe alle Abende zu Dir zu reisen und Du kannst Dich darauf verlassen." —

„Sonach kann ich mich, ohne Widerrede der Kunstrichter, ganz wol mit den Mönchen in Vergleichung stellen, die am Tage fasten, zu Nachts aber sich gütlich thun. Und nun mit dem Pfarrer in Rehau seiner Allg. Deutschen Bibliothek? — Gerade da ich das fragte, trat der Pfarrer selbst hinein, an dem Du anfangs nichts bewundertest als sein vorgestoßenes Kinn. Ihr sprachet lange mit einander; endlich kamet ihr auf die A. D. B. und ich erinnere mich noch wohl, daß der Pfarrer vom Preise bis auf 50 Fl. freiwillig herunterging und zugleich von 120 Rthl. sprach, die ihm die 65 Bände gekostet hätten. Allein ich kann mich mit aller Anstrengung nicht mehr auf das besinnen, was Du ihm antwortetest; ich bitte Dich daher, es mir noch einmal zu schreiben und mir nicht aus, sondern in den Traum hinein zu helfen. Wir gingen nun auseinander und ich fühlte es ungern, daß so viele Vergnügungen die Flüchtigkeit eines Traumes nachahmen. Zuletzt versprachst Du noch, mir nächstens zu schreiben; und das hat mir freilich nicht gefallen. Denn wenn es nicht falsch ist (und es ist nur gar zu wahr), daß die Träume gerade

das Gegentheil ihres Inhalts weissagen: so prophezeihet Dein geträumtes Versprechen, mir zu schreiben, nur gar zu deutlich, daß Du mir sobald keinen Brief schicken wirst.

Du wirst den Witz meiner Erfindung sehr erheben. Auch dünkt mich, hast Du nicht Unrecht. Ueberhaupt setzet der Traum unserm Geiste neue Flügel an, auf die vielleicht die alten Künstler anspielten, wenn sie den Schlaf mit Flügeln gestalteten. Daher ist es ein fataler Fehler unserer Poeten, daß sie so selten im Schlafe schreiben und noch in dem allgemeinen Irrthum stehen, ihren Versen sei durch den Schlaf des Lesers weit besser als durch ihren eigenen gerathen.

Diese Linie soll mein Scherz nicht überschreiten und ich bitte Dich, laß Deinen künftigen Brief einen Ablaßbrief sein für die Schwachheitssünden, die ich in meiner Laune gegen die Freundschaft etwan zu Schulden kommen lassen.

Wenn ich und Du mehr Ruhe erhalten: so will ich Dir etwas vorschlagen, das mich und Dich in eine häufige Korrespondenz verwickeln wird. Eh' ich Dich auf lange verlasse, muß ich noch für etwas sorgen, das Dich mich nicht vergessen lässet.

Lebe tausendmal wohl und werde gesunder, wenn

Du es nicht bist, und erinnere Dich zuweilen an Deinen Freund.

Den 29. Juli 1785.

Lieber Oerthel! Rochefaucould sagt: der Dank hat oft nur die Absicht, noch mehr zu bekommen. Das ist so richtig, daß ich meinen Dank für Dein Papier — indem ich Dir diesen halben Bogen davon schenke — blos darum bezeige, um wo möglich eines ganzen habhaft zu werden, auf dem Du mich versichern mußt, daß er mir gehört.

Der junge J**, der bisher den Namen eines Firsterns führen konnte, weil er sich wenig bewegte und von niemand Licht entlehnte, hat sich in der vorigen Woche in einen ordentlichen Wandelstern verkehret und scheint jetzt vielleicht schon in Berlin. Das Ziel, worauf er aus ist, ist, seinen Kopf auf einen bessern Fuß zu setzen als er bisher noch konnte, und einige medizinische Kenntnisse zu erlangen; er wird bei verschiedenen großen Männern Berlins einsprechen und mit jedem so umgehen, daß er ihn nicht ohne Vergnügen wieder entlässet. Da man in Baireuth einsah, daß seiner Verdienste und Kenntnisse so wenig Legion wären, daß man vielmehr kein Mittel unversucht lassen dürfte, ihn zu neuen anzu-

frischen und anzufeuern: so sind ihm höhern Orts zu seiner Reise zweihundert Gulden Reisegeld verwilligt worden; und er reiset und lernet jetzt auf Kosten unsers ganzen Landes. Fahre wohl glückliches Schiff, das Gold und Ballast träget, und kehre bereichert nach Hause; aber ich möchte um wie viel nicht der Staat sein, der auf dich sein Kapital gibt und mit dir einen glücklichen Großavanturhandel zu treiben gedenkt.

— Sechs Wochen will er da verweilen; und am siebenten Tag will er nach einer so beschwerlichen Selberschaffung ruhen so lange er einen Athem hat.

Ungeachtet ich kaum von Dir weg bin — in der That ich bin es nicht einmal ganz und ein Theil meines Wesens, das ein Doppellauter ist, sitzt noch immer in Deiner Stube und schreibt: — so komm' ich doch im nächsten schönen Tage sehr früh einmal wieder, um Dich zu einem sehr frühen Spaziergang aufzuwecken, und gehe Abends ganz spät wieder fort.

Ein Advokat entschuldigte hier seine Versäumung des fünften Termins mit der Krankheit seines Kindes und scheint dadurch denen einen Vorwand mehr gegeben zu haben, die den Juristen vorrücken zu können glauben, daß sie den zärtlicheren Regungen zuweilen zu viel Platz lassen.

Möchtest Du mir nicht das Fräulein Sternheim bald auf kurze Zeit schicken. Laß sie aber nicht ohne Brautführer weg; ich meine einen Brief von Dir. Lebe so wohl als ich neulich bei Dir.

Den 9. August 1785.

Der Zufall scheinet Dich nachzuahmen, da er schon zweimal die Verfügung traf, daß ich mich nicht bei Dir sah. —

Wenn ich Stiefeln haben werde, die unentbehrlich sind, ein rechtschaffener Mensch mag sich nun bewegen oder zeigen wollen, und die ich so wenig als ein Paradiesvogel die Füße entrathen kann — so komm' ich.

Lieber Oerthel! Ich bin jetzt in Rehau und komme erst in ein Paar Tagen nach Hause. Meine Mutter schreibt an mich und ist in der größten Noth. Ach lieber Oerthel ziehe sie daraus durch zwei oder drei Gulden die du eher wieder bekommen sollst, weil Du sie nicht mir sondern ihr leihest. Wie viel hab' ich nicht schon von Dir verlangen müssen! . . . .

Den 5. November 1785.

Lieber Oerthel! Ich sehe Dich also erst in Schwarzenbach; denn heute muß ich dahin.

Dein Kamerarius hat zweimal die Todesangst ausstehen müssen. Dein Bote trug ihn nebst meinem Mobiliarvermögen zum Kaufmann Gulden. Der Lehrling desselben, den der Kamerarius an nichts erinnerte als an seine Verdammung, setzte ihn in das Makulaturkästchen bei (wie etwan im Bambergischen die Missethäter, deren Tod beschlossen worden, in gewisse Kästen gesperrt werden) und mein Bruder rettete den großen Gelehrten, dessen Verbrechen, falls er ja deren einige begangen, längst verjährt sind, eben von einer nahen Viertheilung.

In Archenholz Reise durch England, die nach der Rezension herrlich sein muß, stehet diese Anekdote.

In England verkaufen bekanntlich die Bettelweiber einander krüppelhafte Kinder, die bei ihnen, wie bei andern Menschen ein schönes Gesicht, die Stelle eines Empfehlungschreibens vertreten und ihre Einnahme vergrößern helfen. Eine hatte sich ein Kind, das nicht zu sehr verunstaltet aussah, theuer angeschafft; „ein so schönes Kind," sagte eine andere, „für so viel Geld? für so viel Geld hättest du den größten Krüppel bekommen."

Seit der Zeit, daß Du in Töpen bist, vermag ich nicht, Dir einen Brief zuzufertigen, der sich durch poetische Figuren empföhle und einen Rang unter dem

schönen Geschlechte der Briefe erlangen dürfte. Ich hoffte es heute vielleicht dahin zu bringen, wenn ich schönes Papier nähme und, da der Körper so sehr über die Seele schaltet, durch den Körper des Briefs seine Seele schön zu machen suchte; allein ich habe Ursache zu glauben, daß es mir nicht gelungen und daß Du das Sprüchwort auf mich anwenden werdest: **docti male pingunt.**

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

SBB013401206558

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jean Paul, / Förster, Ernst, / Otto, Christian,

Wahrheit aus Jean Paul's Leben

Bd.: Drittes Heftlein

Breslau 1828

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.o.515-as(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426130-4